Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Das

Haus des Schulmeisters.

Das Haus des Schulmeisters.

Dem Holländischen des Gerard Keller

nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.
1878.

Erstes Capitel.

„Schnell, Septima, hole Papas Pantoffeln," sagte Frau Stalker zu ihrer jüngsten Tochter, die auf einem Schemel neben ihr saß und mit Ernst und Eifer eine Nadel mit Faden unaufhörlich durch ein Baumwollenläppchen zog. Unglücklicherweise war der Knoten am Faden vergessen und dieser langte daher für lange Zeit.

„Es ist nicht nöthig, Kind," sagte der Gymnasiallehrer, „ich gehe selbst hinauf, aber meine erste Tasse will ich hier trinken."

„Papa, Septima heißt die Siebente, nicht wahr?" fragte Robert, der seit sechs Wochen die lateinische Schule besuchte.

„Richtig, mein Junge."

„Aber ihr habt euch um Einen verzählt."

„So?"

„Ja, Papa, zähle nur einmal; Fritz ist eins, Moritz ist zwei, Anna ist drei, Hans ist vier, ich bin fünf, Marie sechs, Louise ist sieben, und Septima ist acht."

„Dann wird wohl Einer dazu gekommen sein, von dem ich nichts weiß, oder bei den Römern ist sieben eins mehr als bei uns.“

„Nein, Papa, sage nur, wie es kommt?“

„Papa hat dich nicht mitgerechnet,“ rief Hans hinter seiner Zeichenmappe hervor, die er durch eine kluge Combination von zwei Stühlen und dem Piano zu einer Staffelei hergerichtet hatte.

„Aber, Robert, du weißt doch, daß Moritz kein Bruder von dir ist,“ sagte nun Frau Stalker.

„Richtig, das ist wahr,“ entgegnete der Knabe, indem er sich besann.

„Aber, Papa, wenn du nun einmal stirbst, wohin gehen wir dann?“

„Nun, dann bleiben wir hier,“ sagte Hans; „ich will schon unser Brot durch Zeichnen verdienen.“

„Und Papa wird schon etwas hinterlassen, gerade wie Onkel Peter, nicht wahr, Papa?“

„Allerdings, Kinder! Einen ehrlichen Namen und sieben Kinder, für die der liebe Gott dann sorgen wird.“

„Wie macht der liebe Gott das?“ fragte Marie.

„Ach, Stalker,“ sagte die Mutter, „die Kinder verstehen dich nicht. Hier, Luise, gieb die Tasse hübsch dem Papa.“

„Einen Kuß? Sonst bekommst du sie nicht!“ sagte Luise, während sie die Tasse Kaffee in die Höhe hielt.

„Schelm! du siehst wieder so schlau aus den Augen!" lachte Stalker, indem er seine Hornbrille abnahm, welche den vierzigjährigen Schulmeister wohl um zehn Jahre älter machte, und darauf hob er Luise auf seine Kniee und sie ließ ihn mit kindlicher Zärtlichkeit aus der Tasse trinken, die sie in der Hand hielt. Die sechsjährige Marie und Septima schlossen sich ihr an, und kein Schuljunge würde in der Hauptfigur dieser Gruppe seinen ernsthaften, strengen Lehrer erkannt haben, namentlich, als die Mädchen auf den Gedanken kamen, ihres Vaters Toilette ein wenig in Ordnung zu bringen — was immer sehr nothwendig war — und mit ihren weißen Händchen und rundlichen Aermchen von allen Seiten anfaßten.

„Ja, Kinder, es ist recht, daß ihr etwas auf euren Vater haltet, ihr kostet ihm Geld und Sorge genug," sagte Stalker, „aber nun laßt ihn zufrieden, sonst —"

„Sonst?" fragte Septima.

„Sonst bekommt ihr heute Abend kein Butterbrod, denn das muß euer Papa jetzt erst verdienen."

Die Mädchen glaubten es nicht, und im buchstäblichen Sinne war es auch unwahr, aber freilich, wenn Stalker nicht mit jedem freien Augenblick wucherte, wenn er nicht anhaltend und mit Eifer arbeitete, würde er wahrscheinlich außer Stande gewesen sein, seine

sieben Kinder zu erhalten, denn das Capital, welches er als Vormund seines Neffen Moritz verwaltete, wurde ausschließlich für dessen sorgfältige Erziehung verwandt. Stalker hatte seinen Neffen mit seinem eigenen Sohne auf die Universität geschickt, wobei Fritz ein Stipendium zu Hülfe nahm und der Eine Theologie, der Andere die Rechte studirte. Seit dem Tage, an welchem Fritz und Moritz die elterliche Wohnung verlassen hatten, schien Stalker noch geiziger mit seiner Zeit zu werden als früher; bald sagte er scherzend, daß er für seine drei Jungen und dann wieder für seine drei Mädchen arbeitete, und es war auch in diesem Augenblicke wieder die Veranlassung, daß er plötzlich aufstand, um sich auf sein Zimmer zu verfügen.

„Noch einen Augenblick!“ riefen die Mädchen, und die eine machte sich mit seinem Haare, die andere mit seinem Kragen, die dritte mit seinem Uhrbande zu schaffen. Als aber gleich darauf geklingelt wurde und man eine Männerstimme im Hausflur hörte, die nach dem Herrn des Hauses fragte, riß Stalker sich los und entfloh in das Seitenzimmer, um zu hören, wer es sei, und dann, je nach den Umständen, an seine Arbeit zu gehen oder in die Wohnstube zurückzukehren. Die ersten Worte des Eintretenden genügten jedoch schon, um ihn wieder zum Vorschein kommen zu lassen.

„Das ist hübsch von dir, Capitän,“ rief er, indem

er dem Gaste herzlich die Hand drückte; „ja, ich wußte wohl, daß Melchior nicht fortgehen werde, ohne uns noch einmal aufzusuchen.“

„Dich habe ich nun genug gesehen, Robert, aber deine Frau muß ich noch einmal küssen, bevor ich nach dem verdammten Neste reise“; und Hauptmann Melchior ließ den Worten sofort die That folgen, zum großen Schrecken der Kinder, welche der Meinung waren, Mama werde es nicht lebend überstehen. Frau Stalker war nämlich ein zartes, kleines Frauchen und Capitän Melchior ein breitschulteriger Riese mit pechschwarzem Schnurrbart, schwarzen Augen, schwarzen Haaren und mit einer Stimme, so gewichtig, daß wohl hundert Kinderstimmchen daraus hätten gemacht werden können. Und als ob dieses Bild des Schreckens noch nicht fürchterlich genug sei, trug der rasselnde Säbel an seiner Seite, das glänzende Lederzeug und die blinkenden Knöpfe und Epauletten — im Auge der Kinder wenigstens, denn in den Augen seiner Cameraden hätten sie wohl blinkender sein können — nur dazu bei, seine Umarmung noch eindrucksvoller zu machen.

Stalker lachte herzlich über diesen Eindruck und seine Frau sagte erröthend: „Aber, Georg, bedenke doch, daß ich Mutter von sieben Kindern bin.“

„Sieben Kinder! Du siehst noch aus wie an dem

Abend, da du als Braut den ersten Walzer mit mir tanztest; ist es nicht wahr, Robert?"

„Gewiß, gewiß," sagte Stalker, indem er sich die Hände rieb, „und ihr Herz ist noch eben so unschuldig."

„Und eben so jung und das deine auch, nicht wahr, Robert? Sapperlot, Mensch, wie weit hast du mich doch überholt! Ich könnte fast um die Hand deiner Tochter anhalten"; und Melchior heftete seine durchdringenden, aber dabei freundlichen Augen auf Anna, die siebzehnjährige Tochter des Lehrers, welche, obschon sie ihren jüngeren Geschwistern eine zweite Mutter war und selbstverständlich gern als erwachsene Dame galt, doch im Herzen kindlich genug war, um über die Worte des Hauptmanns zu lachen.

„Aber Sie würden mich nicht nehmen wollen, nicht wahr, Fräulein Anna?" — Dieses „Fräulein" glich Alles wieder aus. — „Ihr Vetter Moritz wird Ihnen wohl besser gefallen."

Anna erröthete bis an den Hals und bemerkte plötzlich, daß Septima's Schürze nicht festgebunden war, weshalb sie sich zu dem Kinde niederbückte.

„Ein hübscher Junge, der Moritz!" fuhr Melchior fort, „ein offenes Auge und eine freie Stirn, zwei gute Dinge, Robert."

„Wenigstens, wenn sie ein offenes Herz und hellen Verstand bedeuten," sagte der Gymnasiallehrer, „aber

was das Letztere betrifft: Moritz ist eigentlich nicht recht zum Studiren geeignet."

„Du hättest Rath annehmen und ihn Soldat werden lassen sollen."

„Dazu hätte er sich besser geeignet, aber du weißt, daß mein Bruder Peter darauf bestand, sein Sohn sollte Advocat werden. In seinen guten Tagen hat er mir oft gesagt, daß der Titel Justizrath das Einzige sei, was seinem Glücke fehle."

„Gute Tage!" wiederholte Melchior, „die haben nicht lange für ihn gewährt. Du weißt so gut wie ich, daß er nach dem Tode seiner Frau ein sonderbares Leben führte."

Stalker zuckte die Achseln. „Du weißt," sagte er, „daß ich mich um die Angelegenheiten meines Bruders gegen das Ende seines Lebens wenig bekümmert habe."

„Sage das nicht, Stalker," mischte sich dessen Frau in das Gespräch, welche jedes Wort gehört hatte, obschon die Herren der Kinder wegen sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten.

„Ich dachte nicht, Frieda, daß du so neugierig geblieben wärst," sagte Melchior neckend zu ihr.

„Nein, Georg, das bin ich nicht, aber Stalker soll bei der Wahrheit bleiben: er hat bis zuletzt Alles gethan, um Peter's unordentliche Haushaltung zusammenzuhalten; er hat ihn gewarnt und ihm geholfen, wo er

konnte, und nachdem — nachdem Peter gestorben war, hat er Moritz sofort in das Haus genommen und Alles geordnet, aber Robert ist zu bescheiden, um dies zu erkennen."

„So ist es ja ein Glück, daß meine Frau die Fama vorstellt," sagte Stalker, „wenn sie nur nicht zu laut in die Trompete stößt; namentlich in dieser Angelegenheit," und er begleitete seine Worte mit einem vielbedeutenden Winke.

„Also ist es doch wahr!" Und Melchior machte mit der Hand eine Bewegung, welche andeutete, daß es sich um einen Selbstmord handle.

„So nicht," sagte Stalker, „aber im Duell. Sofort todt."

„Weiß es sein Sohn?"

„Ich habe es ihm niemals gesagt, aber ich glaube doch, daß er es weiß; es giebt immer dienstbare Geister; kürzlich nahm er das Duell mit so viel Feuer in Schutz, daß ich an mehr als an den bloßen Wortstreit glauben mußte."

„Und wer war Peter's Gegner?"

„In dem Briefe, den ich auf meines Bruders Schreibtische fand, ersuchte er mich, alle Nachforschungen zu unterlassen. Die Sache sei nach allen Regeln abgemacht worden, die Secundanten seien Männer, in welche ich unbedingtes Vertrauen setzen könne; und Alles

ist so geheim gehalten worden, daß erst seit einigen Jahren etwas davon ins Publicum kam. Wie dies geschah, weiß ich nicht; du kannst dir denken, daß ich alle überflüssigen Mitwisser vermied."

„Und deine Vermuthung fällt auf Niemand?"

„Ja, auf einen Fremden, einen Mann, mit welchem Peter kurz vor seinem Tode Geschäfte gehabt haben muß, der darauf plötzlich verschwand und von dem ich nie wieder etwas gehört habe. Aber es ist nur eine bloße Vermuthung."

„Eine seltsame Begebenheit," sagte Melchior, „indessen für den Jungen war es vielleicht ein Glück, daß er in deine Hände gekommen ist, denn Peter war der Mann nicht, um seinen Sohn zu erziehen. Aber wie steht's mit Fritz?"

„Vor dem nehme ich meinen Hut ab," antwortete der Lehrer mit Stolz. „Du kannst mir glauben, Melchior, eingebildet bin ich nicht — Hochmuth würde auch zu meiner Stellung schlecht passen — aber auf solch einen Sohn bin ich stolz. Es ist Keiner auf der Universität, der ihn an Begabung und Eifer übertrifft; er kann mit der Zeit einer der gelehrtesten Männer von Europa werden."

„Ei!" entgegnete Melchior, auf welchen diese Aussicht offenbar weniger Eindruck machte; „soll er denn doch bei der Theologie bleiben?"

„Ja."

„Aber er wird sich wenig dazu eignen.“

„Das heißt, er soll auch kein Prediger bleiben, er wird eine Professur erhalten. Darauf geht er aus.“

„Du wirst alt, Stalker, du wirst alt!“ rief Melchior aus, während er lachend den Kopf schüttelte; „wie oft haben wir uns über dieselbe Idee lustig gemacht, die du mir nun so ernsthaft und treuherzig mittheilst.“

Stalker stimmte in das herzliche Lachen seines alten Freundes mit ein, aber — er blieb doch überzeugt: die Vorstellung, daß sein Sohn auf den Professor ausging, sei so albern nicht.

Frau Stalker hatte inzwischen den Tisch abgeräumt, und nachdem die Kinder ihr Abendbrot erhalten und die vier jüngsten „gute Nacht“ gesagt hatten, zündete sie die Lampe an, worauf es in der Wohnstube des Lehrers so behaglich und gemüthlich wurde, daß der Hauptmann Melchior mit Recht ein wenig Eifersucht verspürte.

„Aber, Georg,“ sagte Frau Stalker, „warum folgst du unserem Beispiele nicht? Nichts hindert dich, eine Frau zu nehmen.“

„Wenn ich eine bekommen könnte, die so lieb und fröhlich wäre wie du, Frieda, und ich wüßte sicher, daß sie so bleiben würde und — sie besäße hunderttausend Thaler, so kannst du überzeugt sein, daß ich mich nicht lange bedenken würde.“

„Aber dein Einkommen ist größer als das meinige,“ entgegnete Stalker, „und womit ich bestehen kann —“

„Damit kann Melchior nicht bestehen,“ fiel ihm dieser in die Rede. „Nein, Robert, ich muß etwas Vermögen haben; ich kann mich nicht mit dem Alltäglichen begnügen, und mein Einkommen genügt gerade für mich allein.“

„Also immer noch derselbe! Für mich ist die Zeit der feinen Flaschen vorbei. Erinnerst du dich noch, Georg, als wir zusammen die hohe Schule besuchten?“

„Und wer war damals am freigebigsten mit Geld?“

„Mit Credit sage lieber; Geld hattest du so wenig als ich. Ja, ich habe es manchmal später bereut, als es an das Bezahlen ging.“

„Nun bist du damit fertig, nicht wahr?“

„Damit, ja, aber es gehört etwas dazu, um eine Haushaltung zu erhalten, und wenn ich meine Frieda nicht hätte, käme ich nicht zurecht. Glaube mir, eine solche Frau bringt Männern wie du und ich mehr ein, als wenn sie Vermögen hätte, denn wir kennen den Werth des Geldes nicht und würden bald damit zu Ende sein.“

„Es ist gut, daß deine Tochter dich nicht hört!“

„Wäre sie hier, so würde ich es nicht sagen. Man wird vorsichtig, wenn so viele Ohren, und mäßig, wenn man so viele Munde um sich hat, aber für meinen

alten Georg Melchior habe ich doch noch eine Flasche übrig."

„Ich werde sie holen," sagte seine Frau.

„Nein, liebes Kind, du weißt nicht, wo die rechte Sorte ist. Meinst du nicht auch, Melchior, daß die Frauen im Weinkeller nichts zu schaffen haben?"

Stalker holte eine Flasche, und nachdem die beiden Freunde dieselbe unter Erinnerungen an die Vergangenheit geleert hatten und eine zweite gekommen war, trank der Lehrer ein Glas auf Melchior's Flamme.

„Du thätest besser, mir einen Gegenstand vorzuschlagen," sagte Melchior, „denn unter uns gesagt, das Junggesellenleben beginnt mich zu langweilen, und meine Ankunft hier steht damit in Verbindung."

„Du denkst etwas spät ans Heirathen."

„Wer sagt dir, daß ich jetzt erst daran denke? Es wäre möglich, daß ich abgeblitzt wäre, daß ich deshalb die Sache aufgeben wollte und nun doch noch einmal einen Versuch machen möchte."

„Höre, lieber Freund, wenn du dich verheirathest, will ich dein Trauzeuge und dein Hochzeitsgast sein; wenn du Vater wirst, will ich der Pathe eines deiner Jungen werden, und wenn du stirbst, will ich die Vormundschaft übernehmen — aber dir eine Frau zu besorgen, das kannst du nicht von mir verlangen."

Frieda dachte anders darüber; Frauen haben in

dieser Beziehung ein weiteres Gewissen, und sie nannte halb für sich selbst Frau Melersheim.

„Die ist nicht mehr sehr jung," antwortete Melchior.

„Vierzig Jahre ungefähr, aber sie sieht aus, als wäre sie dreißig."

„Zum ersten Male in meinem Leben höre ich, daß eine Frau die andere in dieser Beziehung lobt!" scherzte Melchior. „Hat sie Vermögen?"

„Man sagt: ja."

„Man sagt; das ist zweifelhaft."

„Sie lebt auf ziemlich großem Fuße, verkehrt in den angesehensten Kreisen, und sie ist wirklich eine Frau wie für dich geschaffen."

Melchior überlegte einen Augenblick. „Sie hat ein Kind, nicht wahr?" fragte er dann.

„Ein Töchterchen, ein allerliebstes, hübsches Mädchen von sechzehn Jahren; ein wenig eitel. Aber ist Helene nicht ein liebes Mädchen, Anna?" fragte Frau Stalker ihre Tochter, die gerade wieder in das Zimmer trat, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte.

„Gewiß, Mama, warum?" Und Anna erröthete wieder.

„Und zu dieser Wahl würdet ihr mir also rathen?" fuhr Melchior nachdenklich fort.

Anna blickte den Hauptmann erstaunt an; sie konnte seine Worte nicht anders verstehen, als daß ihre

Mutter Helene Melersheim mit dem Hauptmann verheirathen wollte, aber anstatt eifersüchtig zu sein, wie sonst wohl siebzehnjährige Mädchen in der ersten Aufwallung zu sein pflegen, wenn es sich um eine gute Partie für eine ihrer Bekanntinnen handelt, erging sie sich ausführlich über die Tugenden und Vorzüge Helenens, so daß der Capitän zu der Ueberzeugung kam, die beiden Mädchen müßten Busenfreundinnen sein.

„Morgen wirst du Gelegenheit haben, sie kennen zu lernen," sagte Frau Stalker. „Maibusch giebt ein Diner zu Ehren seines Sohnes, der sein Examen machen soll."

„Machen soll? Ich würde lieber ein Diner geben, wenn er es überstanden hätte."

„Dann würde vielleicht Aussicht sein, daß das Diner gar nicht zu Stande käme," entgegnete Stalker. „Ich kenne Anton, ich habe ihm fünf Jahre lang Unterricht gegeben, aber es sollte mich wundern, wenn der junge Mensch durchkäme."

„Nun, das ist seine Sache, aber ich bin nicht bei Maibusch eingeladen."

„Das macht keine Schwierigkeit; Maibusch ist sehr gastfrei und eine Uniform ist bei ihm die beste Empfehlung, die es geben kann."

„Ist er immer noch so albern? Als ich hier in Garnison lag, war er der Hanswurst der ganzen Stadt."

„Er hat sich ein Rittergut gekauft und nennt sich nun Maibusch von Hochsand. Es ist schade, er hat ein gutes Herz, und wenn seine Frau verständiger wäre, wäre Alles anders, aber sie möchte die frühere Krämersfrau vergessen machen und blamirt sich bei jeder Gelegenheit. Es ist mir ein Räthsel, weshalb Frau Melersheim mit solchen Menschen umgeht.“

„Er besorgt ihre Geldgeschäfte,“ bemerkte Frieda, „und überdies war ihr Mann mit Frau Maibusch verwandt.“

„Das ist richtig!“ entgegnete Stalker und rief dann plötzlich aus: „Das trifft sich gut, Melchior, da höre ich unsere beiden jungen Leute kommen,“ und darauf eilte er zur Thür hinaus und kehrte gleich darauf mit seinem Sohne Fritz und seinem Pflegesohne Moritz zurück, die er mit väterlichem Stolze seinem Freunde vorstellte.

Fritz war das Ebenbild seines Vaters, aber kräftiger gebaut und dunkler von Gesichtsfarbe. Er strafte durch seine Erscheinung die Redensart Lügen, daß die Studien die Körperkräfte untergraben; wenigstens geschieht dies dann nicht, wenn der Geist zum Studium befähigt ist. Nur an seinem ernsthaften Blicke war es erkenntlich, daß er mit dem Kopfe arbeitete, während seinen Bewegungen die Ungebundenheit mangelte, deren Vorhandensein denjenigen Studenten kenntlich macht, dessen Leben

die seltsame, glückliche und man kann sagen, heilsame Mischung von Zerstreuung und Anstrengung, von Sorglosigkeit im täglichen Leben und Hingabe an den höheren Beruf, die herrliche Vereinigung eines jugendlichen Herzens mit einem reifen Geiste aufweist, die man in keinem anderen Zeitraum oder Lebenskreise findet. Moritz war der Typus dieser glücklichen Mischung. Fritz hatte sich für die Festlichkeit des folgenden Tages feierlich in Schwarz gekleidet; Moritz war seinem Charakter treu geblieben und seine hübsche, etwas zierliche Studentenkleidung war mit seinem fröhlichen Gesichte in gefälliger Uebereinstimmung.

Die beiden Studenten waren von der nahgelegenen Universitätsstadt etwas früher angelangt, als man sie erwartet hatte. Mit fast kindlicher Herzlichkeit gab Moritz seiner Pflegemutter einen Kuß und Anna ebenfalls, worauf er Robert mit der Bemerkung beim Ohre nahm, daß er seit dem vorigen Monat wieder gewachsen sei. Dann setzte er sich zwischen Frau Stalker und Anna, um, wie er sagte, einmal ein recht häusliches Gespräch mit ihnen zu führen, während der Onkel wohl so freundlich sein würde, ihm von Zeit zu Zeit die Flasche zu reichen.

„Was denkst du denn? Für euch ist dieser Wein viel zu gut,“ sagte der Lehrer.

„Warum nicht gar, Onkel, du denkst wohl, daß

wir ihn nicht zu würdigen wissen? Komm, Fritz, lege dein Predigtgesicht einmal ab. Nein Tante, ich danke, Thee trinke ich nicht, er schadet dem Magen, aber Onkel muß noch eine gute Flasche Wein hergeben zur Belohnung dafür, daß wir, wie ein paar zahme Tauben, dem Schlage zugeflogen kommen. Was meinst du, Fritz?"

„Ich sage auch, Moritz, daß es dem Vater wohl eine Flasche Wein werth sein sollte, wenn wir die Professorenthees und die Professorenbutterbröte seiner Gesellschaft opfern. Aber die Eltern werden undankbar, sobald ihre Söhne erwachsen sind."

„Schweig nur still, ich gehe schon," sagte Stalker und verfügte sich in den Keller. Fritz setzte das Gespräch mit dem Capitän fort, der nun auch von seiner Zeit zu erzählen begann, denn Melchior war gleichfalls ein paar Jahre Student gewesen, aber er hatte dem militärischen Leben den Vorzug gegeben, oder vielmehr sein Vater that es, nachdem er einsah, daß sein Sohn Georg sich besser dafür eignen würde, als für die Rechtswissenschaft. Moritz machte von der Gelegenheit Gebrauch, um mit Anna zu flüstern, die ganz verändert zu sein schien, seitdem ihr Vetter nach Hause gekommen war. Was sie einander erzählten, würde für Melchior und Fritz von geringem Interesse gewesen sein, für sie selbst jedoch war es unbeschreiblich wichtig, denn es war die

Erinnerung an das Jawort, das im Geheimen verlangt und gegeben worden war, und gerade dieser Heimlichkeit wegen doppelten Reiz besaß. Der Hauptpunkt war die Frage, ob Jemand etwas von ihrem Verhältniß bemerkt habe, welche Frage vollständig verneint wurde, und dann kam die Aufzählung aller der Augenblicke und Zustände, in welchen sie an einander gedacht hatten, abgewechselt durch allerlei Bemerkungen und Mittheilungen, die den Abend für Beide im vollen Sinne des Wortes verfliegen ließen.

Stalker besprach mit seinem Sohne und dem Hauptmann die Geschichte des Tages, sie politisirten und philosophirten, und das Gespräch wurde so tief, daß Mutter Frieda unbemerkt die Augen schloß und träumte, — daß sie in ihrem Bette läge. Sie stand auch jeden Morgen bereits um sechs Uhr auf und war keine Stunde des Tages frei!

„Mein gutes Weibchen wird schläfrig," sagte Stalker plötzlich, als sein Auge auf Frieda fiel; „wir wollen nun unser einfaches Abendbrot essen, aber ganz einfach, Frieda!"

„Was ist geschehen? Nein, Kinderchen, ich schlafe nicht," sagte Frau Stalker, während sie sich bemühte, munter drein zu sehen, was so auffallend mißglückte, daß Alle in Lachen ausbrachen. Frieda selbst lachte mit, und da sie nun ein wenig geruht hatte, wurde sie wieder

die muntere, gesprächige Frau des Hauses, der Mittelpunkt des kleinen Kreises, der um das einfache Mahl versammelt saß. Stalker blieb mit seinem Gaste dem Weine getreu, während Fritz und Moritz mit den Damen Thee tranken, wobei sie jedoch fröhlicher wurden als bei mancher Studentenfestlichkeit.

Als die altmodische braune Hängeuhr elf schlug, klingelte Frieda dem Dienstmädchen, ließ die Teller fortnehmen und Aschenbecher an deren Stelle setzen; die Herren sollten sitzen bleiben, so lange sie wollten, aber morgen kam für sie und ihre Haushaltung wieder ein Tag, sagte sie, und das Mädchen mußte auch schlafen.

„Und wir auch, Frieda," entgegnete Melchior, indem er aus Höflichkeit sein Glas zurückzog, als Stalker ihm einschenken wollte. „Für mich ist es auch Zeit und für Stalker auch, der wird seinen Schaden ohnehin wieder einbringen müssen."

„Ach, die Augenblicke dieses Abends sind nicht zu theuer damit erkauft," sagte der Gymnasillaehrer, „wenn ich morgen und übermorgen ein Stündchen früher aufstehe, hole ich Alles wieder ein."

„Stalker, ich habe Respect vor dir."

„Denke daran, Georg, daß meine Kinder bei uns sitzen."

„Und ich beneide dich darum und es thut mir verteufelt leid, daß ich seiner Zeit abgeblitzt bin."

„Hörst du es, Fritz? Hörst du es, Moritz?"

„Wenn alle Abgeblitzten sich so wohl fühlten, wie der Hauptmann Melchior," sagte Moritz, „wär' Alles in Ordnung."

„Du hast doch dein ganzes Glück deinen Studien zu danken," fuhr Melchior zu Stalker gewendet fort, ohne auf das, was Moritz gesagt hatte, zu antworten.

„Ich habe es Gott zu danken, bester Freund, der meine Arbeit gesegnet hat und Jedem seinen Wirkungskreis bestimmt."

„Das kannst du mit deinem Sohne ausmachen," erwiderte der Hauptmann, indem er diesmal wirklich sein letztes Glas leer trank. „A propos, die Einladung bei Maibusch?"

„Ich werde mich morgen früh darum bekümmern, aber du kannst versichert sein, daß du eine erhältst."

„Ein Officier! Wenn der Capitän sein ganzes Regiment mitgebracht hätte, Maibusch würde Alle einladen," scherzte Moritz.

Als Melchior fortgegangen war, plauderte der Lehrer noch einige Augenblicke mit den jungen Leuten, jedoch bald folgte er dem Beispiele seiner Frau. Fritz und Moritz begaben sich gleichfalls auf ihr Zimmer, aber dort angekommen, öffneten sie das Fenster, zündeten ihre Cigarren an, und während Moritz sinnend und ein Lied vor sich hin trällernd, oder allerlei Albernheiten

vorbringend, die kühle Abendluft einathmete, hatte Fritz ein Buch genommen und war bald in seine Lectüre vertieft.

„Allons, Pastor," sagte Moritz endlich, indem er aufstand und mit wunderbarer Schnelligkeit seine Kleider von sich warf; „ich gehe jetzt schlafen, und du kannst es auch thun, du bist schon wieder eine ganze Stunde gelehrter geworden, als du es unten warst."

„Also wieder eine Stunde meiner Bestimmung näher gerückt."

„Glaubst du, daß die Bauern dich wählen werden, weil du etwas mehr oder weniger weißt?"

„Nein, aber unsere Bestimmung liegt auch höher, als unser gesellschaftlicher Beruf."

„Du wirst mir etwas zu schwer verständlich für die nächtliche Stunde, Fritz. Glücklicherweise ist es ein altes Thema und ich kann es schlafend mit dir behandeln."

„Es ist nur schade, daß du es nicht schlafend in Ausführung bringen kannst."

„Warum nicht? Gelangt doch so manch' Einer schlafend zu seiner Stellung."

„Es giebt auch wohl Manche, die den Zweck ihres Lebens verschlafen."

„Aber was nennst du denn Lebenszweck? Ist es der, wie dein Vater Tag für Tag in den Büchern herumschnüffeln und Dinge erforschen, die keinen an=

ständigen Menschen interessiren, oder so wie Capitän Melchior sich bezahlen lassen, um zu gewisser Zeit und an einem bestimmten Orte todtgeschossen zu werden, oder so wie Maibusch in süßer Ruhe an gewissen Tagen fällige Coupons abzuschneiden?"

„Jeder hat einen Lebenszweck, aber es giebt doch nur einen Zweck: Selbstentwickelung, Erziehung und Bildung zu einem höheren Leben durch Pflichterfüllung; Vermehrung der Kenntnisse verleiht bessere Einsicht, eine richtigere Auffassung unserer Pflichten."

„Nun, Fritz, dann wünschte ich, daß das Dienstmädchen deiner Eltern ein paar Jahre auf die Universität käme, damit sie ihre Pflicht besser begreifen lernt. Das Bett ist verdammt schlecht gemacht und ich kann nicht recht darin einschlafen."

„Sybarit!"

„Schlafe wohl, Fritz! Wenn ich mich einmal verheirathe und meine Frau miethet ein Dienstmädchen, so muß es vorher ein Examen im Bettmachen bestehen. Und du?"

„Ich bin noch nicht so weit wie du, Moritz."

„Wie meinst du das?"

„Ich bin nicht blind."

„Aber du sollst mich doch nicht länger sehen," sagte Moritz, indem er aus dem Bette sprang und das Licht blies.

„Du bist verliebt, Moritz.“

„Das bin ich, aber wer weiß, wie bald du es auch sein wirst?“

„Das weißt du besser. Für solche Dinge ist mein Herz nicht geschaffen.“

„Um so schlimmer, dann verliebst du dich mit dem Kopfe, was sehr fatal sein soll, besonders wenn man für sein Examen arbeiten muß. Nun, ich werde dir nicht im Wege stehen.“

„Ich glaube nicht, daß jetzt Aussicht dazu ist,“ endete Fritz das Gespräch und Beide schwiegen und lebten in ihrer eigenen Welt, bis Frau Stalker sie am folgenden Morgen für die gemeinschaftliche Welt aufweckte.

Zweites Capitel.

Es giebt sehr viele glückliche Menschen in der Welt, wenn sie auch selbst die Letzten sind, dies zuzugeben. Es giebt Viele, deren intellectuelles Leben die Spur verfolgt, die zu ihrem Ideale führt, wenn sie dies Ideal selbst auch nie erreichen; dann giebt es sehr viele, deren sinnliches Leben mit ihren instinctiven Neigungen in Harmonie ist. Möge das absolute Glück auch unerreichbar sein, die Uebereinstimmung zwischen Wünschen und Genießen, woraus das Glück hervorgeht, ist durchaus nicht selten. Herr Jacob Maibusch gehörte zu denjenigen, die nicht Verstand genug haben, um Vieles zu wollen, und Geld genug, um das, was sie verlangen, zu erhalten. Ein bequemes Leben, eine reich besetzte Tafel, gute Freunde, die ihn gegen Einsamkeit und Langeweile schützten, Behaglichkeit und Ruhe um sich her, das war Alles, was er für sein Privatleben begehrte, und für sein öffentliches Leben war er zufrieden, wenn seine Stadtgenossen ihn als

reich und womöglich auch als vornehm betrachteten. Das Erstere war ihm vortrefflich gelungen, das Letztere ging nicht so leicht, selbst das Rittergut Hochsand, welches er für einen beträchtlichen Preis gekauft hatte, ließ ihn in den Augen der großen Welt nicht viel steigen. Die Welt ist in gewissen Dingen von starken Vorurtheilen beherrscht, und daß Frau Maibusch ihr Vermögen eigentlich aus einem Krämerladen mitbekommen hatte, wurde nicht so leicht vergessen. Glücklicherweise gingen die Bemerkungen und Anspielungen an dem geringen Verstande und dem wenig entwickelten Zartgefühl des Herrn Maibusch spurlos vorüber, und nur ausnahmsweise bemerkte er, daß er nicht so viel galt, als er gelten wollte. Es gab aber auch viele, die den Herrn von Hochsand gern als eine der vornehmsten Persönlichkeiten der Stadt anerkannten aus Erkenntlichkeit für kleine Freundschaftsbeweise, die er selten verweigerte.

Ein feines Diner war etwas Gewöhnliches bei Maibusch, es war gleichsam der Preis, den er dem Verdienste zuerkannte, und mit unglaublicher Hartnäckigkeit schlug er sich immer auf diejenige Seite, welche sicher verlieren mußte. Diesmal gab er das Diner seinem Sohne zu Ehren, welcher den anderen Tag sein Fähnrichexamen ablegen sollte und nach der Meinung seines Vaters unzweifelhaft bestehen mußte.

„Es ist vielleicht das letzte Mal, daß du ohne Epauletten an deines Vaters Tische sitzen wirst," sagte Maibusch, der mit seinem Sohne im Garten umherging, während er auf Anton einen Blick warf, wohlgefälliger, als ihm von irgend Jemand Anderem zu Theil werden mochte, denn Anton war ein langer bleicher Jüngling mit außerordentlich unbedeutenden Gesichtszügen.

„Wenn ich nur nicht durchfalle," sagte Anton.

„Du durchfallen! Und warum solltest du gerade durchfallen? Meinst du, daß man in der Armee nicht ebenso gern anständige junge Leute haben will, wie in anderen Fächern?"

„Wenn ich die Antworten nicht weiß, falle ich doch durch," meinte Anton.

„Das hat keine Noth; du mußt nur dreist heraus sprechen, sie werden es nicht so genau nehmen, ich habe über dich geschrieben."

„Geschrieben? Was und an wen?"

„An diejenigen, die dich examiniren sollen — du brauchst dich nicht vollständig darauf zu verlassen, aber ich habe ihnen mitgetheilt, wer ich bin. Das kann keinesfalls schaden."

Maibusch klapperte bei diesen Worten mit einigen Thalern, die er lose in der Tasche trug; wahrscheinlich dachte er sich nichts dabei, vielleicht aber geschah es

auch in der Erinnerung an den Inhalt seiner Briefe. „Die Menschen sind nicht so schlimm," fuhr der Rentier fort, „und wenn sie dort wissen, daß sie mir ein ganz besonderes Vergnügen damit machen, werden sie dir schon durchhelfen."

Anton zuckte ungläubig die Achseln.

„Wenn du ein Examen abzunehmen hättest," sagte Maibusch in überzeugendem Tone, „würdest du es dann wohl über das Herz bringen, Jemand durchfallen zu lassen, wenn du wüßtest, daß du seinem Vater einen großen Verdruß damit bereiten würdest?"

„Nein, gewiß nicht."

„Nun also, mein Junge!" Und tief durchdrungen von der Kraft seiner Beweise, steckte Maibusch seine Hände in die Taschen und blickte mit einem triumphirenden Gesichte nach den Melonen unter dem Treibkasten, wo sie glänzend und ausgedehnt in der Sonne lagen. Anton schlenderte neben ihm her und warf zuweilen mit einem abgefallenen Apfel nach den Sperlingen, oder zerpflückte eine Blume, oder zertrat ein Insect, während Vater Maibusch, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, in Erwartung seiner Gäste die Herrlichkeiten seines Gartens in Augenschein nahm.

Endlich erschienen einige der Eingeladenen. Der runde Saal war zu ihrem Empfange in Bereitschaft gebracht, und dorthin wurden sie verwiesen, nachdem

sie erst durch den langen marmornen Gang geschritten waren und den viel versprechenden Küchengeruch durchkostet hatten. Denn trotz der Blumen, die im Vorsaale und an der Gartenthür standen, war dieser Geruch doch der vorherrschende, und Stalker machte im Vorbeigehen die Bemerkung, daß es mit den Blumen wie mit der Poesie im Leben sei, die auch durch das Materielle beherrscht werde.

„Allerdings," antwortete Frieda, während sie ihren Kragen herabzog, nach ihrer Broche fühlte und mit der flachen Hand ihr Haar glatt strich, ohne einen Blick auf die prächtigen Blumen zu werfen, die zu beiden Seiten des Einganges aufgestellt waren. Stalker's waren die ersten, denn der Gymnasiallehrer war ein Todfeind vom Zuspätkommen, und Frieda war so gut nach der Uhr dressirt, daß sie ihn niemals warten ließ, wofür Stalker sie reichlich belohnte, indem er stets zur rechten Zeit zu Hause war und sofort kam, wenn man ihn rief. Die Minuten, welche man in solchem Falle verstreichen ließ, galten dem pünktlichen Manne als Verlust für denjenigen, der rief, und nicht als Gewinn für den, der gerufen wurde, im Gegentheil, man gewöhnte sich daran, vor der Zeit zu rufen.

„Was sagen Sie dazu, Maibusch?" fragte der Lehrer, denn die obige Ueberlegung hatte die Einleitung zum Gespräche gebildet. Mit einem sprechenden Blick

auf seine Frau, erwiderte Maibusch, daß er gleichfalls für prompte Bedienung sei, worauf seine Frau sofort fragte: „Malaga oder Portwein?"

Frau Stalker sagte, sie werde immer so roth, wenn sie etwas trinke, sie thäte es daher auch niemals.

„Aber woher weißt du alsdann, daß du roth wirst?" fragte der Lehrer.

Dieser Scherz wurde von den vier übrigen eben so wenig verstanden, wie von dem japanischen Dienstmädchen, das gleich einer Bildsäule unbeweglich in einer Ecke stand. Dieses Mädchen war einer der wichtigsten Schmuckgegenstände in der Wohnung der Familie Maibusch. Der Gedanke, sich durch Sclaven bedienen zu lassen, hatte stets etwas Verlockendes für ihn gehabt, aber durch die albernen Bestimmungen des Gesetzes hatte er niemals einen wirklichen Sclaven sein Eigenthum nennen können. Er begnügte sich also mit einem indischen Mädchen von sehr zweifelhafter Race, welches noch dazu auf eine Familie wartete, um in sein Geburtsland zurückzukehren, und ließ durch dies Mädchen alle jene Kleinigkeiten besorgen, die man am bequemsten selbst thut, wie Tassen überreichen, einen Fidibus anzünden, die Thür zumachen, ein Glas abnehmen, das waren so ungefähr die Geschäfte, welche Dina verrichtete. Sie hatte also keine schwere Arbeit und erhielt dafür gutes Essen und Trinken und genoß außer-

dem das Vorrecht, den größten Theil des Tages im häuslichen Kreise ihres Herrn zu verbringen. Doch würde die Gesellschaft der Indierin mitunter lästig gewesen sein, hätte sie sich nicht den ganzen Tag in halb schlafendem Zustand befunden; auch jetzt war sie nur mit ihrem Körper vorhanden, und es war dem gerade eintretenden Herrn nicht allzu übel zu nehmen, daß er sie nur für eine Verzierung zu halten schien und seinen Hut auf Dina's Kopf setzte.

Dieser Scherz, den Herr Bärmann regelmäßig wiederholte, wurde auch diesmal wieder durch die Familie Maibusch mit herzlichem Gelächter begrüßt. Herr Bärmann war immer heiter, ein allerliebster Mensch, der Alles wußte, was in der Stadt vorfiel, einen starken Schnurrbart hatte, vier reizende Lieder singen konnte, ein besonderes Talent besaß, Anderen nachzuahmen, und sich ebenso gut an der reich besetzten Tafel des Rentiers, wie an seinem eigenen dürftigen Tische zurechtfand. Er war ein Kleinod für die Familie Maibusch und — Herr Maibusch war für ihn mehr als ein Kleinod, denn mit Kleinodien kann man wohl glänzen, aber man kann nicht davon leben.

Maibusch erwartete von Bärmann für diesen Mittag besonders viel und hatte alle seine Hoffnung auf ihn gebaut, denn Stalker war in der Regel nicht sehr redselig, Hauptmann Vogel, ein pensionirter Officier, hörte

lieber zu, als daß er selbst sprach, weil er auf diese Weise die beste Gelegenheit fand, sich an Essen und Trinken zu halten; ein französischer Herr, mit Namen Melange, der in Maibusch's Augen ein geheimnißvoller Fremdling, in den Augen Anderer ein gewöhnlicher Schwindler war, konnte sich nur schwer in der Landessprache verständlich machen; Hauptmann Melchior war dem Hausherrn noch etwas unbekannt, und Herr Pullen, der sonst ein ganz kenntnißreicher Mann war, wagte nur unter vier Augen das Wort zu ergreifen. Was Fritz und Moritz betraf, so meinte Maibusch, daß von ihnen nur Studentenwitze zu erwarten seien, und darum war es gut, daß man in Bärmann Jemand hatte, der eine Art Gegengewicht hielt und dafür sorgen konnte, daß auch Anton nicht gar zu sehr in den Hintergrund trat. Von den Damen erwartete Maibusch niemals sehr viel. Seine Frau hatte bei solchen Gelegenheiten viel mit dem Zureden und Anordnen zu thun, Frau Stalker sprach fast nur über ihre Haushaltung, ihren Mann und ihre Kinder, Fräulein Melange konnte eigentlich nur Französisch reden, Frau Pullen und ihre beiden Töchter bedurften sehr der Aufmunterung, Anna Stalker war noch gar zu jung, und was Frau Melersheim betraf, so wurde es unsicher, ob sie mit ihrer Tochter kommen werde, denn die festgesetzte Stunde hatte bereits geschlagen und noch ließ die gefeierte

Dame, die Königin des Festes, nichts von sich vernehmen.

Schon fing Maibusch an, ernsthaft unruhig zu werden, obschon, sonderbar genug, mit dieser Unruhe ein gewisses Gefühl der Behaglichkeit bei ihm entstand. Wie gern er auch mit der Anwesenheit der Frau Melersheim prahlte, war sie ihm doch immer etwas unbequem, und wie er nun alle Gäste so gesellig mit einander beschäftigt sah, hätte er fast gewünscht, die angesehene Dame möge lieber nicht erscheinen, obwohl es ihm auf der anderen Seite verdrießlich war, daß gerade heute, wo er zwei Uniformen bei Tische hatte, Frau Melersheim nicht gegenwärtig sein sollte. Endlich erschien die lang Erwartete. Sie war eine stattliche Frau mit einem schönen vornehmen Gesichte, dem zwar die Frische der Jugend verloren gegangen war, das dafür aber eine gewisse Würde angenommen hatte, die sie vielleicht noch schöner erscheinen ließ, als in früherer Zeit.

Sie war einfach und geschmackvoll gekleidet und hatte im Tone und in den Manieren etwas Gefälliges und doch etwas Würdiges, etwas Coquettes und doch etwas Natürliches, eine Mischung von Heiterkeit und Gesetztheit, welche die Damen mit Eifersucht, die Herren mit Bewunderung erfüllte.

Wenige Schritte hinter ihr folgte ihre Tochter Helene, eine Blondine mit fröhlichen, blauen Augen;

in der Liebenswürdigkeit ihrer Mutter ähnlich, während ihr deren Würde abging. Man konnte es Helene ansehen, daß sie durch Frau Melersheim lange als Kind behandelt worden war, denn sie hatte etwas Naives und Mädchenhaftes, welches bewies, daß ihr eine ganz andere Erziehung zu Theil geworden war, als Anna Stalker, zu welcher sie sich sofort gesellte. Unterdessen eilten die beiden Pullen'schen Töchter mit ihren rosa Tüllkleidern über weißer Seide auf einander zu und steckten die flachsblonden Köpfchen zusammen, um über Helenens Toilette ihre Bemerkungen auszutauschen, während die übrigen Damen den Gruß der Frau Melersheim beantworteten und die erforderlichen Bemerkungen über Luft und Wärme austauschten.

Aber bald war Helene nicht mehr mit Anna allein. Moritz und Fritz hatten die Gelegenheit benutzt, als Herr Melange, der ihnen mit französischer Gesprächigkeit den Unterschied zwischen Cigarren und Cigaretten ausgelegt hatte, sich zu Frau Melersheim wendete, um zu entschlüpfen und sich zu den beiden jungen Damen zu gesellen; denn darüber waren Beide einig, daß die beiden Fräulein Pullen ganz harmlose, aber für die Unterhaltung ungeeignete Wesen seien. Während die jungen Leute sich Helenen näherten, hatte Anton sich mit den beiden rothen Tüllkleidern in ein schüchternes Gespräch eingelassen.

„Vergiß nicht, mich mit der Dame näher bekannt zu machen,“ flüsterte Melchior Frieda zu, nachdem er Frau Melersheim vorgestellt war.

„Gefällt sie dir nicht?“

„Ich weiß ja, daß Frieda Stalker einen guten Geschmack hat. Kannst du mir nicht dazu verhelfen, daß ich ihr Tischnachbar werde?“

„Ich werde es versuchen.“

„Sie ist reich, nicht wahr?“

„Darüber mußt du Maibusch fragen.“

„Warum nicht gar! Aber die Festung wird nicht so leicht zu erobern sein.“

Frieda fand Gelegenheit, dem Herrn Maibusch zu erzählen, daß Melchior und Frau Melersheim, soviel sie wisse, alte Bekannte seien und daß es gewiß gut wäre, wenn sie neben einander sitzen könnten, und Maibusch, der bereits zehnmal die Plätze geordnet hatte, ohne ganz damit zufrieden zu sein, beschloß, diesem Wink Gehör zu geben. Er veränderte die ganze Anordnung noch einmal und erreichte damit den Erfolg, daß außer Melchior und Frieda Niemand einen guten Platz hatte. Er würde vielleicht die Sache besser geordnet haben, wäre eben mehr Zeit dazu geblieben, aber inmitten seiner Bemühungen wurde die Frau des Hauses ungeduldig und die Gäste wurden aufgefordert, sich nach dem Speisezimmer zu verfügen. Jeder Herr führte

eine Dame, und das indische Dienstmädchen, welches mit allen erdenklichen kleinen Halstüchern und sonstigen Ueberflüssigkeiten behängt war, schloß den Zug.

Der Hausherr und seine Frau erschraken, als sie die Reihenfolge der Plätze sahen: Maibusch saß an einer Tischecke und Bärmann hatte den Ehrenplatz. Melange hatte Frau Pullen, die einfachste Seele auf der Welt, zur Nachbarin, und neben Pullen saß Fräulein Melange. Stalker saß zwischen den beiden rothen Tüllkleidchen, und Moritz neben Helene, während Anton neben Anna gesetzt war. Fritz war der Cavalier seiner Mutter und Vogel der Nachbar von Frau Maibusch. Kurzum, wenn Maibusch es absichtlich gethan hätte, er würde seine Gäste nicht schlechter haben setzen können.

„Sitzen Sie nicht auf einem falschen Platze?“ sagte er zu Capitän Vogel, der gleichfalls an einer Tischecke saß.

„Wir sitzen Alle sehr gut, Herr von Hochsand,“ antwortete Bärman, „wir haben die Beine unter dem Tisch und den Rücken an der Stuhllehne.“

Hier und da wurde ein wenig gelächelt und dabei blieb es, denn es war unmöglich, die Plätze wieder umzutauschen. „Ich glaube,“ sagte Maibusch zu Fräulein Melange, „daß das Mädchen die Zettel verwechselt hat.“

„Plait-il?“ fragte seine Nachbarin. Maibusch,

der im Französischen nicht sehr stark war und nicht recht begriff, was die Frage bedeuten solle, lächelte freundlich und berechnete weiter, wie er die Gäste hätte setzen müssen. Nun, da es zu spät war, fiel ihm die herrlichste Eintheilung ein.

Nach und nach, als er sah, daß man trotz der Eintheilungen doch mit einander in Unterhaltung kam, fühlte er sich wieder behaglicher und kam in seine gewöhnliche, glückliche Stimmung. Er sah doch an seinem Tische zwei Uniformen, und wenn auch sowohl die von Melchior wie die von Vogel nicht mehr im vollen Glanze strahlte, so machte des Ersteren männliche Erscheinung und liebenswürdige Höflichkeit gegen die angesehene Freundin des Hauses doch den günstigsten Eindruck. Wenn er weiter die Reihe übersah, sah er einen echten Franzosen an seinem Tische und außerdem zwei richtige Studenten. Unter den Damen befanden sich außer Frau Melersheim und ihrer Tochter eine echte Französin und Frau Pullen, die zwar selbst etwas einfältig war, aber einen Bruder hatte, der Professor war. An Stalker war er schon gewöhnt, und den Pastor Loger hatte er diesmal nicht eingeladen, weil Melange und seine Tochter katholisch waren und Maibusch fürchtete, es möge zu Ungelegenheiten kommen. Als ob kein Prediger einen Katholiken sehen könne, ohne Lust zur Bekehrung zu empfinden!

Bei Maibusch wurde eine vortreffliche Küche geführt und sein Keller war berühmt, zwei Vorzüge, die sehr dazu beitragen mußten, das Diner angenehm zu machen. Die Eingeladenen thaten denn auch das Beste, um ihr Verständniß dafür zu beweisen, und wenn auch wenig gesprochen wurde, so wurde um so viel mehr gegessen. Namentlich zeigte sich Bärmann der Einladung würdig und sagte recht aus Herzensgrunde: „Ich wünschte, Herr Maibusch, daß Sie sieben Söhne hätten, die alle nach einander ihr Examen machen müßten.“

„Wenn der eine Sohn siebenmal durchfällt, kommt es auf eins heraus,“ sagte Moritz zu seiner Nachbarin.

„Würden Sie das wünschen?“ fragte Helene.

„Meine Wünsche beziehen sich niemals auf Dinge, die mir vollkommen gleichgültig sind; die Ihrigen wahrscheinlich auch nicht,“ entgegnete Moritz.

„Ich habe nichts zu wünschen.“

„Ich bin überzeugt, daß Sie nur zu befehlen haben, das ist das Recht der Schönheit.“

Helene sah Moritz verwundert an, als begriffe sie durchaus nicht, was er meinte. Aber es bestand doch ein Zusammenhang zwischen ihrer Beobachtung und der Frage, die sie darauf that:

„Finden Sie nicht, daß Anna heute reizend aussieht?“

„Das thut sie immer, man könnte glauben, daß Sie Beide ein Mittel dafür erfunden haben."

„Sie sind sehr artig," versetzte Helene und wendete sich dann zur anderen Seite mit den Worten: „Ich danke für Entenbraten, Herr Hauptmann — die Herren überladen mich, der eine mit Complimenten, der andere mit —"

„Mit Seinesgleichen," ergänzte Moritz den Satz, während der Hauptmann Vogel sich mit dem Entenbraten zu seiner anderen Nachbarin gewendet hatte. „Wenn ich Vogel hieße, würde ich niemals Entenbraten anbieten."

„Warum nicht? Es ist ja nicht schlimm, wenn man seine Verwandten präsentirt!"

Während Moritz und Helene über diesen Einfall lachten, hielt Anna ihren Blick auf sie geheftet.

„Man scheint sich dort gut zu amüsiren," sagte sie zu Anton.

„So? Ja, das glaub' ich wohl; Papa hatte mir versprochen, daß ich neben Helene sitzen sollte, dann könnte ich jetzt auch lachen."

„Danke schön," antwortete Anna mit einem Lächeln und nickte Moritz zu, der gerade sein Glas gegen sie erhob.

„Darf ich dabei sein?" fragte Helene.

„Warum nicht?"

„Nun, es könnte ja ein ganz besonderer Sinn damit verbunden sein.“

„Und wenn dies der Fall wäre?“

„Dann würde ich indiscret sein. — Ist es wahr, daß Ihr Vetter Fritz so sehr gescheidt ist?“

„Ein Monstrum von Gelehrsamkeit. Mitunter sogar langweilig gelehrt.“

„Ei? Das habe ich nicht gefunden. Mir kam er recht unterhaltend vor.“

„Ausgenommen, wenn er von Dingen spricht, die ihn interessiren, oder ihm vielmehr einzig und allein am Herzen liegen.“

„Wenn das Herz im Spiel ist, sind wir nicht Herr über uns selbst.“

Offenbar wußte Helene etwas von dem Verhältniß zwischen Moritz und seiner Cousine, und es machte ihr Vergnügen, ihn damit zu necken. Aber Moritz faßte die Sache anders auf.

„Sprechen Sie aus Erfahrung?“ fragte er.

„Gewiß. Wenn ich mit meiner Mama zusammen bin, habe ich ebenfalls wenig Aufmerksamkeit für andere Dinge.“

„Wohl auch umgekehrt,“ antwortete Moritz, denn er hatte bemerkt, daß Frau Melersheim bereits mehrmals ihre Tochter angesehen hatte, ohne daß Helene diesem Blicke bis jetzt begegnet war.

„Wenn dies eintrifft, freut es mich, denn ich halte sehr viel von meiner Mama.“

„Sie sind glücklich zu schätzen, daß Sie noch eine Mutter haben. Ich vermisse diesen Schatz.“

„Um so viel mehr Werth müssen Sie auf andere Bande legen,“ sagte Helene neckend.

„Leider bestehen für mich keine Bande; ich habe weder Vater noch Mutter mehr und ich war, gleich Ihnen, das einzige Kind. Ich möchte wohl eine Schwester haben.“

„Und ich einen Bruder,“ antwortete Fräulein Melersheim nachdenklich, aber gleich darauf fuhr sie im fröhlichen Tone fort: „Ich hätte dann für alle Bälle einen Cavalier und brauchte nicht zu Hause zu bleiben, wenn Mama einmal nicht ausgehen will.“

„Wenn dies das Einzige ist, was Sie von einem Bruder verlangen —“

In diesem Augenblicke wurde Wein angeboten und der Hauptmann Vogel sagte: „Hermitage, gnädiges Fräulein?“

„Helene, sei vorsichtig,“ klang die Stimme der Frau Melersheim, welche die Gelegenheit in Bezug auf den Wein ergriff, um ihrer Tochter auch in anderer Hinsicht einen Wink zu geben.

„Gewiß, Mama, Herr Hauptmann Vogel ist ein ausgezeichneter Rathgeber, nicht wahr, Herr Hauptmann?“

„Das heißt, gnädiges Fräulein, allerdings — wie meinen Sie es?“

„Mir scheint, gnädige Frau, daß Ihre Fräulein Tochter einen geschickteren Rathgeber an ihrer anderen Seite hat,“ bemerkte Melchior.

Frau Melersheim lächelte und wiederholte ihren Wink gegen Helene mit den Augen. Aber dieser Wink war viel strenger, als man aus ihrem Tone hätte schließen sollen, und die Art und Weise, wie Helene gehorchte, bewies hinlänglich, welch eine Herrschaft die Mutter über die Tochter hatte. Von diesem Augenblicke an hatte Helene Kopfschmerzen und gab Moritz nur wenig Antwort. Im Gegensatz dazu wurde Frau Melersheim viel gesprächiger und erzählte eine Menge Erlebnisse aus ihren Mädchenjahren mit so viel Beredtsamkeit, daß Melchior immer fester in seinem Beschluß wurde, das Herz der reichen Wittwe zu erobern.

Der drollige Bärmann war inzwischen durch Fritz völlig aus dem Felde geschlagen, indem dieser ihn bei Allem, was er sagte, mit dem höchsten Erstaunen und dem ernsthaftesten Gesichte anstarrte, und wenn Alle lachten, sich umsah und zu suchen schien, wer dies Gelächter veranlaßt habe. Nachdem die Batterie komischer Einfälle dadurch zum Schweigen gebracht war, knüpfte Fritz ein Gespräch mit Pullen an, der unter dem Einfluß seines Glases Wein vergessen zu haben schien, daß

er in Gesellschaft war. Frau Pullen gab sich die größte Mühe, um ein Gespräch mit Herrn Melange in Gang zu bringen, und Herr Maibusch würde nicht im Stande gewesen sein, ein Wort mit Fräulein Stephanie Melange zu reden, wenn ihm nicht Anna Stalker dabei zu Hülfe gekommen wäre. Der Gymnasiallehrer hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die schüchternen Pullen'schen Töchter angenehm zu unterhalten, und obgleich sie anfänglich vor dem gelehrten Manne etwas scheu waren, so fühlten sie sich nach und nach behaglicher, und wenn irgend Jemand eine angenehme Erinnerung an die Festlichkeit behielt, so waren es die beiden jungen Mädchen, die mit Köpfchen, so roth wie ihre Tüllkleider, auf Stalker hörten, der seinerseits ganz vergnügt darüber war, daß er rechts und links freundliche und zufriedene Herzen fand.

Nach dem Diner schlug Maibusch eine kleine Pause vor, um im Garten eine Tasse Kaffee zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. Während man sich gegen den Uebergang aus dem warmen Saal in die frische Luft draußen bewaffnete und Dina verzweifelte Versuche machte, um Jedem das Seinige zu geben, war Frau Melersheim unbemerkt zu Anton getreten.

„Nun, Anton, wie gefällt Ihnen das Fest, welches Ihnen zu Ehren gegeben wird?"

„Sehr gut, gnädige Frau."

„Aber ich dachte, daß Sie höflicher gegen Ihre Dame sein würden. Sehen Sie doch, Helene sucht vergeblich ihren Shawl.“

„Warten Sie, dann werde ich ihr helfen.“

„Thun Sie das als galanter Cavalier; sie wird gewiß gern einen Spaziergang mit Ihnen machen und es wird lange dauern, bis ihr euch wiederseht.“

„Ei, ei, Frau Melersheim!“ sagte Maibusch, der die letzten Worte gehört hatte; „Sie werden die Ursache sein, wenn mein Sohn mit einem verliebten Herzen auf die Akademie kommt.“

„Und auf diese Weise beginnt man die militärische Laufbahn nicht,“ bemerkte Melchior scherzend.

„Zuweilen endigt man sie auf diese Weise,“ flüsterte Stalker.

„Lassen wir sie gewähren, sie sind noch Kinder und wollen sich amüsiren,“ meinte Frau Melersheim.

Ob dieser Zweck wirklich erreicht wurde, war mehr als zweifelhaft. Anton blieb wohl getreulich bei Helene, aber diese gab die unzweifelhaftesten Zeichen, daß er sie langweilte.

„Soll ich ihn wegjagen?“ fragte Moritz, als Anton einen Augenblick stillstand.

„Damit er zu seinem Papa geht, bei dem er sich beklagen würde, und damit dieser meine Mama darauf anredet, die mich alsdann zu sich rufen wird.“

„Ich denke, Sie sind so gern bei Ihrer Mama?“

„Mama hat Gesellschaft,“ sagte Helene naiv.

„Himmel!“ rief nun Moritz aus; „dort sitzt eine ungeheuer große Ratte. Wir wollen sie im Auge behalten und unterdessen kann Anton einen Stein holen.“

Anton trabte fort, um einen Stein zu holen, und Moritz und Helene suchten denjenigen Theil des Gartens auf, woselbst sie weder Anton noch Frau Melersheim begegnen konnten.

„Aber das ist durchaus nicht in der Ordnung!“ rief Maibusch, der plaudernd neben Stalker ging, heftig aus, als Anton ihm von diesem Verschwinden Kenntniß gab.

„Es ist allerdings nicht angenehm für Anton,“ sagte Stalker, „aber man darf die Sache nicht so ernsthaft nehmen. Moritz ist jung und macht selbstverständlich einem Mädchen, die gut aussieht, gern den Hof, und Helene sieht gut aus.“

„Ja, aber die Folgen!“

„Morgen denkt keins von Beiden mehr an den heutigen Tag! Die Jugend, lieber Freund, lebt für den Augenblick, und das macht gerade ihr Glück aus. Die Jugend kennt keine Zukunft, als jene rosenfarbene Nebelferne, welche sie sich so weit entfernt denkt, daß sie nichts darin unterscheiden kann; sie quält sich mit keiner Vergangenheit; sie kennt nur den Kreis, in dem

sie sich heute bewegt; das ist die Gefahr und zugleich das Glück der Jugend."

Maibusch ließ seinen Freund philosophiren und sah sich unter der Hand nach dem Paare um.

„Ich habe meine Pläne mit Anton," sagte er plötzlich.

„Ja, er soll Officier werden."

„Und außerdem! Was würden Sie sagen, wenn eine Heirath zwischen ihm und der Tochter der Frau Melersheim zu Stande käme?"

Stalker zuckte die Achseln. Es schien, daß die ganze Welt nur ans Heirathen zu denken hatte.

„Warten Sie doch erst sein Examen ab," antwortete er; „gönnen Sie ihm Zeit, sich geistig und körperlich zu entwickeln, und wenn er ein Mann geworden ist, dann sprechen Sie von seiner Heirath."

„Eine Verlobung bindet einen jungen Mann."

„Richtig, und in Ihrem Garten ist es sehr wünschenswerth, daß die Schößlinge und Zweige angebunden werden, aber in den Wäldern suchen die Pflanzen sich selbst eine Stütze. Wenn die Wurzel gesund und der Boden gut ist, mag die Pflanze immerhin allein wachsen."

Maibusch war mehr für das Anbinden, und jedenfalls wünschte er nicht, daß die Stütze von einer anderen Pflanze, als von der, die er selbst dafür bestimmt

hatte, eingenommen werde. Als die Gäste daher in den Saal zurückkehrten, waren alle Plätze verändert, was, wie der Hausherr versicherte, eine angenehme Abwechselung bieten und denselben Eindruck machen sollte, als ob man zwei Diners mitmache. Nur Melchior und Frau Melersheim hatten die Plätze neben einander behalten. Für die Uebrigen war die Veränderung sehr angenehm. Melange konnte mit Anna Französisch sprechen. Frieda hatte an dem Hauptmann Vogel einen Nachbar, der sie ruhig an die große Wäsche für morgen und an die geflickten Strümpfe von gestern denken ließ, Anton saß neben Helene, und Moritz und Fritz hatten Jeder eine der rosenrothen Pullen'schen Töchter zur Seite, die sich zwar geehrt fühlten, daß sie neben Studenten saßen, aber unaufhörlich fürchteten, sie könnten sich compromittiren.

Herr Bärmann hatte ein komisches Gelegenheitsgedicht gemacht, worin allerlei Anspielungen auf Anton und dessen Eltern vorkamen, denn bisher war Bärmann der Mentor des jungen Maibusch gewesen, dessen Börse durch die Freigebigkeit seines Vaters stets für zwei gefüllt war. In dem Gedichte war nichts vergessen, sogar auf Helene war für die Zukunft und auf das indische Dienstmädchen in Bezug auf die Vergangenheit verwiesen. Als das Gedicht gelesen war, hielt der Verfasser inne, aber er winkte, daß man mit dem

Applaudiren noch ein wenig warten solle. Dann setzte er mit gerührter Stimme hinzu:

„Und findet ihr die Verse schlecht vielleicht —“

„Vielleicht,“ klang es aus Fritzens Mund, der so andächtig zugehört zu haben schien, daß er das letzte Wort absichtslos wiederholte.

„So sind sie doch von Herzen dargereicht.“

Mit diesen Worten überreichte Bärmann sein Manuscript dem gefeierten Anton, der es sofort noch einmal überlas. Frau Maibusch wischte die Thränen aus den Augen, und während Maibusch dem Dichter die Hand drückte, dankte er demselben mit einigen Worten, aus denen hervorging, daß er sich nicht lumpen lassen werde.

Das Eis war nun gebrochen und ein Toast folgte dem anderen. Von Seiner Majestät dem König bis zu Septima Stalker wurde Niemand vergessen. Selbst Anton brachte einen Toast auf Capitän Melchior und Frau Melersheim aus, was ihm jedoch von seinem Vater sehr übel genommen wurde, so daß er seine Worte zurücknahm und erklärte, er habe es nicht so böse gemeint. Bärmann suchte durch einen Scherz die Sache auszugleichen und schlug die Gesundheit der anwesenden Herrschaften Maibusch, Melersheim, Melchior und Melange vor. Herr Melange, der seinen Namen hörte, fragte, was es gäbe.

„Nous buvons les Ms.," sagte Bärmann.

„Ems? Kennen Sie Herrn Ems?"

Diese Verwechselung wurde von den meisten Gästen höchst drollig gefunden, namentlich von den Pullen'schen Töchtern, aber Frau Melersheim schien weniger Vergnügen daran zu finden. Sie wurde immer stiller, und da der Hauptmann gleichfalls ernsthaft aussah, entstand eine Pause, und die indische Sclavin, welche durch die Todtenstille wach wurde, sah sich verwundert um, da sie sich ganz allein glaubte. Bald jedoch ging das Gespräch wieder seinen heiteren Gang und als es endlich bereits zu dunkeln begann, stand man auf, und obgleich der Eine beim Aufbruch den rechten Handschuh über die linke Hand zu ziehen begann, ein Anderer vergeblich seinen Hut suchte, oder ein Dritter wiederholt vergaß, von wem er bereits Abschied genommen hatte, nahm die Festlichkeit doch in schönster Ordnung ihr Ende und bald waren alle Gäste, nachdem sie nochmals dem jungen Maibusch und seinen Eltern den besten Erfolg gewünscht hatten, aus dem Speisesaal verschwunden, wo nun die Diener und Dienstmädchen sich daran machten, die Gläser auszutrinken und die zurückgebliebenen Cigarren einzustecken.

Melchior bedankte sich bei Frau Frieda wenigstens dreimal für ihren guten Rath, er versprach, bald wieder aus Kuhbach herüberzukommen und alsdann ihre Hülfe

wieder in Anspruch zu nehmen. Fritz und Moritz setzten ein tiefsinniges Gespräch über Unsterblichkeit und Seelenwanderung fort, nachdem sie die Behauptung aufgestellt halten, daß Maibusch sich im Besitze von zwei Magen und keiner Seele befände.

Stalker versicherte, als er mit seiner Frau allein war, daß er sich gut amüsirt habe.

„Ich nicht," sagte Frieda, während sie ihren Hochzeitsschmuck wieder einschloß.

„Nicht? Allerdings sind dir all diese Näschereien bei einem solchen Diner zuwider."

„Deshalb würde ich mich doch amüsirt haben, aber ich hatte Mitleid mit Anna."

„Mit Anna? Sah sie denn nicht allerliebst aus?"

„Das arme Kind muß viel gelitten haben. Hast du nicht bemerkt, daß Moritz sich gar nicht um sie bekümmerte?"

„Ich habe es nicht bemerkt; aber wenn auch, sollte sie darum kein Vergnügen gehabt haben?"

„Ist dir denn niemals etwas aufgefallen?"

„Was denn? Was sollte mir aufgefallen sein?"

„Nun, in Bezug auf Moritz und Anna — daß die einander gut leiden mögen."

„Was sagst du! Dann darf mir der Junge in den Ferien nicht nach Hause."

„Aber Robert!"

„Aber Frieda! Ich bedeutete vorhin erst den alten Maibusch, daß sein Sohn ein Mann werden müsse, bevor er an die Liebe dächte; daß sein Geist sich erst bilden müsse, bevor sein Herz eine Wahl treffen könne. Dann erst giebt es glückliche Ehen — Ehen! Die ganze Welt scheint es nur auf das Heirathen abgesehen zu haben! Der Junge soll mir nicht nach Hause diesen Sommer; er muß eine kleine Reise machen, sein Capital kann es vertragen und er gewinnt für sich ein Capital dabei. Glaubst du, daß ich meine Tochter Anna mit einem Burschen verloben will, der noch nicht ausgewachsen ist? Sprich mir nie wieder von dieser Albernheit, Frieda, und bringe sie unserem Kinde auch aus dem Kopfe. Pfui, lasse dich doch nicht von der Sucht verführen, alle Welt zu verheirathen. Weil wir selbst glücklich sind —" hier wurde Stalker's Stimme leiser — „darfst du nicht glauben, daß Jeder durch eine Heirath glücklich wird. Es ist nur dein gutes Herz, ich weiß es wohl, aber du mußt die Lust bezwingen und vor allen Dingen auf unsere liebe Anna aufpassen, hörst du!"

Frieda versprach es, denn wenn sie es auch nicht einsah, so mußte Stalker doch wohl Recht haben, und was Anna betraf, ach, ihre Mutter war auch einmal verliebt gewesen, aber es war vorübergegangen und sie

würde doch nie so glücklich geworden sein wie mit dem Gymnasiallehrer.

* * *

Als Frau Melersheim nach Hause kam, setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um ein paar Briefe zu lesen, die während ihrer Abwesenheit angekommen waren. Helene nahm am Tische Platz und durchblätterte wartend eine illustrirte Zeitschrift. Es schien, daß die Briefe sehr lang oder sehr unleserlich waren, oder sehr viel Stoff zum Denken gaben, denn Frau Melersheim blieb eine halbe Stunde über ihren Tisch gebeugt, und als sie endlich aufstand, schien sie sich nur mit Mühe von den Briefen zu trennen.

„Steht etwas Besonderes darin, Mama?"

„Nein, Kind, es ist eine Einladung für dich, um einige Wochen bei deiner Tante zu verleben."

„O, dann darf ich den Brief wohl lesen," sagte Helene rasch und streckte ihre Hand danach aus.

Mit der Schnelligkeit des Gedankens zog Frau Melersheim den Brief zurück und rief in einem Tone, der auf den Gegenstand des Briefes wenig zu passen schien: „Helene, ich verbiete dir, nach diesem Briefe zu fragen."

Helene erröthete. „Ich gehe nicht zu Tante Sinnheim," sagte sie.

„Es ist mein bestimmter Wunsch, daß du am ersten Juli zu ihr gehst."

„Weil ich heute die Artigkeiten von Moritz Stalker angehört habe?“

Auf diesen Ausfall antwortete Frau Melersheim nicht, sie empfand nur den Beweis des Ungehorsams, woran sie nicht gewöhnt war. Sie überließ sich jedoch nicht ihrem Gefühle, sondern sagte in ruhigem Tone:

„Helene, du hast immer viel auf deine Mutter gehalten und du weißt, daß auch sie dich über Alles, ja vielleicht zu viel liebt, thue also, was sie von dir verlangt und unterlasse das, was sie dich zu unterlassen bittet. Sei dabei nicht neugierig oder launig.“

Helene erröthete und küßte ihre Mutter, aber sie konnte sich nicht enthalten, der Umarmung einen leisen Verweis beizufügen.

„Du hast etwas, Mutter,“ sagte sie, „das du mir verschweigst.“

„Wenn es so wäre, liebes Kind, so hätte ich gewiß meine Ursachen dazu, nicht wahr? Gehe nun zu Bett. Ich folge dir gleich.“

Als Helene das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Frau Melersheim wieder an ihren Schreibtisch und warf rasch einige Zeilen auf ein Blatt Papier, welches sie in ein bereits beschriebenes Couvert schloß, worauf sie die Briefe sorgfältig verbarg.

Drittes Capitel.

Die Sommerferien sind gekommen und infolge des Beschlusses, den Stalker an dem Abend nach dem Diner bei Maibusch gefaßt hat, soll Moritz die freien Wochen nicht bei ihm zu Hause zubringen. So sehen wir ihn denn im knappen einfarbigen Reiseanzuge, den Ueberrock auf dem einen Knie, ein Päckchen auf dem anderen, Hut, Stock und Regenschirm hinter sich und die Koffer oben aufgeladen, in einem rasselnden Omnibus, der von der Eisenbahnstation nach einem der großen Gasthöfe zu Brüssel fährt. Es ist auffallend, wie viel Wärme man vertragen kann, wenn man sich selbst dazu zwingt, und während wir zu Hause die kühlsten Plätze aufsuchen und Alles vermeiden, was Ermüdung bringen kann, ertragen wir auf der Reise mit festem Muthe die größte Mittagshitze und gehen am wärmsten Tage stundenlang in den sonnigsten Straßen spazieren.

Moritz schien die Wärme nicht zu fühlen, wenigstens belästigte sie ihn nicht, während er sich dem Ein-

druck hingab, den das elegante Treiben und das Streben nach Genuß, welches sich überall in den Straßen zu Brüssel erkennen läßt, auf ihn ausübten. Wenn man aus einer ruhigeren Umgebung in dieses lebhafte Gewühl versetzt wird, so bemerkt man sogleich manches Kleinod der Architektur, manches ehrwürdige Denkmal aus früherer Zeit, um welche das wühlende fröhliche Leben unbekümmert sich fortsetzt. Was uns in der Fremde am meisten ergreift, ist nicht das Holz und der Stein, es ist das Ganze, und die fremden Menschen, welche die Scenerie beleben, gehören mit dazu und vervollständigen den Eindruck des Gesammtbildes.

Aber wenn der Eindruck auf Moritz so stark war, daß er die Wärme nicht zu empfinden schien, so waren Andere weniger glücklich. Ihm gegenüber glänzte ein vollständig neuer gelber Reiseanzug, und in dem feuerrothen Gesichte, das unaufhörlich mit einem seidenen Tuche abgewischt wurde, würde man nur mit Mühe den besonnenen Gymnasiallehrer Stalker selbst erkannt haben, auch dann kaum, als sein großer Hut, der ihn noch unkenntlicher machte, neben ihm lag. Sein Sohn Fritz saß ihm zur Seite.

„Ich bin zu alt, um zu reisen," sagte Stalker, indem er nochmals einen verzweifelten Versuch machte, seinen Kragen in Ordnung zu bringen, „ich hätte die Thorheit nicht begehen sollen."

„Im Gegentheil, Onkel, du mußt bei mir bleiben, um wieder jung und frisch zu werden. Aber höre, Fritz, du mußt ihn bald auswendig können, aber sehen wirst du nichts, wenn du fortwährend im Bädeker liest.“

„Und du siehst, ohne zu wissen, was du siehst,“ antwortete Fritz, der in einer Ecke des Omnibus saß und im Reisehandbuch blätterte.

„Ich lese es später. Erst Praxis und dann Theorie.“

„Erst durchfallen und dann die Rechte studiren.“

„Vor Allem aber abkühlen,“ sagte Stalker, „Gott sei Dank! da sind wir.“

Der Omnibus hielt vor dem Gasthofe, und bald waren die Reisenden auf ihrem Zimmer. Aber das Loos des Touristen bringt es mit sich, daß er an keine Abkühlungen denken darf. Die Table d'hote sollte in einer halben Stunde beginnen, es blieb also kaum Zeit, die Kleider zu wechseln. Später warteten schon wieder andere Nummern des Programms, denn Stalker hatte ein ausführliches Programm entworfen, wodurch die Reise allerdings etwas von einer Reise auf Zeit erhielt, aber die Zeit des Lehrers war auch kostbar, und wenn er sich streng an seinen Plan hielt, konnte er mit Fritz in zehn Tagen ganz Belgien sehen, ohne die kleine Summe zu überschreiten, die er mit dem Blicke in die Zukunft seinem Haushalte entziehen durfte. Noch hatte er lange gezögert, bevor er sich zu der Ausgabe ent-

schloß, aber Frieda hatte ihm eine Reihe von Ersparnissen vorgezählt, die sie leicht machen könnte, und sie hatte nicht geruht, bis Stalker zur Verwirklichung seines lange gehegten Wunsches überging.

Er, Stalker, auf der Reise! Unbesorgt war er in die weite Welt hinausgezogen, und zwar nicht allein, sondern mit dem Reisegenossen, den er keinem anderen vorziehen würde, mit seinem Fritz, seinem Sohne, den er nun sehen und genießen lassen will, was er in seiner Jugend ebenfalls gesehen und genossen hat. Moritz soll seine Reise bis nach der Schweiz und Italien ausdehnen, um in der großartigen Natur und unter den genialen Kunstschätzen ein neues Leben kennen zu lernen; er beneidete ihn nicht, denn er war mit seinem Sohne Fritz zusammen und fühlte sich noch einmal jung und frisch in diesem Sohne, der, wie er gern zugestand, seinen Vater übertreffen mußte. Zehn Tage lang wollte er wieder umherschweifen, wie er als Jüngling umhergeschweift war, und er wollte seine Beobachtung mit Jemand theilen, der ihn begriff, dessen Kopf und Herz er selbst gebildet hatte. Kein Künstler kann stolzer auf sein Meisterwerk sein als Stalker auf seinen Sohn — und mit diesem Sohne sich in die Tage seiner eigenen Jugend zu versetzen und später mit ihm dieselben Erinnerungen zu haben — Frieda hatte Recht gehabt, daß sie darauf bestand, er solle die Reise machen, denn

ihnen Beiden mußte daraus viel mehr Genuß entspringen, als die kleinen Entbehrungen, die sie sich dafür auflegen mußten, werth waren. Diese Reise mußte seinen Geist erfrischen, seinem Körper neue Schwungkraft geben, sein Gemüth mit lebenvollen Bildern erfüllen — „sie hatte zwar bereits den besten aller Männer in ihm, aber dann würde er doch noch besser sein,“ war ihre Meinung gewesen.

Und ich, hatte Stalker gesagt, ich halte zwar sehr viel von meiner Frau und meinen Kindern, aber wenn ich zurückkomme, werde ich noch mehr von ihnen halten.

„Und was sagt ihr nun zu dem Treiben hier?“ fragte Stalker, als er am vorletzten Abend ihres Aufenthaltes mit seinen beiden Reisegenossen in das Hotel zurückkehrte.

„Es ist ganz hübsch,“ antwortete Fritz, „aber mein Geist und mein Herz leiden Hunger.“

„Hunger?“

„Ja, es ist, als ob die Gesellschaft hier nur zum Scherze besteht. Alles glänzt und macht Geräusch, Alles lacht und feiert Feste, Alles ist Lust, Unterhaltung und Genuß, aber vergebens suche ich etwas, das mein Geist festhalten oder mein Herz in sich aufnehmen könne. Es ist Alles Schein, Schatten und Blendwerk.“

„Zum Teufel, Fritz, wie siehst du die Dinge melancholisch an.“

„Nenne mir einen Gegenstand von großartigem Eindruck.“

„Die Kirche Sainte-Gudule.“

„Ein Gott geweihter Tempel, in dem ich nur menschliches Talent und menschlichen Geschmack, oder dessen Verirrung sehe, aber den Geist Gottes vermisse.“

„Aus dir spricht der Theologe. Aber das Rathhaus und das Brothaus und —“

„Das Alles gehört nicht mehr in das gegenwärtige Brüssel; diese Gebäude erscheinen nur als Curiositäten, als Sehenswürdigkeiten für die Fremden.“

„Du bist ein Barbar! Ich dachte, daß du in dem schönen Brüssel deine Ansichten ändern werdest, aber du bist die prächtige Stadt gar nicht werth. Was sagst du, Onkel?“

„Ich sage, daß die Stadt Brüssel Fritz nicht werth ist, aber trotzdem hat er Unrecht in seiner Ansicht. Die Sainte-Gudule ist ein Monument, welche die Frömmigkeit vergangener Zeiten Gott errichtet hat, und Fritz geht zu weit, wenn er annimmt, daß das Volk hier in seiner Lebenslust und Fröhlichkeit nicht auch den Sinn für ernste Fragen des Geistes und Gemüthes bewahren könne.“

„Würde es nicht besser sein,“ brummte Fritz, „wenn wir uns ein wenig in der freien Natur erholten, wo doch Alles größer erscheint als im Gewühle der Stadt?“

„Du wirst auch dort nicht viel Schönes entdecken," versetzte Moritz. „Aber ich will es dir versprechen, morgen gehen wir am frühen Tage zur Stadt hinaus, um die Umgegend kennen zu lernen, und ich glaube nicht, daß andere Fremde dies zu thun pflegen."

Noch lange setzten die drei Herren das Gespräch fort, das immer eingehender wurde, ohne sie einander näher zu bringen, im Gegentheil, jeder hatte in der Vertheidigung seines Standpunktes sich so fest verschanzt, daß Fritz, als man sich am Abend zur Ruhe begab, völlig auf theokratischem Boden stand, während Moritz die Grenzen des Republikanismus erreicht hatte, und Stalker, welcher zu vermitteln suchte, die größte Mühe hatte, seinen eigenen Ueberzeugungen nicht ungetreu zu werden.

Am folgenden Morgen zu so früher Stunde, daß die Kellner noch aussahen wie gewöhnliche Hausknechte, und der Stiefelputzer eben seinen gewöhnlichen Rundgang durch die Corridore gemacht hatte, um seine Ladung Stiefel zu vertheilen, verfügte Stalker sich mit Fritz und Moritz auf den Weg, um etwas zu sehen, was, wie der Letztere meinte, die Fremden selten zu sehen suchten.

Die Umgegend von Brüssel, wenn man von dem Ausflug nach Waterloo absieht, wird in der That selten von denjenigen Fremden besucht, die nur wenige Tage

in Belgiens Hauptstadt zubringen. Ob sich der Besuch lohnt? Für denjenigen, der eine freundliche, fruchtbare Natur liebt, gewiß; wer jedoch das Großartige und Malerische vorzieht, wird nicht sehr befriedigt werden. Die Herren Stalker betrachteten es schon als eine Erholung, daß sie wieder einmal Bäume und Aecker, Wiesen, Vieh und Wasser sahen, namentlich war ihnen als Holländern die Ansicht des Wassers eine Erquickung, und nach ihrem Spaziergange ruhten sie mit wahrem Genuß am Ufer eines kleinen Flusses, der, wie Moritz versicherte, bis in das Herz des Vaterlandes floß: selbst die Frösche und Quappen fehlten nicht, nur der Angeler saß nicht am Rande.

„Aber das ist auch das Einzige," rief Moritz, während er nach der Luft sah, und setzte hinzu: „Sieh, dort treiben dieselben Regenwolken wie bei uns."

„Die uns in derselben Weise durch und durch naß machen werden, wie bei uns," setzte der Lehrer hinzu. „Ich glaube, wir werden wohlthun, unsere Niederlassung hier abzubrechen."

„Es ist gut, daß wir Regenschirme bei uns haben," sagte Fritz, indem er die drei Regenschirme, die zu einem Zelt zusammengesetzt waren, vom Boden aufnahm.

„Nun, davon hast du dir die Ehre nicht zuzuschreiben. Wäre ich nicht vor der Sonne bange gewesen, würden wir jetzt vom Regen überfallen. Nun wird der

Mißbrauch dem richtigen Gebrauch den Platz räumen, gerade wie in dem theokratischen Systeme unseres Fritz, wo angemaßte Rechte zu verbrieften Rechten geworden sind."

Als Moritz diesen Gegenstand wieder angerührt hatte, wurde der Disput des vorigen Abends fortgesetzt; man achtete weder auf die umliegenden Gärten noch Wiesen, und das Gespräch wurde bald so lebhaft, daß sie bereits nahe zur Stadt gelangt waren, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, obgleich die Regenwolken sich zu entladen begannen.

In demselben Augenblicke, als unsere Reisenden ihre Regenschirme aufmachten, sahen sie, bei dem Umwenden um eine Ecke, eine Dame vor sich, die, weniger glücklich als sie, sich nicht gegen den Regen gewaffnet hatte, und nun mit ängstlichem Gesichte nach den grauen Wolken blickte, welche von hinten aufzogen.

„Ob wir wohl einig werden, bevor wir im Gasthofe sind?" fragte Moritz plötzlich.

„Einig werden?" wiederholte Fritz mit etwas scharfem Tone; „der Himmel bewahre mich, daß ich jemals meine Ansicht ändere."

„Dann schließe ich Waffenstillstand," fuhr Moritz scherzend fort.

„Und dann?" fragte Stalker, der etwas überrascht war über die Wendung, welche Moritz dem Gespräche gab.

„Dann gehe ich und biete dem hübschen Mädchen dort meinen Regenschirm an."

„Aber Moritz! Sei doch kein Thor!"

„Nein, Onkel, aber ich gebe auch meine Ansichten nicht auf. Wir sollen unserem Nächsten beistehen, eine Pflicht, die nicht schwer wird, wenn unsere Nächsten so aussehen, wie das interessante Köpfchen vor uns, und soll ich nun wegen eines gesellschaftlichen Vorurtheils meine Pflicht versäumen? Das arme Kind wird naß, wenn ich ihr nicht bald zu Hülfe komme. — Im Gasthof finden wir uns wieder."

Moritz eilte voraus und hatte bald die Spaziergängerin erreicht.

„Mademoiselle," sagte er, „Sie sind mir eben so fremd wie ich Ihnen, aber es regnet auf uns Beide; darf ich Ihnen deshalb die Hälfte meines Regenschirmes anbieten?"

Die Angeredete schien zu zögern, aber der Regenguß begann in demselben Augenblicke so heftig zu werden, daß eine Weigerung eine große Thorheit gewesen wäre. Man ist in Brüssel nicht ganz so ängstlich wie anderwärts in Bezug auf die Meinung der Welt, und bald ging Moritz mit dem Buche seiner Begleiterin in der Tasche, und als der Regenguß noch schlimmer wurde, auch mit ihrer Hand auf seinem Arm.

Diejenige, welcher Moritz so unerwartet seinen

Dienst angeboten hatte, stand gleich ihm noch in der Blüthe des Lebens, obgleich sie einfacher gekleidet war, als man dies von ihrer Jugend erwarten konnte. Auch ihr Gesicht hatte etwas Ernsthaftes, was durch die dunkle Hautfarbe, die schwarzen Augen und das schwarze Haar noch erhöht wurde. Es ist eine ächte Italienerin, dachte Moritz, und wenn es auch nur Einbildung ist, so liegt doch oft ein Genuß in dem Gefühle, mit Jemand zusammen zu sein und sich mit ihm zu unterhalten, der unter einem anderen Klima und unter ganz anderen Lebensbedingungen geboren und erzogen wurde. Als die Dame die Bemerkung machte, daß sie an seiner Aussprache den Fremden erkenne, antwortete Moritz:

„Es ist so, ich komme aus einem Lande, wo Sie wohl kaum würden wohnen wollen, ein Land voll Nebel, Schlamm und Zug, voll Gemessenheit und Steifigkeit der Form, aus Holland."

„Weshalb sollte man dort nicht wohnen wollen? Glauben Sie, daß die Samojeden und Lappländer Italien vorziehen würden, weil es dort wärmer, oder Frankreich, weil dort die Unterhaltung lebhafter ist."

„Vielleicht, aber wenn die Samojeden und Lappländer ihrem Lande den Vorzug geben, geschieht es jedenfalls, weil es eben ihr Vaterland ist."

„Darin haben Sie Recht," entgegnete die Fremde nach einem kurzen Stillschweigen.

„Sie sind auch nicht in dieser Gegend zu Hause, nicht wahr?“ fragte Moritz. „Eine Italienerin?“

„Ich bin nicht aus Belgien, aber ich wohne seit Jahren in diesem Lande.“

„Dann werden Sie sich wohl bereits an die hiesige Gesellschaft gewöhnt haben.“

„Ich komme nicht viel in die Gesellschaft: ich bin Lehrerin an einem Pensionat und nur in den Ferien habe ich einige Wochen für mich selbst.“

„Sie lehren wohl die italienische Sprache?“

„Ich bin keine Italienerin, ich bin eine Holländerin und gebe Unterricht im Zeichnen, in der Geometrie und Naturgeschichte.“

Moritz blickte sie verwundert und unangenehm überrascht an. Es war auch der Mühe werth, nach Belgien zu reisen, um mit einer holländischen Lehrerin spazieren zu gehen und obendrein mit einer Lehrerin der Geometrie und Naturgeschichte.

„Aber weshalb haben Sie gerade diese Fächer gewählt? Würden Sie nicht lieber Geschichte oder Sprachen lehren?“

„Es ist eine Bestimmung unseres Pensionats, daß nur Damen den Unterricht ertheilen, und man findet nicht leicht Mädchen, welche in den mathematischen Fächern unterrichten.“

„An Ihrer Stelle würde ich nach Holland zurückkehren, oder wohnen Ihre Eltern vielleicht hier?"

„Ich habe keine Eltern. Ich stehe ganz allein auf der Welt und höhere Pflichten gebieten mir, zu bleiben, was und wo ich bin."

Sie sprach diese Worte in düsterem, nachdenklichem Tone, und nun begann die Holländerin Moritz doch mehr Interesse einzuflößen. Höhere Pflichten! das klang so geheimnißvoll, und unwillkürlich stieg in ihm der Gedanke empor, ob er sich nicht zum Beschützer dieser alleinstehenden Lehrerin aufwerfen könne. Es war ein toller Gedanke, aber Moritz war noch in dem glücklichen Alter, wo man derartige Ideen faßt.

„Wenn ich Ihnen in irgend welcher Hinsicht dienen könnte, würde es mir ein Vergnügen bereiten."

Die Lehrerin beschränkte sich auf eine sehr kühle Ablehnung und sprach die Meinung aus, daß der Regen nachlasse.

„Ich glaube das Gegentheil," sagte Moritz, „und ich wünsche mir Glück dazu, denn Ihr Schicksal hat mein Interesse geweckt und wenn die Hand eines Freundes —"

„Mein Herr," sagte die Lehrerin sehr ernsthaft, während sie die Hand, die auf seinem Arme ruhte, zurückzog, „Sie haben die Güte gehabt, mir Ihren Regenschirm anzubieten und ich habe ohne Zögern von

Ihrer Höflichkeit Gebrauch gemacht; aber Sie würden sich irren, wenn Sie glaubten, daß diese Höflichkeit irgend eine Beziehung zwischen Ihnen und mir zur Folge haben müsse: wenn der Regen aufhört, ist unsere Bekanntschaft zu Ende."

Moritz biß sich auf die Lippen. Diese kühne Antwort schlug alle seine kecken Pläne zu Boden. Die Lehrerin hatte zu ernsthaft gesprochen und sah zu ernsthaft aus, als daß er gewagt hätte, ihr irgend ein Compliment, wie z. B., daß dieser Beschluß von ihrer Seite ihn sehr unglücklich machen werde, zu sagen.

„Diese Antwort ist mit Ihren mathematischen Studien in voller Uebereinstimmung," sagte er. „Aber ich darf doch wohl, da unsere Bekanntschaft nur so kurze Zeit dauern soll, Ihnen wieder meinen Arm anbieten und wegen meiner Unvorsichtigkeit um Verzeihung bitten. Wenn ich nach Friedensdamm zurückkehre, möchte ich nicht gern, daß die Erinnerung an dieses angenehme Gespräch dadurch getrübt würde, daß meine Unbescheidenheit demselben ein Ende machte."

„In Friedensdamm?" wiederholte die Lehrerin und mit einer gewissen Ueberraschung legte sie die Hand wieder auf seinen Arm.

„Ja, in Friedensdamm; sind Sie dort bekannt?"

„Ich? Keineswegs," antwortete sie und schwieg wieder, während Moritz, um keine neue Indiscretion

zu begehen, seine Neugierde, weshalb seine Vaterstadt ihr ein so lebhaftes Interesse einflößte, unterdrückte. Aber nun schien die Reihe, unbescheiden zu werden, an der Lehrerin zu sein, denn nachdem sie eine Weile schweigend neben ihm gegangen war, begann sie, allerdings mit dem, den Frauen eigenen Tacte, nach vielen Dingen zu fragen, die Moritz in seiner gewöhnlichen gesprächigen Art beantwortete, so daß sie in kurzer Zeit eine Menge Einzelheiten aus seinem Leben, seinen Namen und mancherlei Erlebnisse aus der Friedensdammer Gesellschaft erfuhr, was sie offenbar mit der lebhaftesten Antheilnahme vernahm.

Unglücklicherweise wurden sie bald gezwungen, das Gespräch abzubrechen: sie hatten die Straße erreicht, in welcher sich das Pensionat der Lehrerin befand, und während Moritz noch lebhaft forterzählte, unterbrach sie ihn mit den Worten:

„Verzeihen Sie, Herr Stalker, aber hier muß ich Sie verlassen.“

„Nun schon,“ entgegnete Moritz, „und immer noch mit der Aussicht, welche Sie mir unterwegs eröffnet haben?“

Sie gab keine Antwort. Offenbar zögerte sie.

„Darf ich Ihnen einen Abschiedsbesuch machen?“

„In einem Damen-Pensionat, woselbst die Mathematik durch Damen gelehrt wird!“ entgegnete die

Lehrerin spottend, während sie sich langsam dem hohen Portal näherte, welches den Eingang zu der Schule bildete.

„So leben Sie denn wohl.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit,“ sagte sie mit einer ernsthaften Verbeugung. „Nach dem Hotel de Flandre müssen Sie diese Straße einschlagen.“

„Ich wohne im Hotel l'Univers.“

„O, dann grade aus.“ Die Thür wurde geöffnet und die Lehrerin war verschwunden.

Während Moritz mit der Fremden gegangen war, hatten der Gymnasiallehrer und sein Sohn ihr Gespräch fortgesetzt und dies hatte ihre Gedanken so völlig in Anspruch genommen, daß sie die Beiden rasch aus dem Auge verloren hatten. Erst als sie in ihr Hotel zurückgekehrt waren, gedachten sie der Art und Weise, wie Moritz verschwunden war.

„Ich darf ihn kaum seine Reise allein fortsetzen lassen,“ sagte Stalker; „wenn er so sehr geneigt ist, auf Abenteuer auszugehen, kann er leicht einmal in Ungelegenheiten gerathen.“

„Er wird sich schon daraus zu helfen wissen, Vater. Laß Moritz nur gewähren, er ist jung von Herzen und folgt leicht dem ersten Eindruck, aber er ist solide genug, um nicht zu weit zu gehen und klug genug, um sich in rechter Zeit zurückzuziehen. Es ist nur schade, daß er über gewisse Dinge so verkehrt denkt.“

„Wenn die Ansichten über Ehre und Pflicht nur die richtigen sind, dann kann zwischen Menschen von den verschiedensten Gesinnungen Friede und Freundschaft bestehen bleiben.“

„Allerdings kann das geschehen,“ entgegnete Fritz zustimmend.

Die Table d'hote sollte gerade beginnen, als Moritz im Speisesaal erschien, woselbst Stalker und sein Sohn bereits mit den entsprechenden Gesichtern Platz genommen hatten. Der Saal war voll und die umgelegten Stühle, die Flaschen mit den Serviettenbändern um den Hals, und die künstlich gefalteten Servietten, welche hier und da den Tisch verzierten, bewiesen, daß eine größere Anzahl von Gästen erwartet wurde. Mit schweigender Ehrerbietung wurden den Gästen ihre Plätze angewiesen und Moritz befand sich bald einem Koloß mit blondem Schnurrbart und kurz geschorenem Haar gegenüber, der in französischem Geschmack gekleidet, aber mit russischer Eßlust begabt war.

„Das ist General Utzukoff,“ sagte Moritz scherzend in der Muttersprache, als er bemerkte, daß Stalker den gegenübersitzenden Herrn ins Auge gefaßt hatte.

„Wer?“ fragte der Lehrer, der den Scherz nicht sofort begriff und glaubte, daß Moritz den Namen zufällig erfahren habe.

„Utzukoff,“ wiederholte Moritz.

„Mein Name ist Ems," sagte das Gegenüber in reiner holländischer Aussprache und höchst ruhig.

„Ich wußte nicht, daß ich die Ehre hatte, einen Landsmann vor mir zu sehen," entgegnete Moritz, indem er alle seine Geistesgegenwart zusammennahm, weil er das dunkle Vorgefühl eines Zusammentreffens mit dem Koloß hatte.

„Sie sehen daraus, daß man vorsichtig sein muß, junger Herr."

Damit war das Gespräch mit dem Gegenüber abgelaufen, aber es wollte Moritz an diesem Mittag durchaus nicht schmecken, und auch Stalker wünschte, daß sein Neffe diese unvorsichtigen Worte nicht gesagt hätte. Der Name Ems kam ihm inzwischen nicht unbekannt vor und bald erinnerte er sich, daß Ems ein Freund des Herrn Melange sein müsse, was ihn noch weniger beruhigte, denn so sehr Maibusch auch von dem geheimnißvollen Franzosen eingenommen sein mochte, der Gymnasiallehrer traute ihm nicht viel Gutes zu. Auch Fritz war still nach dem Disput des Morgens. Alle Drei sahen meist vor sich hin, denn der vorsichtige Stalker wollte die Veranlassung zu einem Gespräche mit Ems vermeiden und Moritz hatte auch nicht den Wunsch, dessen Blick zu begegnen. Er bemerkte es daher auch nicht einmal, daß ein Diener durch den Ober- kellner zurechtgewiesen wurde und ein Briefchen an Ems

übergab, welches derselbe öffnete und las, aber sofort sehr verwundert wieder zusammenfaltete, um die Adresse zu lesen. Er versank dann in tiefes Nachdenken, was seiner großen Eßlust zwar sehr zum Nachtheil gereichte, aber sonst durch Niemand bemerkt wurde. Endlich richtete er das Auge auf die drei ihm gegenübersitzenden Herren und sagte in mehr oder weniger fragendem Tone:

„Herr Moritz Stalker?"

„Der bin ich," antwortete Moritz, während seine Stimme ein wenig zitterte.

„Dann möchte ich Sie gern nachher einen Augenblick sprechen," fuhr Ems fort, und obschon er offenbar nicht die Absicht hatte, das Gespräch jetzt fortzusetzen, blieb sein Blick doch lange auf Moritz haften. Der Gymnasiallehrer verwünschte mehr als je die Unvorsichtigkeit seines Neffen und war überzeugt, daß der Fremde ihnen Ungelegenheiten zuziehen werde. Stalker war zwar klug genug, seine Unruhe Moritz gegenüber zu verbergen; allein als sie vom Tische aufstanden, flüsterte er ihm zu: „Du nimmst keine Herausforderung an." Moritz zuckte mit den Achseln.

„In jedem Falle bin ich dein Secundant."

Auch Ems war aufgestanden und ging vor Moritz her nach seinem Zimmer im ersten Stock, während die Stalkers im vierten logirt waren. Gasthofsbesitzer haben einen scharfen Blick, um die gesellschaftliche Stellung und

die Dauer des Aufenthalts ihrer Gäste sofort zu entdecken. Ems hatte zwei geräumige und mit einer gewissen Pracht meublirte Zimmer, worin sich ein Sopha und mehrere Causeusen befanden. Auf einer davon nahm er selbst Platz und ersuchte Moritz, sich neben ihn zu setzen.

„Ihr Vater war Bankier zu Friedensdamm?" begann er.

Moritz nickte zustimmend, aber er ließ sofort darauf folgen: „Dürfte ich fragen, in wie fern Sie das interessirt?"

„Ich habe Ihren Vater gekannt und es kann Sie daher nicht befremden, daß mir daran gelegen ist, auch mit seinem Sohne bekannt zu werden, da der Zufall mich mit Ihnen zusammengeführt hat. Dieses Briefchen war jedenfalls an Sie gerichtet, der Kellner gab es irrthümlich an mich ab, und erst als ich es gelesen hatte, dachte ich daran, die Adresse zu prüfen." Ems reichte ihm bei diesen Worten einen mit Bleistift beschriebenen Streifen Papier, der nichts enthielt, als die Worte: „Morgen mit dem ersten Zuge nach Lüttich."

„Sie sehen, daß es eine Frauenhand ist," fuhr Ems fort, „und deshalb gab ich es Ihnen nicht in Gegenwart der beiden anderen Herren. Ein russischer General würde vielleicht anders gehandelt haben, aber ich war auch jung und ich bin es noch, wie ich Ihnen

zu beweisen hoffe, wenn wir uns vielleicht einmal wieder begegnen sollten."

„Es thut mir in der That sehr leid, daß ich die Albernheit gesagt habe."

„Weshalb wollen Sie den Scherz bereuen; so etwas macht die Reise interessant. Gehen Sie noch weit zusammen?"

„Eigentlich wollten wir uns morgen Abend trennen."

„Eigentlich?"

„Ja, denn nun trennen wir uns morgen früh. Ich gehe nach Lüttich."

„Die Jugend! die Jugend! Vergeben Sie mir, junger Freund, aber Sie sind noch etwas unerfahren und könnten leicht in eine Schlinge gerathen. Es ist Aelteren und Klügeren so gegangen. Darf ich Ihnen einen Rath geben?"

„Herr Ems —"

„Es steht Ihnen ja frei, denselben zu befolgen oder nicht. Nehmen Sie ein Stück dieses Briefchens, schreiben Sie darauf ‚unmöglich' und senden Sie es an die Dame."

„Und wenn ich ihren Namen nun nicht kennte."

„Wenn Sie wissen, wo sie wohnt und ein paar Francs daran wenden, wird der Brief schon ankommen."

„Aber was dann?“

„Wenn die Dame, die Ihnen schrieb, wirklich nach Lüttich muß, geht sie doch, hat sie Ihnen nur eine Schlinge legen wollen, so wird sie eine andere Stunde bestimmen, denn so rasch läßt man Jemand nicht los, wenn man etwas Böses mit ihm im Sinne hat. Sie reisen dann in jedem Falle, und wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, fahre ich gleichfalls mit dem ersten Zuge nach Lüttich. Aber fürchten Sie nicht, daß ich Sie in Ihrem tête-à-tête stören werde; ich werde in einem anderen Wagen Platz nehmen, und wenn Sie sich in Lüttich langweilen, können Sie mich im Hotel l'Empereur aufsuchen. Sie sehen also, daß Sie, wenn Sie die Bekanntschaft mit mir lieber nicht fortsetzen wollen, vollkommen freie Hand haben: es giebt noch andere Gasthöfe in Lüttich, und ich verdenke es Ihnen nicht, wenn Sie einen anderen vorziehen.“

„Ich glaube nicht, daß ich dies thun werde. Aber darf ich Sie fragen, welche Beziehung zwischen Ihnen und meinem Vater bestand.“

„Keine weitere Beziehung, als diejenige, welche sich sehr rasch zwischen Menschen entwickelt, die ihr Leben genießen wollen; dieselbe Beziehung, die auch zwischen Ihnen und mir entstehen könnte, wenn ich fünfundzwanzig Jahre jünger wäre, denn auch Sie

scheinen das Leben nicht von der düsteren Seite zu nehmen."

„Ich glaubte, daß Sie vielleicht Geschäfte mit meinem Vater gehabt hätten," sagte Moritz, der die Begegnung mit der Lehrerin am liebsten gar nicht erwähnen mochte, da sie in der That durchaus nicht den Charakter eines Liebesabenteuers hatte.

„Geschäfte," wiederholte Ems. „Ich bin ein Todfeind von dem, was die Menschen Geschäfte nennen. Für mich giebt es nur Angelegenheiten des Herzens und der Ehre, alle übrigen Angelegenheiten überlasse ich Anderen. — Aber ich halte Sie von Ihrer Gesellschaft ab."

„Soll ich Sie nicht meinem Onkel vorstellen? Aber den müssen Sie doch auch gekannt haben?"

„Robert, nicht wahr? Wir haben uns wohl einige Male gesehen, aber der Mensch saß immer hinter seinen Folianten und ich halte nichts von gedruckten Büchern. Das Leben in der menschlichen Gesellschaft ist das unterhaltendste Buch, das man lesen kann. Ich habe mich stets bestrebt, die heiteren Seiten desselben aufzuschlagen und die langweiligen zu übergehen. Ich glaube sicher, daß der Aufenthalt in Lüttich zu den ersteren gehören wird. Auf morgen also!"

„Auf morgen," sagte Moritz, indem er die Hand, die ihm geboten ward, annahm, aber er war doch noch

unsicher, ob er die Zusammenkunft und die ganze Bekanntschaft nicht lieber fahren lassen solle.

Wenn Ems ein Industrieritter wäre — aber dann würde er damit den Anfang gemacht haben, daß er seinem Schlachtopfer Vertrauen einzuflößen gesucht hätte, und sich nicht sofort als einen Mann zu erkennen gegeben haben, der nur Genuß in der Welt suchte. Dennoch konnte es sein, denn solche Abenteurer nehmen oft die verschiedenartigsten Manieren an. Was den Mann von vierzig Jahren vorsichtig hätte zurücktreten lassen, war gerade geeignet, den Jüngling von zwanzig vorwärts zu treiben; Muth und Selbstvertrauen sind in diesem Alter noch nicht so oft getäuscht worden und die Lust am Abenteuerlichen überwindet dann meistens die Furcht vor der Gefahr. Als Moritz des Abends zur Ruhe ging, hatte er den Rath, den ihm Ems gegeben, bereits befolgt, der Dame den Zettel mit dem Worte „Unmöglich" zugesandt, und seinen Reisegenossen mitgetheilt, daß er entschlossen sei, bereits am anderen Morgen nach Lüttich abzureisen.

Stalker hatte bei dieser Mittheilung den Kopf geschüttelt; er war zwar über die Absicht des Fremden völlig beruhigt, aber daß Moritz in irgend eine Intrigue verwickelt sei, schien unzweifelhaft und dies war wenig nach dem Sinne des Gymnasiallehrers. Inzwischen konnte dies wenig helfen, denn in einigen Tagen sollte

sein Mündel doch auf eigenen Füßen stehen. Er beschränkte sich daher auf einige ernsthafte Warnungen, nachdem er von dem Besitzer des Gasthofes noch die günstigste Auskunft über Ems erhalten hatte. Den folgenden Tag trat der Lehrer mit seinem Sohne die Rückreise in die Heimath an.

Viertes Capitel.

Man sollte oft denken, unsere Voreltern hätten es absichtlich darauf angelegt, sich zu langweilen — vielleicht um das Leben länger erschienen zu lassen, gerade wie jener Schuljunge, der seine Ferien dadurch auszudehnen suchte, daß er sich so oft als möglich allein auf den Torfboden setzte. So war es auch mit dem Gute Grünstein, etwa eine Stunde von Friedensdamm, dessen erster Besitzer es so düster und unfreundlich wie möglich eingerichtet hatte; spätere Besitzer hatten nichts daran verändert und die gegenwärtige Besitzerin, Fräulein Sinnheim, schien es ebenfalls ganz nach ihrem Geschmack zu finden. Die Wohnung im Hintergebäude war niedrig und eng und dabei feucht und düster, und als ob die hohen Ulmen die Zimmer nicht schon dunkel genug gemacht hätten, hatte man auch die Fenster noch so dicht als möglich verhangen und mit Jalousien versehen.

Wie das äußere Aussehen, so war auch die innere Einrichtung durch und durch altmodisch. Man hätte

das Piano, welches dort stand, ein Clavicimbel, und den Secretär ein Spinde nennen können. Die hohen Rücklehnen der Stühle paßten ganz zu den massiven Tischen und die großen Kamine brachten des Abends immer auf die Vermuthung, daß plötzlich die Beine eines Diebes daraus zum Vorschein kommen müßten. Fräulein Sinnheim war jedoch an Alles dies gewöhnt, und wenn Andere in der düsteren Wohnung bange wurden, so war sie es gewiß nicht. Sie verschloß und verriegelte zwar jeden Abend alle Thüren und vergaß niemals die Zange in die Nähe des kupfernen Kessels zu legen, um im Falle der Noth Lärm schlagen zu können, aber sie that dies Alles mehr aus Gewohnheit und schlief des Nachts so ruhig, als ob es gar keine bösen Menschen auf der Welt gäbe. Weniger behaglich fühlte sich Helene Melersheim dort, und es wundert uns nicht, daß sie wenig Lust hatte, einen Theil des Sommers bei ihrer Tante zu verleben. Aber Frau Melersheim hatte ihren Plan durchgesetzt und seit acht Tagen genießt Helene die Gastfreundschaft der ältlichen Dame. Fräulein Sinnheim ist das Ebenbild ihrer Schwester, in das Häßliche übertragen, denn es ist wenig nöthig, um ein schönes Gesicht in ein häßliches zu verwandeln. Zum Beweise dafür fordern wir unsere sämmtlichen Leserinnen auf, das Gesicht zu verziehen, und der Spiegel wird unsere Worte bestätigen. Jedoch

ist die Besitzerin von Grünstein nicht mißgeformt; ihre Züge sind nur etwas scharf, wie sie auch in ihren Worten und Gedanken scharf ist. Sie merkt Alles und weiß Alles, sie hört Alles und sieht Alles, und der achtzehnjährige Gast kann sich den Genuß nicht verschaffen, verbotene Dinge zu thun, was vielleicht noch die einzige Abwechselung auf dem düsteren Landgute gewesen wäre.

„Ich glaube, daß ich hier sterben werde, wenn ich lange bei dir bleibe," sagte Helene eines Abends, als sie beim Scheine einer Lampe ihrer Tante gegenüber mit einer Arbeit beschäftigt saß.

„So, Kind, und warum?"

„Weil ich mich langweile."

„Warum nimmst du denn nicht ein Buch, wie ich es thue?"

„Was liest du denn?"

„Ich lese in der Bildergallerie der Heimwehkranken," entgegnete Fräulein Sinnheim, indem sie den Titel des Buches aufschlug, dessen Einband und Schnitt einem Mädchen wie Helene schon Schrecken einflößen mußte.

„Liest du keine Unterhaltungsbücher?"

„Zu meiner Zeit hatte man wichtigere Dinge zu thun."

„Aber Mama kennt doch die meisten Romane."

„Deine Mutter hat leider immer nach dem Geschmacke der großen Welt gelebt.“

„Leider?“

„Ja, denn die Welt ist voll Bosheit, Trug und Verführung.“

Für dich wohl kaum, dachte Helene. Jedenfalls merkte Fräulein Sinnheim, was im Herzen ihrer Nichte vorging, denn sie fuhr fort:

„Für mich sowohl als für dich und für Alle; die Welt lenkt uns von unseren Pflichten ab und läßt uns vergessen, daß wir zu einem höheren Leben bestimmt sind. Es wird gut sein, wenn wir die Zeit, die du hier zubringst, der Betrachtung höherer Dinge widmen, wozu ihr in dem Gewühle eures Lebens keine Gelegenheit findet.“

„Dann werde ich jedenfalls noch trauriger werden.“

„Es wird zu deinem ewigen Heile führen,“ antwortete Fräulein Sinnheim kurz und setzte sich in ihrem Stuhle gemächlich zurecht, um ihre Lectüre fortzusetzen.

Die beiden Damen schwiegen wieder eine geraume Zeit, und man hörte nur das Ticken der alten Hausuhr und das nervöse Klirren der Stricknadeln des alten Fräuleins.

„Ist es wahr, Tante, daß Fritz Stalker hierher kommt, um deine Bibliothek zu ordnen?“

„Das hat Gertrud dir erzählt, Gertrud sagt mehr, als sie soll und darf.“

„Ist es denn nicht der Fall?“

„Der junge Stalker kommt hierher, um die Bibliothek meines Vaters in Ordnung zu bringen, der, wie du weißt, Prediger war.“

„Er war ungeheuer fromm, Tante, nicht wahr?“

„Mein Vater war ein eifriger Bekenner des Wortes Gottes,“ antwortete das alte Fräulein trocken, „man nennt dies fromm, aber das ‚ungeheuer‘ kannst du fortlassen.“

„Wann kommt Fritz Stalker?“

„Wenn du wieder fort bist.“

„Um so besser! Durch ihn wird es hier noch langweiliger werden.“

Trotz der Versicherung, die Fräulein Sinnheim gegeben hatte, und des Beifalls, den diese bei Helene fand, erschien Fritz Stalker schon wenige Tage darauf, nachdem dies Gespräch stattgefunden hatte. Von seinem Ausflug aus Brüssel zurückgekehrt, wünschte er seine Studien wieder fortzusetzen. Aber dies war nicht die einzige Veranlassung. So oft Vater und Sohn in letzter Zeit allein waren, kam die Rede unwillkürlich auf ihre große Meinungsverschiedenheit, und da Beide des Disputirens müde geworden waren, so wünschte Fritz schon vor dem Schlusse der Ferien das väterliche Haus wieder zu verlassen. Fräulein Sinnheim glaubte sicher zu wissen, daß er Helene völlig gleichgiltig war

und machte keine Schwierigkeiten, ihn einige Wochen früher zu empfangen, als ursprünglich zur Ordnung der Bibliothek festgesetzt war.

Das Bibliothekzimmer auf Grünstein war ein langes niedriges Gemach, welches an drei Seiten ganz mit Bücherschränken besetzt war. Ein daran grenzendes Schlafzimmer enthielt ein großes altmodisches Gardinenbett, außerdem befand sich dort einer jener unglaublich schwerfälligen Schränke, bei deren Anblick man nicht begreifen kann, daß unsere Vorfahren jemals ihre Wohnung wechselten. Ein mit grünem Tuch bespannter Tisch und vier hochlehnige Stühle vervollständigten das Meublement. Diese Zimmer wurden Fritz zur Benutzung übergeben, während ihm das Recht zuerkannt wurde, auf Grünstein zu thun und zu lassen, was er wollte, wobei Fräulein Sinnheim die Aufmerksamkeit hatte, eine antike Bronzelampe aufputzen zu lassen. Diese Rechte und Aufmerksamkeiten erfüllten die übrigen Bewohner von Grünstein mit großem Erstaunen und tiefer Ehrfurcht vor dem gelehrten Gaste, aber nicht mit vollem Rechte. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß unverheirathete Damen von zweifelhaftem Alter eine gewisse Abneigung gegen junge Mädchen hegen, und dagegen ohne jede Nebenabsicht eine Vorliebe für junge Männer an den Tag legen, obgleich die jungen Mädchen doch gewiß nicht dafür verantwortlich gemacht

werden können, daß zwanzig Jahre früher Anderen der Vorzug gegeben wurde.

Das Einzige, worin Fritz beschränkt wurde, war sein Umgang mit Helene, welcher derart eingerichtet war, daß er sie fast nur in Gegenwart der Besitzerin von Grünstein sah. Fritz schien denn auch anfänglich wenig auf Helene zu achten, und diese ihrerseits nahm von ihm gar keine Notiz, als höchstens, um ihn wegen seiner Gelehrsamkeit zu necken und ihn einen Einsiedler zu nennen.

Fräulein Sinnheim bemerkte denn auch sehr bald, daß in diesem Umgange keine Gefahr war, und sie unterließ ihre Wachsamkeit in dieser Beziehung, um ihre ganze Aufmerksamkeit dem Hausmädchen zuzuwenden, welches sie stark in dem Verdachte hatte, daß es in den Bäckergesellen vom nahen Dorfe verliebt sei. Helene konnte also den jungen Stalker ungehindert zum Schlachtopfer ihrer Langeweile machen, und dieser, der trotz seiner großen Kenntnisse ein unerfahrenes Herz besaß, gab sich gutwillig zum Spielball des achtzehnjährigen Mädchens her. Er lebte mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen, wie Moritz ganz richtig gesagt hatte, und er betrachtete Helene als ein fröhliches Kind, das ihn in freien Augenblicken erheitern und ihm eine angenehme Ableitung von seinen Studien verschaffen konnte.

Ungern dachte er daran, Grünstein wieder zu ver-

lassen, als er die Bibliothek geordnet hatte, denn er hätte sich gern noch eingehender mit den Schätzen derselben vertraut gemacht. Er lebte so friedlich und unbehelligt auf dem Gute und wurde nicht in seinen Studien gestört. Ueberdies — aber das wußte er selbst nicht — der reizende Plagegeist gab seinem Denken und Arbeiten doch einen anderen Schwung und es wurde ihm ein förmliches Bedürfniß, wenn er den ganzen Tag in der Bibliothek zugebracht hatte, des Abends in der heiteren Unterhaltung mit Helene eine Zerstreuung zu finden. Er zog ihre Gesellschaft meist derjenigen des alten Fräuleins Sinnheim vor, die immer sein Urtheil über theologische Streitfragen erfahren wollte. Lieber trieb er sich auf den schmalen Wegen des Tannenwäldchens von Grünstein umher, oder suchte mit Helenen Wasserlilien zum Strauße, oder sie plünderten die Johannisbeersträucher und durchsuchten die Erdbeerbüsche; aber Fritz blieb bei alledem sich selbst gleich, und Helene mußte für die Conversation allein Sorge tragen.

„Sie müssen sich schrecklich langweilen," sagte sie eines Abends, während sie unter einem Lindenbaum im Grase saß und die Erdbeeren verzehrte, welche Fritz für sie gepflückt hatte.

„Langweilen? Ich langweile mich niemals."

„Aber hier fehlen Ihnen doch alle die gelehrten Herren Ihres Umgangs."

„Ich habe oben andere.“

„Mit ledernem Rücken und geflammtem Schnitt?“

„Ganz recht.“

„Eine schöne Gesellschaft! Haben Sie keine Sehnsucht, von Grünstein fortzukommen?“

„Das hängt ja nur von mir ab.“

„Ich wollte, daß ich auch so glücklich wäre; Tante Sinnheim ist unausstehlich. Glücklicherweise hat Mama gesagt, daß sie mir nichts zu befehlen habe.“

„Dadurch muß das Unausstehliche sehr gemildert werden.“

„Meinen Sie? Wären Sie nicht so gelehrt und trocken, so dürfte ich nicht einmal mit Ihnen spazieren gehen.“

„Macht Ihnen das Vergnügen?“

„Faute de mieux. Gehen Sie nie auf die Jagd?“

„Ich glaube nicht, daß wir das Recht haben, zu unserer Unterhaltung Thiere zu tödten.“

„Dann begreife ich nicht, daß Sie heute Mittag Rebhühner gegessen haben.“

„Das ist ganz etwas Anderes: wer Thiere zur Nahrung tödtet, gehorcht einem höheren Gebote, welches sagt, daß wir arbeiten sollen, um zu essen.“

„Ich glaube, Sie haben für Alles einen Spruch im Kopfe.

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich so viel

als möglich nach Grundsätzen handele, dann haben Sie Recht."

„Ist es nicht langweilig, nach Grundsätzen zu leben?" fragte Helene, indem sie sich zurücklehnte und nach dem Abendstern sah, der im Osten zu blinken begann.

„Es ist das einzige Mittel, um mit sich selbst Frieden zu finden," sagte Fritz.

„Meine Tante sagt, das einzige Mittel dazu finde sich in den altmodischen Büchern, die sie liest."

„Nicht jeder findet Frieden auf dieselbe Weise."

„Ich finde ihn gar nicht und glaube nicht, daß ich jemals Frieden haben werde," entgegnete Helene, und indem sie nach dem Lindenbaum emporsah, fragte sie: „Wie alt mag dieser Baum wohl sein?"

„Möchten Sie es gern wissen?"

„Nein."

„Aber warum fragen Sie danach?"

„Um etwas zu fragen, aber es ist mir gleichgültig. Der Baum ist gewiß wenigstens dreimal so alt als ich, und wird mich dreimal überleben, glauben Sie es nicht?"

„Wer kann das sagen!"

„Gelehrte Menschen, wie Sie, müßten Alles wissen, wozu dient Ihre Gelehrsamkeit, wenn Sie nicht einmal die alberne Frage eines dummen Mädchens, wie ich bin, beantworten können?"

„Jede Wissenschaft hat ihre Vertreter; ich bin kein Botaniker.“

„Gestern sagten Sie, daß Sie sich nicht auf die Geschichte verlegt hätten, vergangene Woche hieß es, daß sie keine Mathematik verständen — was wissen Sie denn?“

„Nichts.“

„Bah! Das ist bescheidener Hochmuth!“

„Was ich weiß, ist nichts im Vergleich zu dem, was zu wissen ist.“

„Dann begreife ich nicht, weshalb meine Tante immer so viel von Ihrer Gelehrsamkeit redet. Verstehen Sie etwas von Astronomie?“

„Nicht viel.“

„Wieder nicht! Lassen Sie uns um des Himmels Namen nur hineingehen, denn es ist nicht möglich, mit Ihnen eine Stunde lang zu plaudern.“

Helene erhob sich, und indem sie ihre Hand in Fritzens Arm legte, sagte sie: „Es wird schon dunkel, und wir müssen uns beeilen. Sie wissen doch hoffentlich den Weg ganz genau? Es wird mir wahrhaftig bange.“

„Das ist ein peinliches Gefühl, wenn man den rechten Weg nicht weiß. Diejenigen, welche glauben, zweifeln nicht. Denken Sie sich einmal, daß ich Sie auf einen unrechten Weg geleitet hätte; würden Sie nicht selbst sich zurecht zu finden trachten?“

„Ich würde nicht ruhen, bis ich den richtigen Weg hätte. Aber hier müssen wir links gehen, Fritz.“

„Fürchten Sie nichts, Helene, ich weiß, wie ich gehen muß. Wohl dem, der die Periode des Suchens überwunden hat und den rechten Pfad kennt.“

„Welche Albernheit! Sehen Sie denn nicht, daß hier ein Graben ist. Ist das nun der rechte Pfad? Nein, und ich werde Ihnen denselben besser zeigen. Hier, links ab; so, und dann rechts an der kleinen Scheune vorbei. Geben Sie mir nur die Hand, denn ich sehe wahrhaftig noch besser als Sie mit all Ihrer Weisheit.“

„Vielleicht,“ sagte Fritz mit einem Seufzer, „und wenn Helene Melersheim dies sagt, so—“

„Gott sei Dank, daß wir aus dem Walde heraus sind, denn nun werden Sie gar noch sentimental, was ich gar nicht an Ihnen gewöhnt bin. Da sitzt meine Tante.“

Tante Sinnheim erwartete die jungen Leute, und hatte sich unterdessen mit der Lectüre ihrer Bildergallerie der Heimwehkranken die Zeit vertrieben. Sie war fest überzeugt, daß der Umgang des ernsthaften Fritz auf die leichtsinnige Helene einen guten Einfluß ausüben müsse. Sie hatte ihrer Schwester versprochen, über Helene zu wachen, ohne jedoch den Versuch zu machen, derselben andere Ansichten beizubringen; sie hatte sie

in ihr Haus genommen, wie man die Effecten eines guten Freundes in sein Haus nimmt, wenn derselbe auf Reisen geht; sie durfte damit nicht speculiren, und man erwartete nur, daß sie dieselben unversehrt zurückgab. Helene ihrerseits fühlte sich für den gezwungenen Aufenthalt nicht zu Dank verpflichtet. Sie mußte vier Wochen in Grünstein bleiben, so verlangte es ihre Mutter. Auf diese Weise fühlten weder Tante noch Nichte die geringste Verpflichtung; die Gewalt der Umstände hatte sie eben zusammengeführt.

Endlich waren die vier Wochen um, und Frau Melersheim kam selbst, um ihre Tochter abzuholen. Maibusch, welcher auch das Vermögen des alten Fräulein Sinnheim verwaltete, hatte deren Schwester seinen Wagen angeboten, und da er nicht gern eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um einen vergnügten Tag zu verleben, so hatte er seine Frau und seinen Sohn mitgebracht. Um den Eindruck, den sein zierlicher Wagen und die bunte Livree des Kutschers auf das Publicum machen mußten, zu verstärken, war das japanische Dienstmädchen auf den Dienersitz, der hinten angebracht war, placirt worden, und so erschien er Nachmittags in Grünstein. Die Besitzerin des düsteren Landgutes war mit diesem zahlreichen Besuche nicht besonders einverstanden, aber nachdem Maibusch ihr den Stand ihrer finanziellen Angelegenheiten mitgetheilt und

von beträchtlichen Vortheilen geredet hatte, wurde sie versöhnt, und sprach sogar ihr Bedauern darüber aus, daß Maibusch nicht vorher seinen Besuch angekündigt hatte und für einen ganzen Tag gekommen war; jetzt habe sie kaum das Nothwendige im Hause, um ihre Besucher zu erfrischen. Dagegen hatte sie einen beträchtlichen Vorrath von geistlicher Nahrung: beim Aufräumen der Bibliothek waren eine Menge Tractätchen zum Vorschein gekommen, deren Titel darauf hinwiesen, daß sie ungemein geeignet sein müßten für Heiden und Götzendiener; diese Schriftchen wurden sorgfältig eingepackt und Frau Maibusch mitgegeben, damit Dina durch dieselben zur Kenntniß des lebendigen Gottes gebracht werde.

„Dir werde ich nichts davon mitgeben," sagte Fräulein Sinnheim zu ihrer Schwester, „obgleich man auch in den gebildeten Kreisen Heiden und Mammonsdiener im Ueberfluß findet."

„Ach, liebe Marie," antwortete Frau Melersheim, „ich bin so daran gewöhnt, meine Locken auf Zeitungspapier zu wickeln, und es würde mir schwer fallen, mich zu diesem Zwecke eines anderen Papieres zu bedienen."

„Ich dachte, es könnte dir nichts schaden, sie zu lesen und lesen zu lassen, z. B. von deiner Tochter."

„Ich bin überzeugt, daß du deine Sorgfalt schon

an ihr erprobt haben wirst," antwortete Frau Melersheim, indem sie einen Seitenblick auf Fritz warf.

„Mir wäre es lieber gewesen, einer solchen Sorge enthoben zu sein, und wenn du wieder einmal eine Reise unternimmst, soll es mich freuen, wenn du andere Maßregeln triffst."

„Bist du denn verreist gewesen, Mama?" fragte Helene verwundert.

„Ja, Kind, nach Amsterdam," sagte Frau Melersheim ganz ruhig, „wunderst du dich darüber?"

„Ich wußte nichts davon, aber wenn du nicht selbst sagtest, daß du in Amsterdam gewesen seiest, würde ich glauben, du habest einen Abstecher nach Lüttich gemacht."

„Warum nicht nach Aegypten?" fragte Frau Melersheim lächelnd, aber doch etwas verlegen.

„Wer weiß! Aber — nicht wahr, Fritz? — Moritz Stalker hat in Lüttich eine Dame gesehen, welche dir sprechend ähnlich sah. Haben Sie den Brief nicht bei sich, Fritz?"

„Lassen Sie uns etwas davon hören," sagte Maibusch, „ich höre nichts lieber als Reisebeschreibungen."

„Unglücklicherweise ist es aber keine Reisebeschreibung," antwortete Fritz, „die hebt Moritz für später auf, für jetzt sind's nur Reiseeindrücke."

„Wo hält er sich jetzt auf?" fragte der Rentier weiter.

„Wahrscheinlich in Paris, aber er scheint sich auf das Umherschwärmen zu verlegen. Er hat einen gewissen Herrn Ems kennen gelernt, der mit ihm die ganze Welt durchschwärmen zu wollen scheint.“

„Ems? Ist das nicht der Freund des Melange, wegen dessen wir damals das komische Mißverständniß hatten? Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau?“

„Es ist mir entfallen, Herr Maibusch,“ antwortete Frau Melersheim kühl.

Frau Maibusch flüsterte ihrem Manne in das Ohr, daß die Erinnerung an den Toast ihres Sohnes unschicklich sei, und Maibusch sagte nun mit dummem Lächeln, daß er ganz etwas Anderes gemeint habe; er habe fragen wollen — ja, was denn nur? „Das ist komisch, gerade will man etwas sagen und in demselben Augenblicke vergißt man es.“

„Ich kann nicht begreifen, Marie,“ sagte Frau Melersheim zu ihrer Schwester, als sie nach dem Thee zusammen im Garten spazieren gingen; „ich kann nicht begreifen, wie es dir einfallen konnte, zu gleicher Zeit mit Helene diesen Studenten einzuladen.“

„Es war auch keineswegs meine Absicht, aber es ist doch so gekommen. Ueberdies ist Fritz Stalker ein bedächtiger, ernsthafter junger Mann, der den ganzen Tag über studirt.“

„Hast du denn gar nicht an die möglichen Folgen gedacht?“

„Habe ich Helene eingeladen? Und überdies, woher sollte ich wissen, daß ein Stalker dir gefährlich scheinen könne.“

Frau Melersheim schwieg betroffen und ging eine Weile schweigend neben ihrer Schwester her.

„Was stand in jenem Brief von Moritz?“ frug sie dann.

„Darüber mußt du Stalker oder deine Tochter fragen; ich habe den Brief nur zum Theil lesen hören, aber du weißt, daß mir an weltlichen Dingen wenig gelegen ist, besonders an dieser Angelegenheit.“

„Ein neuer Beweis deiner schwesterlichen Theilnahme.“

„Ich denke, die ist genug erprobt worden.“

„Und nicht gar zu gewichtig gefunden.“

Abermals schwiegen die beiden Damen, aber sie gingen mit einander weiter; der Austausch bitterer Worte schien das besondere Kennzeichen ihrer Unterhaltung zu sein, ohne die Schwestern einander zu entfremden. Sie standen noch auf demselben Abstand von einander, wie dies in den Tagen der Fall war, als die jüngere Betty die gefeierte Schönheit war und Marie die häusliche Predigerstochter, die für die besuchenden Collegen ihres Vaters den Wein heraufholte und mit

deren Frauen ein Theekränzchen hatte. Etwas Eifersucht auf der einen Seite, etwas Geringschätzung auf der anderen, aber doch nicht genug, um die Schwestern zu Feindinnen zu machen: ein häufig vorkommendes Verhältniß zwischen Schwestern von so verschiedener äußerer Erscheinung und verschiedenem Alter.

Daß sie einander nicht haßten, ging deutlich genug aus den verschiedenen Diensten hervor, die sie einander leisteten, und auch jetzt wieder sagte Fräulein Sinnheim, als Fritz im eifrigen Gespräche mit Maibusch an ihnen vorbeiging: „Das wird Herr Stalker wohl wissen und du kannst ihn darüber befragen."

„Womit kann ich den Damen zu Dienst sein?" antwortete Fritz, indem er stillstand.

„Es ist schade," fuhr Fräulein Sinnheim fort, „daß Sie Ihren Cousin nicht nach Lüttich begleitet haben; Sie hätten uns dann erzählen können, ob die Dame, von welcher Moritz schreibt, wirklich meiner Schwester so sehr ähnlich sieht."

„Und was erzählt er von mir?" fragte Frau Melersheim, indem sie Fritz mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit anblickte.

„Von Ihnen eigentlich gar nichts; die Dame, welche Ihnen so ähnlich sah, hat er nur flüchtig gesehen, wie ich glaube; hier habe ich seinen Brief noch."

Fritz holte den Brief seines Vetters heraus und las folgende Stelle daraus vor:

„Du schreibst mir so ernsthaft über meine Liebelei, daß ich in Versuchung kam, mich selbst für einen Don Juan oder nach deiner Auffassung für ein Kind des Verderbens zu halten. Vernimm nun doch das ganze Abenteuer mit allen seinen Umständen. Meine Ariadne — denn es ist eine Ariadne, welche den Theseus in Gestalt des Schicksals in Verlassenheit gebracht hat — meine Ariadne ist, wie du weißt, unter meinem Regenschirm bis zu einer Straße in Brüssel mit mir gegangen, aber obgleich dieser Weg vielleicht eine Stunde währte, erfuhr ich doch nicht einmal, daß Ariadne eigentlich Marie vom Lande heißt. Dies erfuhr ich erst am anderen Tage auf meine directe Frage. Wir haben über alle möglichen Dinge gesprochen, ausgenommen über die Liebe, denn so oft ich auf dieses Thema kam, machte sie ein verstimmtes Gesicht, so daß ich rasch wieder von anderen Gegenständen anfing. Ich erzählte ihr von deiner Schwester Anna mit den schönen kastanienbraunen Haaren — und entwarf ihr das Bild der guten —; aber es langweilt Sie jedenfalls, gnädige Frau; diese jugendlichen Albernheiten sind für Ihre Ohren nicht geeignet," sagte Fritz, indem er plötzlich abbrach.

„Ich höre sie ganz gern, lieber Herr Stalker, lesen Sie nur fort."

Fritz blickte einen Augenblick in den Brief, als versuchte er eine Stelle überzuschlagen, ohne daß Frau Melersheim es bemerken könne, aber diese, die ihren Kopf lauschend über den Brief gebogen hatte, ersuchte ihn unter freundlichem Lächeln, nichts zu überschlagen.

„Es betrifft Ihre Tochter.“

„Was schadet das; er wird doch nichts Beleidigendes über sie sagen.“

„Er spricht etwas scherzhaft über Fräulein Helene, aber wenn Sie es hören wollen, es ist nichts Böses: es folgt nämlich etwas über die naive Kokelterie oder kokette Naivetät der reizenden Helene, und daß ihr dieselbe so gut steht und —“

„Und welcher ich den Vorzug gebe vor der vornehmen Kokelterie ihrer Mutter,“ las nun Frau Melersheim selbst, weil Fritz stecken blieb. „Recht artig,“ fuhr sie fort, „sich so von dem jungen Geschlecht beurtheilt zu sehen,“ und lachend setzte sie hinzu: „Lesen Sie nur ruhig weiter, Herr Stalker.“

Fritz las mit einer Stimme, als ob es sich um eine notarielle Acte handle. Wie hat er auch so thöricht sein können, diesen indiscreten boshaften Brief seines Vetters selbst vorzulesen!

„Endlich kam ich auf den Gedanken, ein Gedicht an meine Schöne zu machen. Ich erinnerte mich an alle Gesundheiten des redlichen Bärmann, aber ich

werde dir das Gedicht niemals unter die Augen bringen, obgleich du daraus ersehen könntest, daß meine Liebe zu dem Mädchen eine rein platonische ist. Nach der Zusendung dieses Gedichtes habe ich meine Schöne nicht wiedergesehen, oder doch nur für einen Augenblick, wobei ich allerdings nicht sicher weiß, ob ich damals nicht träumte. Ich hatte sie in Lüttich bis in eine Straße begleitet und zum Abschied einen Händedruck erhalten, und als ob ich nun nichts mehr auf dieser Welt zu thun hätte, verfügte ich mich noch denselben Nachmittag unter die Erde, d. h. ich stieg mit Ems in ein Kohlenbergwerk, woraus ich sehr geschwärzt wieder an das Sonnenlicht gelangte. Und in demselben Augenblicke sah ich einen Wagen vorbeifahren, worin meine Ariadne wieder mit einer anderen Dame saß, die so sprechend Frau Melersheim glich wie eine Photographie. Vielleicht war es nur eine Hallucination, hervorgebracht durch meinen Aufenthalt in dem Kohlenbergwerk, denn als ich eine halbe Stunde später mit Ems in einem Wagen saß und denselben Weg auf- und ab fuhr — er wollte, daß ich mich überzeugen solle — war weder Marie vom Lande noch Frau Melersheim zu entdecken. Ich muß mich also getäuscht haben, so sonderbar dieser Vorfall auch ist. Wenn ich Zeit habe, werde ich über die Erscheinung nachdenken, aber vorläufig habe ich zu viel zu erleben und du weißt, bei

mir kommt zuerst Leben, dann Denken, dann Arbeiten, während bei dir zuerst das Denken, dann das Arbeiten und erst zuletzt das Leben kommt.“

„Dieser Herr Ems scheint ein treuer Begleiter von Moritz zu sein,“ bemerkte Frau Melersheim mit erzwungener Ruhe; „sind sie zusammen weiter gereist?“

„Er ist mit Moritz nach Paris gegangen; mein Vater erwartet bald wieder einen Brief von dort.“

„Sie nicht?“

„Vielleicht, aber ich habe ihm noch nicht geantwortet.“

„Wenn Sie dies thun, bitte ich mich zu benachrichtigen, ich werde ihm darin etwas über die Erscheinung mittheilen.“

„Aber ich ersuche Sie, ihm nicht zu schreiben, daß ich seinen Brief lesen ließ.“

Während dieses Gespräches zwischen Frau Melersheim und Fritz Stalker hatte sich Fräulein Sinnheim mit Maibusch über ihre finanziellen Angelegenheiten unterhalten, und trotz ihrer Verachtung der weltlichen Eitelkeiten schien es, daß die Besitzerin von Grünstein sehr gut über vortheilhafte Geldanlage und den Cours der Staatspapiere unterrichtet war und daß sie den Werth der Ländereien und Gebäude eben so gut kannte wie ihren Katechismus.

„Ja,“ sagte Maibusch, indem er vergnügt die

Hände rieb, „ein tüchtiger Mensch ist gut, aber ein reicher Mensch ist besser.“

„Ein braver Mensch ist das Beste.“

„Nun ja,“ sagte Maibusch in einem Tone, der deutlich zu erkennen gab, daß er Anderen gern das Beste überließ, wenn er nur das Bessere hatte. „Aber das bleibt doch immer wahr, daß man ohne Geld ein erbärmliches Leben führt. Heute Vormittag hatte ich erst wieder ein Beispiel davon. Sie wissen, daß der Gymnasiallehrer Stalker mit seinem Sohne eine Reise nach Brüssel gemacht hat, heute kommt er nun zu mir, um fünfzig Gulden für seine Miethe von mir zu leihen. Was braucht der Mann nach Brüssel zu reisen, sage ich; was sagen Sie?“

„Stalker hätte gewiß besser gethan, das Geld für seine Lebensbedürfnisse zu verwenden.“

„Das sagte ich auch, aber wissen Sie, was er antwortete? Ach, Herr Maibusch, sagte er, die kleine Reise war ein Bedürfniß für mich. Albernheit, sagte ich, ich weiß auch, was Reisen ist; ich bin in der Schweiz gewesen, in Italien gewesen, in Paris gewesen, in London gewesen, in Belgien bin ich auch gewesen, aber das thut man zum Vergnügen und wahrhaftig nicht der Bedürfnisse wegen. Wenn man es nicht übrig hat, sagte ich, bleibt man zu Hause; für mich kommt es nun allerdings weniger darauf an, ob ich einmal fünf-

oder sechshundert Gulden verreise, aber ein Mann von Ihrem Einkommen darf sich solche Erholung nicht erlauben."

„Und Sie haben ihm das Geld gegeben?"

„Das heißt, ich werde es ihm geben, denn wenn man damit so rasch bei der Hand ist, kommen sie gar zu schnell wieder. Ich habe gesagt, daß ich es augenblicklich nicht machen könne, am Montag kommt er wieder und ich gebe es ihm am Mittwoch. Nein, nein, ich bin eine alte Ratte und kenne das Knallen der Peitsche."

Im Gegensatz zu der zoologischen Entdeckung, daß Ratten das Knallen der Peitsche kennen, hatte Herr Maibusch erst vor einigen Wochen dem Herrn Melange, oder vielmehr dem Grafen von Regenhelm, in dessen Namen Melange das Geld erhob, ein eben so geheimnißvoller Emigrant wie Melange, tausend Gulden geliehen, und zwar unter so geheimnißvollen Umständen, daß Melange sogar die Schuldverschreibung für seinen Freund geschrieben hatte, und wenn man es nicht besser wüßte, hätte man glauben können, daß der Freund auch für den Freund unterzeichnet hatte.

„Wird es nicht Zeit zum Aufbrechen, Maibusch?" fragte seine Gattin, die mit Helene und Anton spazieren gegangen war und das unausstehlich naseweise Ding nun gerade satt hatte.

„Ich bin bereit, Liebste, wenn Frau Melersheim — es wäre wahrhaftig ein hübsches Pärchen," unterbrach er sich flüsternd.

„Frau Melersheim und Fritz Stalker?" fragte seine Frau verwundert.

„Nein, die Beiden," und er deutete auf Helene, neben welcher Anton ging, ohne daß das Mädchen ihn einer einzigen Antwort auf sein Gerede würdigte.

„Warum nicht gar!" antwortete Frau Maibusch. „Die Madame gefällt mir gar nicht und ihre Tochter noch viel weniger. Sie ist ein naseweises Ding. Anton ist auch noch viel zu jung und hat noch nicht einmal eine Anstellung. Wenn er durch das Examen —"

„Ich bitte dich, Frau, davon kein Wort!"

Wir haben zwar nicht aus Gehorsam gegen Maibusch, der es nicht gern wollte, daß über den Verlauf des Examens geredet wurde, von der Sache geschwiegen, sondern weil sie uns im Ganzen zu unbedeutend schien. Anton war nämlich inzwischen durchgefallen und zwar so gründlich, daß ihm gar keine Aussicht mehr blieb. Je weniger ein solcher Verlauf erwartet worden war, um so unangenehmer berührte er, und es waren verschiedene häusliche Scenen vorgefallen, welche die bekannte Behaglichkeit des Herrn Maibusch nicht erhöhten, so daß das Haupt der Familie zum Schlusse das strengste Verbot erließ, jemals wieder über die verdrießliche

Angelegenheit zu reden. Sie sollte als nicht geschehen betrachtet werden. Immerhin blieb es eine schmerzliche Wunde, die nur zu oft wieder aufgerissen wurde. Alles, was mit dem Militär in Verbindung stand und früher so hoch geschätzt wurde, sollte von nun an gänzlich vermieden werden; selbst der Zapfenstreich des Abends war anfänglich eine schmerzliche Erinnerung, die nach und nach ein Aergerniß geworden war, und die Officiere, früher in der Familie so gern gesehen, wurden nun fast gehaßt, selbst Capitän Vogel hieß jetzt ein unmäßiger Schlemmer.

Möglicherweise — so lautete Stalker's Rath — hätte man besser gethan, den ungünstigen Verlauf des Examens sich als Sporn dienen zu lassen, um das Versäumte mit Glanz nachzuholen. Es gab für Anton ja noch andere Wege, um zum Ziele zu gelangen. — Was dieser Stalker sich einbildete! — Der Sohn des Herrn Maibusch sollte von unten auf dienen! Und dieser Mensch wagte nun ein Darlehen von fünfzig Gulden zu verlangen. Maibusch fand es ganz in der Ordnung, daß er ihn eine Weile in der Verlegenheit sitzen ließ.

Diese Verlegenheit währte jedoch nicht lange. Als die Besucher von Grünstein abgefahren waren und Fräulein Sinnheim mit ihrem Logirgast allein blieb, der sie den andern Tag gleichfalls verlassen sollte, sagte

sie mit jener Offenherzigkeit, die in manchen Fällen besser angebracht ist, als ein Vorwand:

„Hören Sie, Stalker, Ihr Vater hat keinen Ueberfluß; er hat diesen Morgen eine kleine Summe von Maibusch leihen wollen. Es würde mir angenehm sein, wenn er sie lieber von mir leihen wollte; ich verlange weder einen Schuldschein noch Dank dafür; übergeben Sie ihm die Summe in einer passenden Weise, und wenn Ihr Vater wieder einmal in dieselbe Lage kommt, so lassen Sie ihn lieber nach Grünstein kommen, als daß er sich an Maibusch wendet."

Fräulein Sinnheim war in der Art, wie sie dies sagte, milder als gewöhnlich, und indem sie die doppelte Summe Fritz übergab, ließ dieser sich nicht durch falsche Scham abhalten, das Geld anzunehmen, dessen sein Vater so sehr bedurfte. Mit einem herzlich dankbaren Worte wollte er es in seine Brieftasche stecken.

„Ist dies ein Andenken?" frug Fräulein Sinnheim, als sie die Brieftasche erblickte.

„Ein Andenken an meine Knabenjahre."

„Nun wohl, so nehmen Sie auch ein solches an Grünstein mit," fuhr die Besitzerin fort, „ich darf Sie doch nicht ohne ein Zeichen meiner Dankbarkeit für die Sorgfalt, die Sie der Bibliothek meines Vaters erwiesen haben, ziehen lassen."

Fritz wollte ablehnen, aber das Fräulein sprach

ihm mit so viel wirklicher Wärme einer freundschaftlichen Empfindung zu, daß er zuletzt nicht mehr ablehnen konnte.

„Gott hat Ihnen außergewöhnliche Talente gegeben," sagte sie, „gebrauchen Sie dieselben zu seiner Ehre; da ich selbst nicht so glücklich bin, um gleich Ihnen in Wort und That zu wirken, so kann ich Ihnen doch durch Unterstützung nützlich sein, und wenn Sie in Geldangelegenheiten einer Hülfe bedürfen, so werden Sie in mir eine treue Bundesgenossin finden — und eine herzliche Freundin."

Damit war der Bund geschlossen, und daß es keine eitlen Worte waren, ging deutlich aus dem Inhalt der Brieftasche hervor, welche Fritz zum Andenken an seinen Aufenthalt zu Grünstein empfing.

Verkauft? sagte Fritz zu sich selbst, als das Sonnenlicht wieder durch die dünnen Gardinen der Bibliothek hereindrang und ihn daran erinnerte, daß er nur noch wenige Stunden bis zu seiner Abreise übrig hatte. Und dieses Wort blieb die Schlußfrage seiner Ueberlegungen, wenn er an die Gespräche mit seinem Vater und an die Erfahrungen, die er auf Grünstein gemacht hatte, zurückdachte. Aber er fühlte sich berufen, seine eigenen Grundsätze, die sich in den letzten Monaten vollständig befestigt hatten, mannhaft zu vertreten.

Fünftes Capitel.

Der Winter war vorübergegangen und schon war der Frühling zuweilen aufgetaucht, aber gewöhnlich war er den anderen Tag wieder verschwunden und hatte seinem Vorgänger noch einmal das Feld geräumt.

Frau Stalker hatte bereits angefangen, ihre Berechnungen zu machen, und mit Rücksicht auf Ostern, Himmelfahrtstag und den Geburtstag ihres Mannes überlegt, wie sie die neuen Anschaffungen für die Kinder einrichten werde. Aber sie hatte dies in einer Art Pflichtgefühl gethan, welches nicht von der Liebe, sondern von der Nothwendigkeit ausgeht, und Stalker hatte kein einziges Mal darüber gemurrt oder seine Frau durch einen Einwand verdrießlich gemacht. Es gingen ihm andere Dinge durch den Kopf.

Wohl finden wir den Gymnasiallehrer, ebenso wie früher, denjenigen Theil des Tages, den er nicht dem Unterrichte der hoffnungsvollen Jugend widmen mußte, vor seinem Schreibtische in der großen Hinterstube sitzen,

aber oft sehen wir ihn dort, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend vor sich starren und Bücher und Arbeit vergessen. Ob er sich selbst dann auch zuweilen diesem dumpfen Zustande entreißt und sich in Gedanken zuruft, daß der Geist über die irdischen Sorgen erhaben sein und das Herz sich dem Willen Gottes fügen muß, — es hilft nichts, sein Junge, sein Namensgenosse, steht noch immer im Geiste vor ihm, blühend und fröhlich, in der ersten Frische des Lebens, wie er um ihn spielte, noch zwei Tage vor dem schrecklichen Ereigniß, als der Tod durch einen Schlag mit der Sense hinwegmähte, was Stalker mit so viel Sorgfalt aufgezogen, und was ihm so reiche Früchte versprochen hatte.

Die Kinder hatten geweint und vierzehn Tage lang um ihr Brüderchen getrauert, das ist lange für das Kinderherz. Aber das Elternherz zählt seine Trauer nicht nach Wochen, und wenn der Vater auch für einen Augenblick seinen Robert vergaß, so stiegen andere Bilder vor seinem Geiste auf, die auch nicht besonders geeignet waren, sein Gemüth zu beruhigen. Fritz, sein Aeltester, sein Stolz und sein Ruhm, wurde fortwährend mit Lob genannt, und täuschte die Erwartung nicht, die sein Vater auf ihn setzte; aber Fritz entfernte sich in seinen Ansichten immer mehr von denen seines Vaters und huldigte Grundsätzen, welche dieser als verderblich fürchtete; und wenn die Trennung von Denjenigen,

die uns theuer sind, schwer fällt,, wenn ihr Schicksal sie nach entfernten Gegenden führt, so ist der Bruch des Bandes, welches Sympathie und gleiche Gesinnungen bewirken, noch schmerzlicher. Gewiß können auch Menschen der verschiedensten Gesinnungen Achtung für einander empfinden, aber Achtung ist ein armseliger Ersatz, wenn es sich um die Gefühle zwischen Vater und Sohn handelt. Wohl hatte sich Moritz in anderer Weise entwickelt, und mit ihm stimmte Stalker besser überein, aber Moritz war nur der Sohn seines Bruders, und wie lang und innig auch der Verkehr mit seinem Pflegling sein mochte, die Gewohnheit treibt nie so tiefe Wurzeln, daß sie denen der Natur gleich werden.

Stalker's Herz litt viel unter dem doppelten Verluste; aber als ob das Seelenleiden nicht hinreiche, um dem Leben seine Annehmlichkeiten zu rauben, drückten ihn auch noch andere Sorgen: häusliche Angelegenheiten und finanzielle Schwierigkeiten verdunkelten ihm jede Lebensfreude. Anna welkte hin, Marie und Septima, die zuthunlichsten Kinder, welche die Runzeln von seiner Stirn wegküßten, konnten sich nicht recht von ihrer Krankheit erholen, die sie während des Winters wochenlang im Hause gehalten hatte und die ihren Vater für Doctor und Apotheker mehr kostete, als er bezahlen konnte. Auch die Haushaltung hatte mehr Geld gekostet, alte Schulden waren nicht ausgeglichen worden,

und Stalker erklärte düster, daß er nicht wisse, was aus seiner Familie werden solle.

„Komm, Robert, den Kopf in die Höhe und das Herz nach oben," sagte Frieda, während sie zutraulich ihren Arm um ihn schlang und sich über seinen Schreibtisch beugte. „Gestern hattest du doch so viel Muth. Der Privatunterricht während der Ferien wird uns schon wieder aufhelfen."

„Marie und Septima auch?" fragte der Lehrer mit traurigem Lächeln.

„Aber die werden doch immer besser. Der Doctor sagte, daß sie auf dem besten Wege wären."

„Auf dem besten Wege, den Robert auch einschlug," klagte Stalker. „Ja, Frieda, die Tage der Freude sind vorbei — aber ich will nicht klagen; ich habe viel behalten, wenn ich auch viel verloren habe. Meinen Fritz auch — er ist am Sonntag wieder nicht hier gewesen."

„Er wird irgendwo eine Probepredigt gehört haben. Er ist jung, und was er ergreift, faßt er mit Eifer an. Komm, laß uns einen Augenblick in die Luft gehen."

„Und meine Arbeit? Ich bin noch immer bei Seite sechs."

„Dann wird Seite sieben wohl auch zur rechten Zeit kommen."

„Du weißt nicht, wie schwer mir das Arbeiten wird! Aber du hast Recht, der Mann darf den Kopf

nicht hängen lassen, und ich würde es auch nicht, wenn ich eine andere Thätigkeit hätte. Aber wenn ich in der Schule die Knaben um mich sehe, dann erinnert mich jeder Lockenkopf an unsern Robert, und zu Hause werde ich bei der Ausarbeitung meines Buches fortwährend an meine Gespräche mit Fritz erinnert, und ich muß immerfort daran denken, daß mein Sohn, in welchem ich einen Kämpfer für die wahre Religion zu sehen hoffte, ein Bundesgenosse jener verderblichen Richtung geworden ist, welche den Fortschritt hemmt und den Menschen zum blinden Werkzeug machen will. Wäre ich Zimmermann oder Schmied, so würde ich in der Arbeit meiner Hände eine Ableitung finden, so aber finde ich nur neue Nahrung für meinen Schmerz."

Stalker war aufgestanden und blickte durch das Fenster nach dem bescheidenen Gärtchen, welches sich hinter seiner Wohnung ausbreitete und wo ein einsamer Sperling in seinem Wintergefieder träge umhersprang, um die hingeworfenen Brotkrumen aufzupicken. Langsam tropfte es von den dünnen Eiszapfen der Bäume, welche von der Sonne beschienen wurden, und der Schneemann, den die Kinder gemacht hatten, lag umgestürzt, ein zerbrochenes Stückchen Pfeife lehnte an der kahlen Hecke.

„Daß sie dazu nur noch Lust haben!" sagte Stalker, indem er leise den Kopf schüttelte.

„Sie sind jung, Robert. Mißgönne der Jugend ihre Freude nicht. Wir können indessen zusammen trauern," antwortete Frieda, indem sie ihren Kopf an seine Schulter lehnte, während eine heiße Thräne auf die Hand des Lehrers fiel.

„Ich bin undankbar, schändlich undankbar," rief Stalker nun aus, durch diese Thräne plötzlich auf andere Gedanken gebracht; „auch du leidest, liebes Weib, und das vergesse ich; ich bin ein Egoist, und während du Alles thust, um mich aufzurichten, klage ich nur für mich selbst und vergesse, daß du die Mutter bist und daß auch dein Herz gebrochen ist. Nein, Frieda, ich will dagegen ankämpfen; ich werde arbeiten für dich und für Diejenigen, die mir geblieben sind. Wir werden zusammen trauern, aber so wie es sich für Eltern ziemt, denen Gott noch fünf Kinder gelassen hat, um sie nach seiner Ehre zu erziehen, trauern, ohne zu vergessen, daß wir einander haben, um unser Leid tragen zu helfen."

Stalker gab seiner Frau einen herzlichen Kuß, gerade als die Thür seines Zimmers geöffnet wurde und Marie still und bedächtig, wie sie in den letzten Wochen immer war, ihr Köpfchen hereinsteckte und mit ihrem sanften Stimmchen fragte:

„Bist du da, Papa?"

„Ja, mein Lämmchen, komm einmal hierher."

Marie schlich langsam näher; sie war schon an den düsteren Ton ihres Vaters gewöhnt und konnte mit ihrem Kinderverstande nicht begreifen, was ihn jetzt so freundlich erscheinen ließ. Stalker nahm das Kind auf seine Knie, wie er es früher so oft gethan hatte, und während Marie ihn noch immer gleich verwundert anblickte, sagte sie, daß Herr Maibusch unten sei, und ließ darauf folgen, sie könne Herrn Maibusch gar nicht leiden.

Ich auch nicht, dachte Stalker, aber wie es die Pflicht eines rechtdenkenden Vaters ist, versicherte er das Kind, daß Herr Maibusch ein sehr braver Mensch sei.

„Das ist dein Ernst nicht, Papa."

„Und warum nicht, Naseweischen?"

„Weil du neulich ganz still oben geblieben bist, als er hierher kam. Wenn du die Menschen gern hast, kommst du herunter. Bleibe nur auch jetzt oben."

Eine zweite Staffette, in Gestalt von Hans, kam nun an, um zu melden, daß Herr Maibusch große Eile habe.

„Das ist sonst nicht immer der Fall," murmelte der Gymnasiallehrer und begab sich hinunter.

„Ihr Diener, Herr Stalker," begann Maibusch, „entschuldigen Sie, wenn ich störe, aber es handelt sich um eine Sache von großer Wichtigkeit," und dabei zog er einen Brief hervor, den er während des Sprechens

„Sie verstehen Englisch, nicht wahr?“ fragte er dann.

„Ja,“ entgegnete Stalker, ohne den Brief anzunehmen, den jener ihm hinhielt.

„Uebersetzen Sie mir doch diesen Wisch da.“

„Mein werther Herr Maibusch,“ entgegnete der Lehrer, indem er sich an das Gespräch erinnerte, welches sie vor wenigen Monaten führten, als es sich um eine Gefälligkeit handelte, die er von Maibusch verlangte, „mein werther Herr Maibusch, das trifft sich recht schlecht; ich bin im Augenblick so beschäftigt, daß ich keine Minute Zeit habe.“

„Aber es ist ja nur die Arbeit einer Viertelstunde. Der alberne Bärmann hat mir immer vorgeredet, daß er Englisch verstände, und nun stellt sich heraus, daß er es nicht kann.“

„Soll ich es einmal versuchen?“ fragte nun Anna, die mit einer Arbeit am Fenster saß.

Maibusch sah das Mädchen halb verwundert, halb ungläubig an, und heftete dann einen fragenden Blick auf Stalker.

„Sie kann es sehr gut,“ sagte dieser, „und Sie sehen, daß manchmal unsere Kinder Rath wissen, wenn wir selbst uns nicht mehr helfen können.“

Der Rentier schien die Anspielung nicht zu verstehen.

„Kann ich ihn heute Abend holen lassen? — Aber was darin steht, ist ein Geheimniß," sagte er noch, als er bereits die Thürklinke in der Hand hatte.

„Ich werde nicht viel davon begreifen," sagte Anna unbefangen.

„Das kann man nicht wissen. Uebersetzen Sie ihn daher lieber nicht, sondern schreiben Sie ihn nur einfach in unserer Sprache ab. Ich werde mich erkenntlich zeigen, Fräulein Stalker."

„Das ist nicht nöthig," sagte Stalker, während Anna mit Mühe ein Lächeln über die Sprachbegriffe des Rentiers verwand.

„Nun ja, ich werde es schon gut machen, wenn der Brief heute Abend nur fertig ist," meinte Maibusch im Fortgehen.

Als Maibusch in seinen Wagen gestiegen war, worin er nach dem Casino fuhr, verfügte Stalker sich wieder auf sein Zimmer und Anna folgte ihm dorthin, um sich sofort an die Uebersetzung des englischen Briefes zu machen.

Der Brief hatte nicht viel zu bedeuten; er enthielt nur die Nachricht, daß ein gewisser Herr von Melange sich eines Creditbriefes von Herrn Maibusch bedient habe. Der Correspondent zog zwar die Echtheit jenes Briefes nicht in Zweifel, aber man konnte in gegenwärtiger Zeit nicht zu vorsichtig sein. Es stand noch

ein kurzes Postscriptum unter dem Briefe, das Maibusch kaum beachtet haben würde, welches aber Anna peinlich berührte.

„Sie kennen wohl in Ihrer Stadt," so hieß es da, „einen gewissen jungen Mann, Namens Moritz Stalker. Sie würden mich verpflichten, wenn Sie sich bei ihm nach der Adresse einer jungen Dame, Namens Marie vom Lande, erkundigen wollten. Er kennt die Dame und soll mit ihr einige Tage unterwegs gewesen sein. Ein Freund des Herrn von Melange, welcher sich für jene Persönlichkeit interessirt, möchte ihre Adresse wissen, und hat mich ersucht, ihm dieselbe zu verschaffen. Ich bitte in dieser Angelegenheit um strengste Discretion, und sage Ihnen für ihre Bemühung meinen verbindlichsten Dank."

„Soll ich dieses Postscriptum auch übersetzen?" fragte Anna, indem sie dasselbe ihrem Vater zeigte.

„Stalker dachte einen Augenblick nach. „Warum nicht?" fragte er dann.

Darauf waren viele Antworten zu geben; man konnte sogar eine sehr moralisirende Antwort darauf finden, aber den wahren Grund, aus welchem die Frage entstand, wollte und mochte Anna nicht aussprechen, und sie schwieg, obschon die Röthe, die ihre bleichen Wangen überflog, die Ursache errathen ließ.

„Du meinst wohl, daß die Auflösung dieser Frage

der betreffenden Person vielleicht Gefahr bringen könne," sagte Stalker nach einem Augenblick der Stille. „Es ist möglich, und in solchen Dingen sind Frauen klüger als wir, aber es würde ein Vertrauensbruch sein, wenn du das Postscriptum wegließest."

Anna stand noch immer schweigend neben ihrem Vater, in der Hoffnung, daß er einen Ausweg finden werde. Und so geschah es auch.

„Die Frage ist nicht dein Eigenthum, aber die Antwort liegt in deiner Macht," sagte er. „Lasse Moritz eine Warnung zukommen."

„Ich?" rief Anna erstaunt.

„Und warum du nicht? Ist es nicht natürlich, daß die Sorge für diese Marie vom Lande von dir ausgeht? Wenn ich mich hineinmische, erhält die Sache einen anderen Charakter und ich müßte dann als Sittenrichter über ein unschuldiges Reise-Abenteuer urtheilen. Gieb du Moritz einen Wink, dann ist die ganze Sache in Ordnung."

„Ich kann diesen Wink nicht geben," sagte Anna mit zitternder Stimme, indem sie die Augen niederschlug.

„Nicht, mein Kind?" Und des Lehrers Blick heftete sich lang und mit dem Ausdruck innigen Mitgefühls auf das bleiche Gesicht seiner Tochter. „Anna," sagte er langsam, „ich habe heute einen schweren aber festen Entschluß gefaßt; ich habe zwei böse Gäste aus meinem

Herzen entfernt, die alle Anderen von dort verdrängt hatten: Undankbarkeit und Muthlosigkeit."

„Ich war ihm gut, Vater," sagte Anna, indem sie sich einer Vertraulichkeit überließ, die leider selten zwischen Vater und Tochter besteht. „Ich war ihm von ganzem Herzen gut, und bin es noch, aber er — er hat mich vergessen."

„Armes Kind, hätte ich nur früher etwas davon bemerkt, so würde ich dich vor dieser Täuschung bewahrt haben, denn Moritz ist unbeständig, das wußte ich besser als du; er gleicht darin seinem Vater, er liebt die Abwechslung, ihn reizt das Neue und Fremde, das den Augen gefällt und den Sinnen schmeichelt; aber glaube nicht, daß dein Lebensglück durch den Verlust seiner Liebe vernichtet ist. Vielleicht, mein Kind, gereicht es zu deinem Glücke, und es ist dir ein besseres Loos beschieden, als die Gattin eines Mannes zu werden, der mit vielen guten Eigenschaften doch ein Herz vereinigt, in welchem jeder neue Eindruck die früheren auslöscht."

„Ich würde so glücklich mit ihm gewesen sein!"

„Das denkst du; deine Liebe läßt dich das glauben, aber Moritz müßte sich sehr ändern, sollte er dich glücklich machen. Du kennst die Geschichte seines Vaters nicht. Auch er war ein lebenslustiger Mann, der immer neue Eindrücke aufsuchte, und manchem Mädchen den

Kopf verdrehte, vielleicht auch manchem das Herz brach. Wiederholt hörte man, daß er verlobt sei, bis er endlich die hübsche Tochter eines reichen Banquiers heirathete. Die Welt sagte, daß ihr Geld ihn gelockt habe, und ich glaube es selbst, denn das arme Kind trug die Auszehrung in den Zügen. Sie starb denn auch wenige Monate, nachdem sie Moritz das Leben gegeben hatte. Fast unmittelbar darauf nahm mein Bruder wieder an allen gesellschaftlichen Zerstreuungen Theil und es währte gar nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht, daß er sich um die Hand einer schönen und jungen Wittwe bewarb. Frau Melersheim —"

„Helenens Mutter?"

„Ja, dieselbe, die auch jetzt noch in der Welt glänzt und damals noch gefeierter war als jetzt. Dein Onkel war ihr getreuer Cavalier, er begleitete sie überall hin, und alle Welt, ich selbst mit inbegriffen, war der Ansicht, daß er seine erste Heirath bald in einer zweiten vergessen werde. Was ihn abhielt, konnte Niemand begreifen, und ich selbst weiß es bis zu diesem Tage nicht. Endlich schien die Sache zu einem Abschluß kommen zu sollen, als mein Bruder plötzlich starb."

„Ich habe einmal gehört, daß der Onkel im Duell gefallen sei."

„Das ist richtig, aber die näheren Umstände sind

mir völlig unbekannt. Es war sein ausdrückliches Verlangen, welches er in seinem letzten Briefe aussprach, daß jede Untersuchung nach den Ursachen des Zweikampfes unterbleiben möge. Wohl stieg der Gedanke in mir auf, daß Frau Melersheim die Veranlassung dazu gegeben habe, aber ich habe niemals von einem anderen Bewerber um ihre Hand gehört, und wie du weißt, hat sie sich bis jetzt nicht wieder verheirathet. — Moritz gleicht nun in vieler Hinsicht im Charakter seinem Vater. Er ist eben so unbeständig und leichtsinnig wie dieser, und wie dieser bereits im ersten Jahre seiner Ehe seine Frau vernachlässigte und dieselbe, weil sie kränklich war, immer zu Hause ließ, obgleich er selbst dem Vergnügen nachging, so würde dein Loos an Moritz' Seite vielleicht noch härter gewesen sein."

„Ich würde ihn wohl zurückgehalten haben."

„Illusion der Jugend! Nein, Anna, Moritz muß eine Frau haben, mit welcher er glänzen kann, und die sogar dann auch zu glänzen vermag, wenn ihr der schönste Schmuck, die Glorie, die das häusliche Leben schenkt, gänzlich fehlt; die ihr Glück in der Außenwelt sucht und nicht im Herzen ihres Gatten. Schätze dich darum glücklich, daß er selbst bereits zu dieser Ueberzeugung gekommen ist; es erspart dir ein Leiden, welches viel schwerer ist, als das, wegen dessen deine Wangen jetzt erbleichen. Glaube deinem Vater, liebes

Kind, und thue, was du immer gethan hast: bewahre mir in Allem dein Vertrauen."

Es wurde zum Essen gerufen und Stalker und seine Tochter begaben sich hinunter, nachdem der Erste noch sich bereit erklärt hatte, die Warnung an Moritz selbst zu besorgen.

Maibusch kam also in Besitz der Uebertragung des ganzen Briefes, die er noch denselben Nachmittag durch seinen Diener holen ließ. Dieser hatte den Auftrag, dem Dienstmädchen zwei hübsch eingepackte Ananas zu geben, welche dieses mit möglichster Vorsicht in das Wohnzimmer brachte, denn der Diener hatte gesagt, daß sie wohl fünf Thaler das Stück werth seien.

Zehn Thaler, rechnete Frau Stalker bei sich selbst, das würde gerade einen ganzen Monat für Gemüse gereicht haben.

„Ist das zum Essen, Papa?" fragte Luise, die wahrscheinlich bange war, daß sie um ihr Theil kommen könne.

„Nein, zum Pflanzen, nicht wahr?" meinte Marie.

„Ich mache mir nichts daraus," bemerkte Hans.

„Nicht? Hast du sie denn schon geschmeckt?"

„Nein, Papa, aber gerade darum mache ich mir nichts daraus. Etwas, das ich nur einmal im Leben erhalte, mag ich nicht essen; ich würde für mein ganzes Leben lang wieder davon haben wollen."

„Das ist ein neues System der Philosophie," entgegnete Stalker, und traurig fügte er hinzu: „Wenn Robert noch bei uns wäre, was würde er dagegen vorbringen?"

„Dann wollen wir sie nur ohne dich aufessen, Hans," sagte Frau Stalker, „und es ist auch mehr für die Kranken, wie für die Gesunden. Anna, dir würde es gewiß schmecken, und für Marie ist es auch gut."

„Du hast nicht darüber zu entscheiden, Mütterchen," versetzte Stalker. „Anna hat sie verdient, die kann damit thun, was sie will."

„Dann übergebe ich sie dir, Mutter, aber — an deiner Stelle würde ich sie verkaufen," meinte Anna.

„Geschenke verkaufen! Nein, Kind, das geht nicht an," sagte der Lehrer.

„Aber Vater, ich werde es der Mutter nicht übel nehmen, und das Geschenk kommt von mir, denn du hast selbst gesagt, daß ich sie verdient habe."

„Nun hast du sie doppelt verdient, Anna, da du wieder ein heiteres Gesicht zeigst," flüsterte Stalker ihr in das Ohr. Ein trauriges Lächeln überflog ihr Gesicht, als der Vater fortfuhr: „Du hast also die zwei bösen Gäste auch hinaus geworfen?"

Nachdem noch eine Weile überlegt war, was mit den Ananas geschehen solle, wurde beschlossen, daß die

eine davon dem Rector des Gymnasiums und die andere dem Obsthändler zugeschickt werden solle. Während das Dienstmädchen eine saubere Schürze vorband und Hans seinen Rock anzog, rochen Alle noch einmal an den herrlichen Früchten, nur Hans that es nicht und blieb seiner Ansicht getreu, daß er nicht riechen wolle, was er nie wieder zu riechen bekäme. Darauf wurde Hans und das Mädchen feierlich hinaus gelassen, und am anderen Morgen konnte der Bäcker wieder einmal abgezahlt werden. Auch die Sparbüchse des Dienstmädchens hatte einen kleinen Zuschuß erhalten.

* *
*

Der Sonnabend war früher der vergnügteste Tag der Woche für den Gymnasiallehrer. Obgleich keine Verordnung zur Feier dieses Tages besteht, so scheint es doch unserer Volksart, namentlich in der Kinderzeit, eigen zu sein, diesem Tag eine besondere Bedeutung beizulegen. Die Schulvorstände von Friedensdamm hatten denn auch dieser Meinung nachgegeben und den Sonnabend zu einem halbfreien Tag gemacht, worüber die Schuljugend entzückt war, während die Lehrer die Maßregel ebenfalls sehr weise fanden.

Um elf Uhr Vormittags konnte Stalker an diesem Tage das Gymnasium verlassen und brauchte vor

Montag Vormittag um elf nicht zurückzukehren. Er hatte also gerade zweimal vierundzwanzig Stunden Ferien. Früher schätzte er diesen Tag sehr hoch, denn er konnte den Sonnabend Nachmittag und Montag Vormittag seiner Erholungsarbeit widmen. In den letzten Wochen kamen ihm jedoch diese freien Tage sehr lang vor; seine Privatarbeit kam nicht recht vorwärts, die Stille im Hause ließ ihn die Oede seines Herzens noch mehr empfinden, und es blieb ihm viel zu viel Gelegenheit, über seinen Zustand nachzudenken.

Frieda wußte es, und wenn die Arbeit ihres Mannes für sie auch hebräisch war — im Publicum gilt das Hebräische für die schwierigste Sache der Welt — kleine Zeichen sind für eine liebende Frau genügend, um das Leiden zu erkennen. Wenn die Arbeit gut ging, fand der Lehrer immer ein fröhliches Wort, und sein Zimmer war alsdann voll Tabaksdampf. Ging sie nicht gut, dann störte ihn schon das Oeffnen der Thür, oder das Singen eines Vogels, und er vergaß, seine Pfeife zu stopfen. Ableitung mußte Stalker haben, und als Frieda ihn äußern hörte, daß er seinen Pflegling Moritz, der von seiner Reise wieder zurückgekehrt war und sich auf der Universität befand, gern einmal sprechen möchte, drang sie darauf, daß er die beiden Tage zu den jungen Leuten gehen solle. Die Reisekosten seien nicht der Rede werth, und ein Esser weniger mache

viel Unterschied, meinte Frieda, obgleich sie bei anderen Gelegenheiten öfters versichert hatte, daß ein Esser mehr oder weniger nichts ausmache. Es giebt aber sehr dehnbare Theorien in der Haushaltung, und im vorliegenden Falle verstand es Frau Stalker, diese so zu benutzen, daß der Gymnasiallehrer sich überreden ließ und am Sonnabend, eine Stunde nach Beendigung seiner Lectionen, im Postwagen saß, der ihn nach der nahen Universitätsstadt brachte.

Es ist eine glückliche Welt, die Studentenwelt, die Welt der Bildung und Vorbereitung, der Läuterung und Entwickelung, eine glückliche Welt, nach welcher sich der Knabe mit Ungeduld sehnt, die der Jüngling mit Entzücken genießt, und an welche der Mann mit Liebe zurückdenkt. Man könnte über dies Thema viel Schönes sagen und doch nicht übertreiben, denn so lange das Universitätsleben besteht, ist kein Mann oder Greis gewesen, wie streng von Ansichten oder verdorben in seinem Wesen er auch später geworden sein möge, der seine Universitätszeit nicht die schönste Zeit seines Lebens genannt hätte.

Auch Stalker vergaß die Gegenwart, als er die Stätte wieder betrat, wo er einst seine Studentenzeit verlebt hatte, und es war ihm, als sei er selbst wieder jung geworden, als er in den alten bekannten Straßen umherwandelte. Allerdings waren die Zeiten etwas

verändert, und manche Verfeinerung und Bequemlichkeit, die man früher nicht kannte, hatte ihren Weg bis in die Studentenkneipe gefunden, aber der Geist der Fidelität und Loyalität, der Freisinnigkeit und Brüderlichkeit war derselbe geblieben, und Stalker fühlte sich auf der Kneipe seines Sohnes und Neffen, die nicht wenig verwundert waren, als der „Alte" bei ihnen eintrat, sofort behaglich.

Sie waren jedoch nicht bei einander. Zuerst trat Stalker bei seinem Sohne ein. Fritz befand sich in der Hinterstube, oder vielmehr er lag dort, überall von Büchern umringt. Das war seine eigenthümliche Manier des Studirens: er schwamm immer in der Wissenschaft, wie Moritz sagte, und sein Costüm war ganz nach diesem Zwecke berechnet. Hemd und Beinkleid waren die Hauptbestandtheile davon, während ein lebhaftes Feuer im offenen Kamin die mangelnden Oberkleider ersetzen mußte.

„Du hier, Vater!" rief er mit einiger Verwunderung und in dem wenig heiteren Ton von Jemand, der in seinen Studien gestört wird.

„Ja, mein Junge; ich bin noch niemals hier bei dir gewesen."

„Darum thut es mir doppelt leid, daß du es so schlecht triffst: ich muß diesen Abend disputiren."

„Ich werde auch morgen bleiben."

„Morgen muß ich aus der Stadt. Hätte ich davon gewußt, so konnte ich es verschieben. Aber setze dich," und Fritz bahnte einen Weg durch die Bücher, so daß sein Vater einen Stuhl am Kamin erreichen konnte.

„Deine Disputation kannst du wohl nicht aufgeben? Du würdest es wenigstens nicht gern thun?"

„Sonst vielleicht, aber heute Abend ist es unmöglich, denn es handelt sich um eine These, die uns Alle sehr interessirt. Es thut mir schrecklich leid."

„Dann störe ich dich wohl gar?"

Fritz zog seine Uhr hervor und sagte: „Vier Uhr — nein, da essen wir jetzt zusammen. Wenn ich um sechs Uhr frei bin, denn meine Disputation beginnt um acht und ich bin noch lange nicht fertig."

„Du kannst mich wohl einführen?"

„Das ist unmöglich! Um jede Veranlassung zu Festlichkeiten zu vermeiden, verbietet unser Reglement die Einführung. Ueberdies sind es sehr zarte Fragen, die wir behandeln, und die Gegenwart anderer Menschen hindert die Freiheit des Gedankenaustausches."

„Ich sollte denken, daß derjenige, der vor allen Anderen berufen ist, seine Empfindungen öffentlich zu verkündigen, sich frühzeitig daran gewöhnen müßte, seine Ueberzeugung auszusprechen. Durch euer System der

Ausschließung verhindert ihr auch die Widerlegung der Gegenpartei."

„Was ist das, Onkel!" klang Moritzens Stimme. „Du kommst durch die Hinterthür in unsere Wohnung und umgehst mich auf diese Weise. Pfui, das ist nicht hübsch; ich sprach gerade von dir mit ein paar alten Schulmeistern — aber wir essen zusammen, und wenn Fritz dich nicht in Beschlag genommen hat, bist du heute Abend unser Gast."

Ein herzlicher Händedruck begleitete diese Worte, die bei Stalker den Eindruck der ersten Begegnung etwas verwischten.

„Ich will gern dein Gast sein, mein Junge, das heißt, wenn ich dich nicht —"

„Höre, Onkel, in einem Falle überlasse ich dich deinem Schicksal: wenn du das Museum sehen willst und den botanischen Garten, denn ich verabscheue die Menschen, welche die Merkwürdigkeiten und die Kirchen besehen wollen. Es ist hier in dieser Atmosphäre von Kirchenvätern und Kirchengeschichte nicht auszuhalten! Komm mit nach vorn, Onkel, in der Zwischenzeit wird Fritz sein Schwimmcostüm gegen etwas Decenteres umwechseln."

Stalker folgte seinem Neffen nach den geräumigen Zimmern, die auf die Straße gingen, wo eine gewisse gefällige Behaglichkeit herrschte. Nachdem Moritz ihn

gezwungen hatte, auf einem Sessel Platz zu nehmen, und sich selbst ihm gegenüber gesetzt hatte, sah er den Lehrer mit theilnehmendem Blicke an und fragte:

„Wie geht es denn, lieber Onkel? Wie lange habe ich gewünscht, dich einmal allein hier zu haben. Ich bin ein schlechter Tröster, das weiß ich, aber als Hans kürzlich hier war, habe ich solche traurige Dinge gehört, daß ich eigentlich die Absicht hatte, heute Abend zu euch zu kommen, um morgen, wie in alter Zeit, wieder einmal mit dir einen Plaudergang zu machen: aber so ist es noch besser.“

„Ja, mein Junge, es sind schwere Zeiten, die wir erleben.“

„Den Muth nicht verlieren, Onkel: weißt du, was man hier sagt? Es sei eine Schande, daß man dich noch nicht zum Professor gemacht hat. Aber es ist deine eigene Schuld, man hört gar nichts mehr von dir; Jedermann denkt, daß du nur noch Kinder wiegst und Schuljungen dressirst, aber ich weiß es besser. Wann erscheint denn nun endlich dein großes Werk?“

„Nun, nun, Moritz, nur keine Schmeichelei, das liebe ich nicht, und was mein Werk betrifft, so fehlte mir allerdings in den letzten Monaten die Lust zur Arbeit, aber jetzt, Gott sei Dank! fühle ich wieder, daß ich die Kraft dazu haben werde. Und wenn Fritz —“

„Lasse Fritz sich nur erst einmal recht voll studiren,

dann wird er schon wieder nach anderer Nahrung verlangen."

„Ja, aber seine Richtung."

„Die ist eben eine Richtung, wie jede andere. Er ist etwas schwerfällig in religiöser Beziehung, und wenn er weniger Verstand hätte, könnte er ein Mucker werden. Nun wird er aber ein sehr gelehrter Orthodoxer, und die muß es auch geben, sonst würde die andere Partei noch viel weiter gehen. Im Uebrigen ist er ein prächtiger Kerl, etwas förmlich und kühl, aber ehrlich und aufrichtig."

„Ehrlich und aufrichtig — ich wußte es, daß meine Söhne das sind, und darum werde ich dir, Moritz, jetzt rundweg eine Frage vorlegen, worauf ich eine runde Antwort zu empfangen hoffe."

Moritz machte sich am Ofen zu schaffen; der Ton, in welchem sein Onkel die Worte sprach, war nicht besonders geeignet, ihn zu beruhigen, und noch weniger beruhigt wurde er, als dieser darauf fortfuhr:

„Ich lege Gewicht darauf, mich mit dir über eine gewisse Angelegenheit zu besprechen, dann werden wir Beide uns behaglicher fühlen."

Moritz dachte an Anna, mit welcher er jede Begegnung soviel als möglich vermied, und wenn er sich gefragt hätte, ob er ihr gegenüber ehrlich und aufrichtig gehandelt hatte, so würde er keine zustimmende

Antwort zu geben gehabt haben. Aber wer ist Meister seines Herzens?

„Sage mir einmal aufrichtig, Moritz," begann Stalker, nachdem sein Neffe wieder Platz genommen hatte, „wer ist Marie vom Lande, und in welcher Beziehung stehst du zu ihr?"

Moritz fiel ein Stein vom Herzen. „Wenn es nur das ist," rief er lachend, „so kann ich dich vollkommen beruhigen, lieber Onkel. Marie vom Lande ist ein holländisches Mädchen, welches in einer belgischen Erziehungsanstalt Mathematik und Naturwissenschaft lehrt; sehr ernsthaft aussieht, wenn man ihr ein kleines Compliment macht, sich sehr für Friedensdamm interessirt, wo sie zwar Niemand kennt, aber namentlich unseren Umgangskreis mit besonderem Interesse beachtet. Ich lernte sie auf einem Spaziergang vor der Stadt Brüssel kennen, durfte sie am folgenden Morgen auf der Fahrt nach Lüttich als Cavalier begleiten, und habe sie seitdem niemals wieder gesehen, außer einmal in einer Vision, wo sie mir mit Frau Melersheim erschien. Das ist Alles, was ich von ihr weiß."

„Und wenn man dich um ihre Adresse fragen würde?"

„Dann würde ich zuerst thun, was ich auch jetzt thun könnte, nämlich fragen, zu welchem Zwecke man sie wissen will."

„Aber man könnte dir die Adresse entlocken.“

„Das ist unmöglich, da ich sie selbst nicht weiß. Es ist mir übrigens auch gleichgültig. Marie gehört zu jenen flüchtigen Erscheinungen, die uns eine angenehme Erinnerung hinterlassen, sonst nichts.“

„Sollte der Eindruck, den du auf sie gemacht hast, auch so flüchtig gewesen sein?“

„Wenn ich das Gegentheil annähme, würde ich mich großer Eitelkeit schuldig machen.“

„Das Siegel drückt sich im Wachse ab, ohne selbst eine Veränderung zu erleiden,“ sagte Stalker. „Ein gebrochenes Mädchenherz ist ein verwüstetes Lebensglück, und wer es bricht, begeht einen moralischen Mord.“

Moritz schwieg, er wußte, worauf sein Onkel zielte, aber er begriff auch, daß er jede Anspielung darauf vermeiden müsse. Was sollte es auch helfen, wenn er wirklich eingestand, daß er in seiner Knabenzeit für Anna Liebe empfunden hatte, daß diese Liebe der Gleichgültigkeit Platz gemacht hatte, und daß es über seine Kräfte ging, das alte Gefühl wieder ins Leben zu rufen! Das wußte Stalker auch, und darum beschränkte er sich auf die erwähnte Bemerkung, nach der eine peinliche Pause entstand.

„Du weißt also nichts von Marie vom Lande?“ fragte Stalker endlich.

„Nicht mehr, als was ich dir mitgetheilt habe;

ich müßte denn hinzufügen, daß ich einige Wochen, nachdem ich sie nicht wiedergesehen hatte, einen anonymen Brief erhielt, dessen Inhalt den Zweck hatte, mich vor ihr zu warnen. Die Warnung kam etwas zu spät und war außerdem ganz überflüssig."

„Hast du diesen Brief noch?"

„Ich habe ihn vernichtet, und ich wünschte, daß ich in gleicher Weise mit einigen Blättern aus meinem Lebensbuche verfahren könnte."

„Das geht nicht, mein Junge; wir wollen hoffen, daß die Zeit die Schrift erbleichen läßt."

Fritz kam angekleidet herein, und man verfügte sich zu Tische, wo, wie Moritz bemerkte, spartanische Sitte herrschte. Der Gymnasiallehrer erhielt den Ehrenplatz an der Seite seines Neffen, der als Präsident der Gesellschaft fungirte.

Eine Vorstellung war überflüssig, weil einige der jungen Leute noch aus ihrer Knabenzeit mit Stalker bekannt waren, und als nach Ablauf des frugalen Mahles Fritz mit mehreren Anderen das Local verließ, schlossen sich etwa vier junge Leute dem „alten Stalker", wie sie ihn zum Unterschied von Fritz und Moritz getauft hatten, an, und nachdem noch eine Weile gemüthlich verplaudert war, beschlossen Alle, mit Moritz nach dessen Wohnung zu gehen.

Dort wurde man immer vertraulicher, und die

Gemüthlichkeit hatte schon einen hohen Grad erreicht, als Fritz aus seiner Disputation zurückkehrte. Seelenvergnügt forderte der Gymnasiallehrer seinen Sohn auf, sich noch eine Weile zu ihm zu setzen, aber dieser entgegnete:

„Ich würde es gern thun, Vater, aber es ist bereits halb ein Uhr. Der Tag des Herrn ist angebrochen.“

Vergeblich versuchte man von allen Seiten den pedantischen Theologen zu überreden, es war Alles umsonst. Fritz nahm Abschied und verfügte sich auf sein Zimmer. Von da an war für den Gymnasiallehrer die Freude des Abends verschwunden und man trennte sich bald darauf.

Als Vater Stalker am folgenden Tag bereits frühzeitig erwachte, kam Fritz angekleidet und reisefertig zu ihm. Einer der hervorragendsten Vertreter seiner Richtung sollte an diesem Tage in einem nahe gelegenen Dorfe predigen und später auf Grünstein mit einigen anderen auserkorenen Freunden den Tag zubringen.

Fritz war ebenfalls eingeladen und es verstand sich für ihn von selbst, daß er der Aufforderung entsprechen m u ß t e.

Stalker konnte also die Gesellschaft seines Sohnes nur so lange genießen, bis er ihn an den Postwagen begleitet hatte. Unterwegs sprachen sie über häusliche

Angelegenheiten, und Fritz gab seine herzliche Theilnahme für Alles zu erkennen, was im väterlichen Hause vorgefallen war.

„Ja, Vater,“ schloß er, „du hast eine schwere Zeit durchzumachen, aber vergiß nicht, daß wir zu einem höheren Leben geführt werden, der Eine durch Prüfungen, der Andere durch glückliche Schicksale, aber die letzteren sind oft die gefährlichsten Segnungen.“

„So ist es, mein Sohn, aber gerade in den Tagen der Prüfung haben wir das größte Bedürfniß nach Liebe.“

Fritz fühlte den Verweis. „Zeigt sich Liebe nur in Worten, Vater, oder in Thaten?“

„Durch Beide, mein Sohn.“

„Ja, an Worten bin ich allerdings nicht reich, aber wenn ich nach Verlauf von einigen Jahren eine feste Anstellung erhalte, so hoffe ich dadurch meinen Zweck besser zu erreichen und dir meine Liebe stärker beweisen zu können, als wenn ich inzwischen nach Hause käme und euch in einer Weise zu trösten suchte, die Andere besser verstehen als ich; wenn ich keine Anstellung erhalte, falle ich euch zur Last, während ich im umgekehrten Falle euch nützlich bin. Kostet doch mein Studiren, trotz der Stipendien, euch sehr viel Geld!“

„Und wenn es noch mehr kostete, ich würde nicht darüber klagen, wenn ich meinen Sohn nur nicht verliere.“

„Niemals, Vater.“

Der Postwagen stand bereit. Fritz stieg ein, und Stalker ging nachdenklich in die Wohnung seines Neffen zurück, der sich noch einmal im Bette umgedreht hatte und nun erst aufstand, um mit seinem Onkel zu frühstücken und den Tag weiter zu verleben. Moritz war sehr beliebt unter den Studenten, und er konnte seinen Onkel deshalb mit denjenigen in Berührung bringen, welche ihm die Angenehmsten waren. Ein paar alte Professoren, frühere Lehrer des alten Stalker, wurden aufgesucht, und wenn dieser die Abwesenheit seines Sohnes auch schmerzlich fühlte, so diente doch Alles, was er über denselben vernahm, sehr zu seiner Beruhigung.

Allerdings, was er sich in dieser Hinsicht von seiner kleinen Reise versprochen hatte, ging nicht in Erfüllung; das Band zwischen Vater und Sohn war nicht inniger geworden; aber die Eindrücke, die er empfangen hatte, die Abwechselung, welche in sein eintöniges Leben kam, wie kurz dieselbe auch war, wirkten doch heilsam auf ihn, und als er wieder zu seinen täglichen Obliegenheiten zurückgekehrt war, mischten sich unter sein Leid und seine Sorge auch

die erneuerten Erinnerungen an alte Zeiten und alte Freunde. Die zwei Tage, welche er in der Universitätsstadt zugebracht hatte, waren für Stalker ein Bad im Lethestrom; er fühlte sich wieder jung und frisch.

Sechstes Capitel.

„Ende des zweiten Theiles," schrieb Stalker auf seine Abschrift und blickte zufrieden, daß er zwei Drittheile seiner Arbeit vollendet hatte, auf die vor ihm liegende Uhr, um zu sehen, ob es sich der Mühe lohne, den dritten Theil noch in Angriff zu nehmen. Dies schien jedoch nicht der Fall zu sein; denn er schob seine Bücher und Papiere zusammen, zündete seine Pfeife an und begab sich in die Wohnstube, wo die Familie versammelt war.

„Was ist das für eine Composition, Anna?" fragte er, als diese mit ein paar schweren Accorden das Spiel beendete und das Instrument zumachte.

„Die Ouverture, die ich im Concert spielen sollte, Papa."

„So, mein Kind, nun sie macht Leben genug. Wann ist das Concert?"

„Heute Abend."

„Heute Abend! Aber es ist ja halb zehn."

„Aber Papa, weißt du denn nicht mehr, was wir verabredet haben? Wenn ich gespielt hätte, müßte ich ein neues Kleid haben.“

„Das hattest du ohnehin nöthig.“

„Aber kein so gutes; dann hätte ich einen Gürtel haben müssen und etwas ins Haar und ein Paar neue Glaceehandschuhe, und eigentlich hatte ich ja auch gar kein Verlangen danach.“

„Das ist nicht wahr, Anna,“ rief Luise, „heute Mittag hast du noch darüber geweint.“

„Nicht wegen des Concertes, es war wegen — ganz etwas Anderem.“

„Hier ist allerlei für dich angekommen, Stalker,“ sagte Frau Frieda, indem sie ihrem Manne einige Bücher und Briefe überreichte; denn der Lehrer hatte, um nicht gestört zu werden, verboten, ihm die ankommenden Sachen auf sein Zimmer zu bringen. Die Versuchung war zu groß, und wenn er erst an das Umblättern und Lesen kam, war bald der ganze Abend verloren. Es war eine weise Maßregel; aber sie hatte auch ihre Schattenseiten.

„Ist das Alles?“ fragte er.

„Alles, mit Ausnahme e i n e s Briefes, der wieder mitgenommen wurde,“ und unhörbar, nur mit den Lippen andeutend, fügte Frau Stalker hinzu: „Quittung.“

„Nicht bezahlt!“

„Natürlich nicht.“

„Wie groß?“

„Fünfzehn.“

„Von wem?“

„Schuhmacher.“

Stalker seufzte: „Wann kommt er wieder?“

„Nächsten Monat.“

„Das wird nicht gehen: Hausmiethe, Steuer, Schulgeld, Mädchenlohn, es wird nicht gehen.“

„Wann bezahlt denn dein Verleger?“

„Wenn das Werk vollständig gedruckt ist.“

„Kannst du keinen Vorschuß erhalten?“

Stalker schüttelte den Kopf; das erlaubte sein Ehrgefühl nicht.

„Aber der Rector?“

„Nein, Frieda, kein Geld verzehren, das noch nicht verdient ist.“

„Aber was dann?“

Anna hatte inzwischen das Abendessen hereingebracht, und die Kinder waren zu eifrig mit ihren Schularbeiten und Lesebüchern beschäftigt, um auf das flüsternde Gespräch der Eltern zu achten. Diese schienen es jedoch rathsam zu halten, dasselbe abzubrechen; der Lehrer blätterte gedankenlos in den Büchern, welche zur Ansicht geschickt waren, und

durchlief die Briefe, die er erhalten hatte. Aber offenbar erfüllte die Frage: was dann? seinen Geist so völlig, daß er eine Viertelstunde später, als er sich zu Tisch setzte, nachdenklich darauf antwortete:

„Ich weiß es nicht.“

„Ei, Vater, das freut mich, daß du auch einmal etwas nicht weißt,“ rief Hans, der seine Bücher auf die Seite geschafft hatte, „frage mich einmal, vielleicht weiß ich es.“

„Ei, Hans, willst du etwas wissen, das Papa nicht weiß!“ sagte Luise.

„Warum nicht? Es kann dir entgangen sein, nicht wahr, Vater?“

„Ja, mein Junge, es ist mir entgangen: die Kunst mit wenig Geld viel zu bezahlen.“

„Das geht nicht.“

„Ich glaube es auch. Aber wenn es nun einmal sein muß?“

„Daß kann nicht sein müssen. Hast du denn viel zu bezahlen, Papa?“

„Allerdings, mein Junge; aber das brauchst du morgen nicht in der Schule zu erzählen.“

„Ich erzähle nie etwas von zu Hause; aber ich begreife nur nicht, warum du kürzlich das Präsent nicht haben wolltest, als du zwanzig Jahre Gymnasiallehrer warst. Die Jungen hatten schon

117 Thaler 19½ Groschen dafür zusammen gebracht."

„Ich habe damals selbst den Jungen gesagt, weshalb ich kein Geschenk wollte."

„O ja, damals warst du kurz vorher bei Fritz und Moritz gewesen, wo man dir so viel Freundschaft erwiesen hatte. Das hast du doch gemeint, Papa."

„Habe ich jemals etwas gesagt, das ich nicht meinte?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" sagte Hans mit echtem Knabeneifer — „ausgenommen vergangene Woche zu Moritz. Damals hast du gesagt, daß es eben so viel für als gegen sich habe, daß er hierher käme, und kaum war er fort, so sagtest du zur Mutter, daß du ihn am liebsten immer hier haben wolltest."

Frau Stalker warf einen flüchtigen Blick auf Anna, welche bei den letzten Worten das Gesicht ihres Vaters ängstlich beobachtete; aber wenn der Gymnasiallehrer seinen Kindern gegenüber in gewissen Dingen auch sehr offenherzig war — und zur Vergeltung dafür waren sie auch offenherzig gegen ihn — so behielt er doch auch manches für sich, und vielleicht thaten es die Kinder auch. Er gab daher keine Antwort, und als Hans nochmals fragte, was die Ursache sei, daß Moritz nicht viel zu ihnen kommen solle, entgegnete Stalker mit der Frage, ob

Moritz nicht auf der Universität sei, um zu studiren.

„Aber Papa,“ fiel Luise ein, „ich habe ihn doch heute Abend mit drei Herren in einem offenen Wagen ankommen sehen, und alle drei hatten helle Glacce-handschuhe an und gingen sicher zum Concert.“

„War Fritz auch dabei?“ fragte Frau Stalker.

Fritz war nicht dabei gewesen, wie er denn überhaupt in der letzten Zeit nur selten an den Vergnügungen seines Kreises Theil nahm. Die ganze Woche widmete er seinen Studien, und zu seiner Erholung wählte er die Beantwortung von Preisfragen, die damit in Verbindung standen. Des Sonntags hörte er entweder einen der Führer seiner Partei predigen, oder er verfügte sich nach Grünstein, wo er stets ein willkommener Gast war. Fräulein Sinnheim zählte bereits regelmäßig auf sein Kommen, und er fand fast immer einige Geistesverwandte bei ihr. Zuweilen allerdings mischten sich auch Nichtauserkorene ein, denn Frau Melersheim und ihre Tochter gehörten nicht gerade zu den seltenen Besuchern des Gutes. Es würde einigermaßen unerklärlich erscheinen, daß eine Dame, die ganz in der großen Welt lebte, gerade des Sonntags nach dem düsteren Landhause kam; aber man darf nicht vergessen, daß es gerade in den höheren Kreisen Mode war, sich die Sorge für das Seelenheil

angelegen sein zu lassen. Dies ist ohne Zweifel eine günstige Erscheinung, wenn sie in einer ernsthaften und klaren Beherzigung der heiligsten Pflichten besteht; aber in Friedensdamm schien es sich hauptsächlich durch unduldsame und einseitige Befolgung gewisser religiöser Aeußerlichkeiten geltend zu machen.

Wieder einmal war Fritz auf dem Wege nach Grünstein. Die Bibliothek mit dem angrenzenden Zimmer standen ihm stets zur Disposition, und er hatte diesmal eine Fußwanderung nach dem Gute vorgezogen. Die schönste Jahreszeit war angebrochen, der Frühling, mit seinem unverkennbaren Einfluß auf den Geist, der, nicht mehr durch den Winterschlaf gefangen, weder unter dem Banne der ruhenden Natur, noch unter dem Drucke der Sommerhitze, sich besonders gern auf dem Gebiete träumerischen Nachsinnens bewegt, während Wald und Feld sich in ihrem schönsten Schmucke zeigen und die Schöpfung in ihrem reichsten Gewande als ein Bild der entwickelten Kraft erscheint.

Unter diesem Eindrucke bog er in den Hauptweg, der zu dem Gute führte, ein und schritt zwischen den dicken Buchen einher, welche ein so dichtes Blätterdach bildeten, daß die Strahlen der untergehenden Sonne kaum hindurch schimmern konnten. Der schattenreiche Weg schien durch ein hohes Gewölbe zu führen, welches von dicken Säulen gestützt war, und an beiden Seiten

raschelten geheimnißvoll die Blätter des kleineren Gebüsches, während über ihm die Gipfel der Bäume feierlich rauschten.

Allein, ganz allein, mitten in einer Welt, die ich ahne, aber nicht begreife, unter einem Himmel, der sich über mir ausspannt, aber meinem Auge entzogen ist, umringt von Gesträuch, das mir den freien Blick benimmt, durch eine Sonne erhellt, deren Strahlen mir verborgen sind — das ist das Bild meines Lebens, die Wanderung auf den Wegen der Wissenschaft, die sich auf den Glauben stützt, und wozu die Hoffnung uns Kraft giebt — aber es wird schwer, ihn zu verfolgen.

„Sind Sie hier, Fritz?“ klang plötzlich eine Stimme in seiner Nähe, die er sofort für Helenens Stimme erkannte.

„Ja, Helene. Sind Sie nicht bange auf diesem düsteren Wege?“

„Sie wissen wohl, daß ich den Weg besser kenne als Sie, aber ich bin froh, daß Sie gekommen sind: Mama ist hier und ich bin auf die höflichste Manier ersucht worden, sie mit meiner Tante allein zu lassen. Wenn sie nur keine Verabredungen treffen, um mich wieder hier einzulogiren!“

„Ist Ihnen das so unangenehm?“

„Wenn Sie hier sind, kommt es mir weniger

langweilig vor, dann hat man wenigstens eine Abwechselung, aber das wird nicht wieder geschehen."

„Und warum nicht?"

„Weil ich überzeugt bin, daß Sie damals nur aus Höflichkeit geblieben sind, denn auf die Dauer kann es Ihnen kein Vergnügen machen, ein so unverständiges Wesen wie mich um sich zu haben."

„Im Gegentheil, Helene, ich habe Sie oft vermißt."

„Ei, wie galant! Wer predigt denn hier in der Gegend, um dessentwillen Sie hierher kommen?"

„Ich glaube, daß es dieses Mal mein guter Stern war, der mich nach Grünstein lockte. Ich fühle mehr als je, daß Ihre Gegenwart mir ein Bedürfniß ist. Seitdem ich Sie wieder sehe, Helene, sind alle meine düsteren Gedanken verschwunden."

„Nun, dann bin ich doch zu irgend etwas gut, und da ich die Bekenntnisse meiner Mama nicht hören darf, kann ich inzwischen auf die Ihrigen lauschen."

„Ich habe nur ein Bekenntniß zu machen; es ist sehr kurz, aber für mich höchst wichtig, da es mein Lebensglück in sich schließt. Ich liebe Sie, Helene."

„Unmöglich! Sie können mich nicht lieben," antwortete Helene ruhig. „Sie sind viel zu gelehrt und denken viel zu ernsthaft, um auf mich zu achten, die nichts weiß und niemals über etwas nachdenkt. Nein,

Herr Stalker, der Abendspaziergang durch die romantische Natur hat Sie für einen Augenblick zu einem anderen Menschen gemacht, aber morgen, wenn die Sonne wieder scheint und Sie in der Bibliothek sitzen, werden Sie froh sein, daß ich Ihnen nicht geglaubt habe." Mit diesen Worten wollte Helene auf einen Seitenpfad entschlüpfen, aber Fritz ergriff ihre Hand.

„Helene," sagte er, „verlassen Sie mich nicht so. Mein Wesen ist ernsthaft, es ist wahr, aber gerade darin liegt auch die Bürgschaft für den Ernst meiner Liebe. Was ich erfasse, Sie erkennen es selbst an, erfasse ich mit ganzer Seele, ich weihe ihm alle meine Kräfte und es wird so sehr der Mittelpunkt meines Daseins, daß ich nicht ohne es leben kann."

„Armer Fritz, wie kommen Sie dazu, sich in mich zu verlieben," sagte Helene mitleidig. „Ich bin Ihrer Liebe wirklich nicht werth. Widmen Sie Ihre Kräfte dem Berufe, der Ihnen eine so schöne Zukunft verspricht, und lassen Sie sich nicht vom Wege der Ehre und des Ruhmes ableiten durch ein so weltlich gesinntes Mädchen wie ich bin. Schlagen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf; er paßt nicht zu Ihren anderen Plänen."

„Sie verwerfen also meine Liebe?"

„Ich darf sie nicht annehmen, es geschieht zu Ihrem Besten, wenn ich mich weigere."

„Zu meinem Besten! Wie können Sie mit so kühler Berechnung sprechen? Es handelt sich um mein Glück, vielleicht um mein ewiges Heil."

Helene schwieg. Sie mochte Fritz Stalker gern leiden, sie hatte Achtung vor seinem Charakter und seinen Kenntnissen, aber Liebe hatte sie nie für ihn empfunden. Und doch vermochte sie nicht, ihre Ablehnung zu wiederholen, er hatte mit so viel Leidenschaft gesprochen; sollte es wahr sein, daß ohne sie kein Glück für ihn bestand? Mußte sie sich aufopfern?

„Stalker," sagte sie, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatte und die Gedanken, schneller als wir sie hier niederschreiben, bei ihr zum Entschlusse geworden waren; „ich bin noch jung, ich kann und darf nicht so rasch einen Entschluß fassen. Gedulden Sie sich."

„Und darf ich hoffen?"

„Hoffen Sie," fügte Helene gegen ihre eigene Ueberzeugung hinzu, während sie zugleich an die Thür des Gartenzimmers klopfte, an welches sie inzwischen gelangt waren, und worin ihre Mutter und Fräulein Sinnheim noch immer beisammen waren. Frau Melersheim sah bleicher und interessanter aus als gewöhnlich, aber kaum hatte sie die Eintretenden bemerkt, als wieder das gewöhnliche Lächeln sich über ihr Gesicht ver-

breitete, und während sie Fritz die Hand entgegenreichte, sagte sie:

„Es scheint, als wenn wir uns hier immer treffen sollten, Herr Stalker."

„Dies ist ein Beweis, gnädige Frau, daß wir Beide die Gastfreundschaft Ihrer Fräulein Schwester sehr hoch schätzen."

„Gastfreundschaft ist nicht die einzige Tugend meiner Schwester," entgegnete Frau Melersheim in etwas scharfem Tone.

„Sie sollten keine so großen Fußwanderungen machen, Herr Stalker, Sie sehen sehr bleich aus," sagte nun Fräulein Sinnheim, ohne die Worte ihrer Schwester zu beachten, während sie mit mütterlicher Besorgtheit sich zu ihrem Gaste setzte und ihre Hand auf seinen Arm legte. Aber nachdem sie ihn einen Augenblick betrachtet hatte, sah das ältliche Fräulein plötzlich ein, daß seine Bläße eine andere Ursache haben müsse, und da ihr nichts entging, war ihr auch der Blick bemerklich geworden, mit welchem Stalker Helene angesehen hatte, als diese sich von ihm entfernte. Diese beiden Umstände, mit einander in Verbindung gebracht, genügten der Besitzerin von Grünstein, um zu begreifen, was vorgefallen sei, während Helenens Ruhe und deren lebhaftes Gespräch im Verlaufe des Abends sie auch auf die Vermuthung brachte, wie die Sache

abgelaufen war. Es ist eine Erscheinung, welche Fräulein Sinnheim nicht unbekannt war, daß eine Frau schweigt, wenn sie liebt, dagegen aber viel spricht, wenn sie die Liebe eines Anderen unbeantwortet läßt, während umgekehrt der Mann seinem Herzen in Worten Luft macht, wenn er wiedergeliebt wird, und schweigt, wenn er keine Gegenliebe findet. Frau Melersheim bemerkte nichts, denn obgleich sie an dem Gespräche lebhaft Theil nahm und weder durch Wort noch durch Blick verrieth, daß sie an andere Dinge dachte, so ging doch in ihrem eigenen Herzen so viel vor, daß sie auf die Gemüthsstimmung Anderer nicht achten konnte. Frühzeitig bereits verriegelte Fräulein Sinnheim ihre Thüren und Fensterläden, und legte die Zange in die Nähe des kupfernen Kessels, wegen der Bösewichter, die allenfalls Grünstein zum Ziele ihrer schlechten Thaten erwählen konnten.

Aber Grünstein lag scheinbar nicht in der Route solcher Bösewichter; es kamen nur hervorragend tugendhafte Menschen dorthin, namentlich am folgenden Tage, als nach dem Gottesdienste der Prediger, der in dem benachbarten Dorfe aufgetreten war, bei Fräulein Sinnheim zu Tische kam und der großen Zahl seiner Geistesverwandten eine Art von Audienz gab. Es herrschte den ganzen Tag ein ungewöhnliches Gedränge auf dem einsamen Landgute, aber die Besitzerin zeigte, daß sie,

obschon sie abgeschieden von der Welt lebte, doch ihre Manieren nicht vergessen hatte. Obgleich Alles mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich ging, war das Diner doch sehr auserlesen, und die spätere Versammlung unter den hohen Ulmen vor dem altmodischen Gebäude hatte nicht nur ihre ernsthafte, sondern auch eine höchst behagliche Seite.

Als es Abend wurde, kamen viele zum Theil sehr reiche Equipagen vorgefahren und bald waren Fräulein Sinnheim und Stalker allein.

„Hat dieser Tag Ihren Erwartungen entsprochen?" fragte das Fräulein.

„Ich glaube, daß ich an dem gefeierten Kanzelredner Salbenholz einen einflußreichen Freund gewonnen habe."

„Er war es bereits, und seine günstige Meinung ist durch dieses Zusammentreffen so verstärkt worden, daß er mir versprochen hat, binnen kurzer Zeit für Ihre Anstellung in unserer Nähe Sorge zu tragen. Einer seiner Collegen will in den Ruhestand treten und er wird es so einrichten, daß Sie dessen Nachfolger werden."

„Ich kann Ihnen nicht genug für Alles danken, was Sie für mich thun," sagte Fritz, „Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück."

„Ihr ganzes Glück? Giebt es nicht noch etwas, was zu Ihrem Glück nöthig ist?"

„Hat Helene vielleicht schon mit ihrer Mutter gesprochen?“ fragte Fritz, indem er sich durch seine Aufregung selbst verrieth.

„So viel ich weiß, hat Helene mit Niemand gesprochen, aber ich kann mir denken, was gestern Abend zwischen Ihnen Beiden vorgefallen ist. Es thut mir leid, lieber Stalker, daß Sie mich nicht zuvor ins Vertrauen gezogen haben: die Sache würde alsdann eine andere Wendung genommen haben.“

„Sie wissen, daß ich sonst keine Geheimnisse vor Ihnen habe, liebe Freundin, aber —“

„Suchen Sie keine Entschuldigung,“ fiel das Fräulein ihm sanft in die Rede, „was geschehen ist, ist geschehen, und der Verlauf thut mir leid für Sie, obschon ich überzeugt bin, daß Sie selbst bald darüber sehr zufrieden sein werden.“

„Der Verlauf! Helene hat gesagt, daß ich Geduld haben soll und hoffen darf.“

„Welche Antwort kann ein Mädchen sonst geben, wenn sie einem Manne den schmerzlichen und erniedrigenden Eindruck einer Ablehnung ersparen will?“

„Glauben Sie denn —?“ begann Fritz, aber er konnte den Satz nicht vollenden.

„Armer Freund, Sie verstehen sich nicht auf Mädchenherzen, die liegen außerhalb des Kreises Ihrer stillen Studien, und Ihr Geist ist gewöhnt, sich mit

höheren Dingen zu beschäftigen als mit den launigen, unverständigen Kindern der Welt. Wenn Sie dieselben besser kennten, würden Sie selbst einsehen, daß dasjenige, was Sie für Ihr Glück halten, gerade das Gegentheil ist. Helene ist keine Frau für Sie; Sie haben sie lieb gewonnen, weil sie die einzige ist, mit welcher Sie in Berührung kamen. Besiegen Sie dieses vorübergehende Herzeleid, besiegen Sie die Flamme dieser Neigung durch das Feuer einer heiligeren Liebe."

„Ich kann ohne Helene nicht glücklich sein; ich bedarf eines Wesens von ganz anderer Natur als ich selbst bin. Wie Moritz mein vertrautester Freund ist, weil er am meisten von mir verschieden ist, so wird auch Helene gerade die Frau sein, die mich am glücklichsten macht. Und wo der Unterschied in unserer Denkungsart auf unser Glück von Einfluß sein könnte, wird es mir gelingen, sie zu einer besseren Ueberzeugung zu bringen."

Das alte Fräulein schüttelte ungläubig den Kopf. Sie glaubte nicht, daß Fritz der Mann sei, um Helene auf den richtigen Weg zu bringen, und eben so wenig achtete sie Helene seiner würdig. Wie sehr sie sich auch bemühte, um Fritz von seinen Liebesgedanken abzubringen, es blieb vergeblich. Helene hatte zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht und das Gespräch endete ganz gegen den Willen des Fräulein Sinnheim mit

der Versicherung von ihrer Seite, daß sie bei ihrer Schwester für ihn reden wolle. Mit diesem Versprechen kehrte Fritz am anderen Morgen nach der Universität zurück, wo er mit Moritz zu gleicher Zeit vor ihrer Wohnung stand.

„Ich habe eine Einladung für dich," rief Moritz, sobald die Thür hinter ihnen geschlossen war.

„Für mich? Und wohin?"

„An einen Ort, wohin du, wie es scheint, eingeladen werden mußt, um dort zu erscheinen: nach Hause."

„Bist du dort gewesen?"

„Allerdings. Am Sonnabend Abend war ich zum Concert in Friedensdamm, am Sonntag Morgen ging ich mit deinem Vater in die Vormittagspredigt, um mich auf einen Spaziergang vorzubereiten, welcher, die Ruhestationen eingerechnet, den ganzen Tag gedauert hat. Und gestern Abend kam plötzlich der schwarze Hauptmann an, den wir im vorigen Frühjahr dort kennen lernten. Dieser Komet wird vierzehn Tage dort sichtbar sein und bringt einen gewaltigen Schweif mit."

„Was meinst du damit?"

„Der Hauptmann geht auf Freiersfüßen. Der Alte hat es mir diesen Morgen als tiefstes Geheimniß anvertraut, und nun rathe du einmal, wer die Aus-

erkorene ist — oder du brauchst auch nicht zu rathen, du weißt es schon: es ist die Schwester deiner mütterlichen Freundin im Herrn."

„Frau Melersheim?"

„Dieselbe. Die Mutter verheirathet sich also vielleicht noch vor der Tochter. Es ist schändlich, daß so ein liebes hübsches Mädchen sitzen bleibt; wir sollten sie unter uns verloosen, Fritz."

„Und von wem ist denn nun die Einladung?" fragte Fritz, ohne auf die letzte Bemerkung zu antworten.

„Das habe ich dir doch bereits gesagt. Von deinem Vater. Warum heiterst du ihn nicht von Zeit zu Zeit auf, anstatt immer nach der alten Sibylle von Grünstein zu gehen."

„Moritz!"

„Nun ja, du hast einmal eine Schwäche für sie; aber in jedem Falle solltest du doch zuweilen nach deinem Vater sehen, der ein wenig Auffrischung nöthig hat."

„Er disputirt immer und du wirst einsehen, daß mir dies keineswegs angenehm sein kann; lassen wir Jedem seine Ueberzeugung, ich suche nicht ihm andere Ansichten beizubringen, darum sollte er auch mich in Ruhe lassen."

„Das wird er gewiß, denn er hat durchaus jetzt keine Lust zu streiten; das Einzige, worüber du ihn

gegenwärtig reden hören wirst, ist der zweite Theil seines Werkes, den er am Sonnabend beendet hat, und der Entwurf des dritten, worüber wir gestern auf unserem Spaziergang gesprochen haben."

„Der neue Theil wird wohl eben so heidnisch werden als das Uebrige," sagte Fritz mit einer gewissen Ironie.

„Eben so heidnisch? Wenn du Einfluß darauf gehabt hättest, würde er vielleicht eine etwas andere Färbung erhalten haben. Schon deshalb solltest du öfter kommen. Und wenn du durchaus nicht mit dem Alten auskommen kannst, so thue es um der Uebrigen willen; deine Mutter hat solche Sehnsucht nach dir."

„Nun ja, ich werde einmal hingehen."

„Sonnabend?"

„Warum Sonnabend?"

„Dann ist Ball im Casino."

„Du weißt, daß ich keine Bälle besuche."

„Und glaubst du denn, daß deine Eltern hingehen? So schlecht denkst du von ihnen," sagte Moritz scherzend. „Aber der Capitän wird gewiß dort aufziehen und auch ich gedenke dabei zu sein, so daß dir Zeit genug übrig bleibt, um zu Hause zu plaudern über was du willst, wobei die Anwesenheit der Mutter eine theologische Discussion verhindern wird. Wenn du willst, kann ich sie durch ein Wort warnen, am

Sonntag bin ich dann selbst dabei, wir gehen im feierlichen Aufzug zu dem orthodoxesten Pfarrer, der dort predigt — dein Vater ist in dieser Beziehung tolerant — und nach diesem Beweis von Gefügigkeit von seiner Seite gehst du Arm in Arm mit deiner Mutter spazieren. Die Nachmittagspredigt mußt du ihr schon opfern, du wirst sie sechs Wochen lang dadurch glücklich machen. Für den Mittag arrangire ich ein kleines Diner im Hause, und des Abends thut Jeder, was ihm gut dünkt; ich meinerseits betheilige mich an einer Whistpartie mit deinem Vater. Da hast du das ganze Programm; wie lautet deine Antwort?"

„Ich bin nicht in der Stimmung für solche Dinge."

„Denke einmal darüber nach, Fritz, und vergiß nicht —" endete Moritz in ernsthafterem Tone, als man bei ihm gewöhnt war, „daß unter den höheren Pflichten des Menschen auch geschrieben steht: Ehret Vater und Mutter."

„Ich werde hingehen, Moritz."

„Du bist doch ein fideler Kerl; es ist nur schade, daß man dich immer mit Bibelstellen zur Vernunft bringen muß."

* *
*

Der Sonnabend brach an, und wer die Gabe von Lesage's „hinkendem Teufel" besessen hätte, würde in

mancher Wohnung zu Friedensdamm Herzen gesehen haben, die vor Verlangen kloften, und Köpfe, die noch unfrisirt waren. Die ganze Woche war von nichts Anderem die Rede gewesen. Der Ball sollte die Wintersaison eröffnen, und alle jungen Damen in Friedensdamm dachten nur an das Fest, oder vielmehr nur an ihre Toilette. Das Glück schien in diesen Tagen nur von der größeren oder geringeren Zierlichkeit eines Kleides, einer Garnitur, eines Colliers, der Frisur und des Schuhwerkes abzuhängen. Wer dies albern und eitel nennt, bedenke, daß die Frau die Zierde der Schöpfung ist und daß es dieser Zierde gestattet sein muß, sich so reizend wie möglich zu machen. Er vergesse nicht, daß trotz all' unserer weisen Principien und vernünftigen Regeln ein liebliches Köpfchen uns viel mehr anzieht und viel mehr über uns vermag, als ein alltägliches Gesicht. Die Frauen wissen dies, und deshalb muß es ihnen erlaubt sein, daß sie die Natur durch Kunst unterstützen; und was die häuslichen Tugenden betrifft, so kann eine hübsch aussehende Frau dieselben ebenso gut besitzen, wie eine häßliche, und es ist ein hartes und unbilliges Urtheil, wenn man die jungen Mädchen darüber tadelt, daß sie auf einem Balle Alles bezaubern und erobern, was sich bezaubern und erobern läßt.

Frau Melersheim hatte sich zum Glück für Helene

nicht so sehr aus der Welt zurückgezogen, daß sie nicht einen Ball hätte besuchen können, aber sie that es auch nur um Helenen's willen, die jung war und genießen und glänzen wollte. Das hatte Frau Melersheim zu ihrer Zeit auch gethan, und sie mißgönnte es ihrer Tochter nicht, während die Mutter übrigens noch durchaus nicht zu denjenigen Balldamen gehörte, welche nur die Wände zieren. Sie konnte noch immer eine gute Partie machen, aber sie schien ihre Freiheit höher zu schätzen, und obgleich sie in der Oeffentlichkeit stets durch einen Kreis von Herren umringt war, so wagte doch Keiner, ihre Hand zu begehren, oder wenn er es that, so verbarg er den Korb, den er erhalten hatte, um ihren Umgang nicht meiden zu müssen.

Auch nun — denn wir überspringen die Stunden, welche die Damen bei ihrer Toilette zubrachten, und die unsere Geduld auch jedenfalls erschöpft haben würden — auch nun war sie umringt von mehreren Herren, unter welchen die mächtige Gestalt des Capitän Melchior in voller Uniform einen guten Effect machte. Er war durch die Krankheit und sonstigen Vorfälle im Stalker'schen Hause verhindert worden, seine Absicht früher auszuführen, aber nun hoffte er die vierzehn Tage, welche er hier zu bleiben dachte, zur Erreichung seines Zieles zu benutzen. Er war fest entschlossen, nicht früher nach seiner ziemlich entfernten Garnison zurück-

zukehren, als nach seiner Verlobung mit der anziehenden Frau Melersheim.

Seine Aussichten standen nicht schlecht. Melchior war ein hübscher Mann, von der Natur mit all' den Vorzügen ausgerüstet, welche eine Dame der großen Welt zu schätzen weiß. Trotz seines mäßigen Einkommens hatte er in Haltung und Ton jene distinguirte Manier, die den meisten Officieren eigen ist, eine fröhliche Laune und die Kenntniß aller der Dinge, über welche im täglichen Leben gesprochen wird — gleichfalls eine Eigenschaft der meisten Officiere, welche drei Viertel ihres Lebens der Conversation widmen, — eine angenehme Erscheinung, eine wohllautende Stimme und eine hohe Gestalt, die sofort ins Auge fiel, so daß alle Damen sich beeilten, mit Anna Stalker ein kleines Gespräch anzuknüpfen, um den Namen ihres Begleiters zu erfahren.

Melchior hatte nicht geruht, bis der Lehrer gestattet hatte, daß Anna mit ihm auf den Ball ging. Es waren vorher allerlei Verhandlungen geführt worden: Stalker hatte seine zahlreiche Familie und die unnöthigen Ausgaben vorgeschützt, aber der Hauptmann ließ sich nicht aus dem Felde schlagen, und da er als der älteste Freund des Hauses die vollen Rechte eines Familiengliedes in Anspruch nehmen durfte, so war schließlich Alles nach seinem Sinn gegangen, und

Anna brauchte auf dem Balle vor Niemand zurückzustehen, nicht einmal vor Helene Melersheim. Frieda hatte kaum ein Wort der Begrüßung für Fritz gehabt, so lange Anna noch zu Hause war, und sie mußte sich die Augen trocknen, als sie ihr Kind fortfahren sah. Wer konnte es wissen — Moritz war auch auf dem Balle — da sie schon so stolz auf ihre Anna im Ballstaate war, was mußte sie erst fühlen, wenn sie die Tochter dereinst im Brautstaate sehen konnte! Ach, Moritz dachte an sein einfaches Cousinchen nicht mehr!

Wir enthalten uns der Mittheilung, wie Anna gekleidet war. Unsere Leserinnen werden uns dies zu Gute halten, denn ihre Phantasie ist ohne Zweifel auch in dieser Hinsicht lebhafter als die unserige. Ebenso überlassen wir es dieser, Helenens Toilette zu schildern. Jedenfalls mußte sie reizender ausgesehen haben als Anna, denn nachdem Moritz die Letztere flüchtig begrüßt und sie versichert hatte, daß sie sehr gut aussehe — was sie nicht wieder vergaß — blieb er fast den ganzen Abend in Helenens Nähe. Wenn keine gesellschaftlichen Rücksichten beständen, würde er gewiß alle Tänze mit ihr getanzt haben, aber das ging nun einmal nicht an. Moritz war ein guter und unermüdlicher Tänzer, und Herr Bärmann, welcher nicht tanzte, wollte ihm etwas Angenehmes sagen, indem er ihn

versicherte, daß er viel Gelt auf dem Theater verdienen könne, wenn es ihm sonst einmal auf der Welt schief gehe.

Moritz hatte hierauf eine ziemlich beißende Antwort gegeben, und Bärmann nahm sich vor, Rache zu üben. Er schloß sich dem jungen Maibusch an und flüsterte ihm eine Bemerkung darüber zu, daß die Studenten, die doch eigentlich hier nur geduldet seien, sich unverschämt viel herausnähmen. Ein ziemlich verlebt aussehender junger Mensch mischte sich in das Gespräch und sagte zu Anton:

„Kommen Sie, von Hochsand, wir müssen da einmal ein Ende machen. Wollen Sie vorgehen?"

Anton war bereit dazu und näherte sich sofort Helenen.

„Kann ich das Vergnügen haben, den folgenden Walzer mit Ihnen zu tanzen, Fräulein Melersheim?"

„Ich bin schon engagirt," sagte Helene einfach.

„Erzeigen Sie mir die Ehre, die Hälfte des Tanzes mir zu überlassen."

Helene sah ihn verwundert an und wußte gar nicht, was er damit sagen wollte. „Wenn Sie hospitiren wollen, werde ich daran denken," sagte sie endlich. Anton verfügte sich hierauf zu dem Dirigenten des Orchesters und ersuchte ihn, in der Mitte des Walzers eine kleine Pause zu machen. So seltsam dies

Verlangen auch war, fügte sich der Dirigent, nachdem Anton ihm ein Glas Punsch hatte reichen lassen. Der Tanz begann und der junge Maibusch von Hochsand hielt sich fortwährend in der unmittelbaren Nähe des Paares, auf welches er es abgesehen hatte. Endlich kam die Pause. Niemand begriff, was sie zu bedeuten hatte, denn der Tanz konnte unmöglich schon zu Ende sein. Nur Helene sah sofort ein, um was es sich handelte, und lachend flüsterte sie Moritz die Lösung des Räthsels zu. In demselben Augenblicke stand denn auch Anton von Hochsand vor ihr, um sie an ihr Versprechen zu erinnern. Aber Moritz sah ihn von oben bis unten an, schlang seinen Arm um Helene, und da die Musik sofort auf allgemeines Verlangen wieder begann, so war das Paar bereits fortgewalzt, bevor sich Anton von seinem Erstaunen erholen konnte. Er stand noch an derselben Stelle, als Moritz mit Helenen vorübertanzte, und war es nun Zufall oder Absicht, der junge Student ließ ihm sehr fühlbar werden, daß es gefährlich ist, sich unter Tänzer zu wagen, wenn man nicht tanzt.

Als der Walzer zu Ende war, schritt Herr Maibusch von Hochsand mit seinem Sohne, Herrn Bärmann und dem verlebt aussehenden jungen Menschen im Gefolge gerade auf Moritz zu und hielt ihm das Verabscheuungswürdige seines Betragens vor. Mai=

busch, welcher Moritz als einen kleinen Jungen gekannt hatte, glaubte nicht, daß es nöthig sei, viel Umstände mit demselben zu machen, aber Moritz war der entgegengesetzten Ansicht. Ein Wort gab das andere, und bald war die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft dem Streite zugewendet.

„Wer ist der junge Mann?" fragte man von verschiedenen Seiten.

„Es ist Stalker, der Sohn des Banquiers."

„Also eben solch' ein Wildfang wie der Vater seiner Zeit war."

„Und der junge Maibusch ist dazwischen. Nun, dem kann eine Lection nichts schaden."

„Auch der Alte ist dabei."

„Dann muß ich auch dabei sein; der Mensch soll nicht denken, daß er mit seinem Gelde hier zu befehlen hat."

„In des Himmels Namen, Hauptmann, helfen Sie doch!" flüsterte Anna Melchior zu, den sie in einem Nebenzimmer mit Frau Melersheim allein fand. „Ich glaube, man will Moritz ans Leben."

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, gnädige Frau," sagte der Hauptmann, indem er sofort sein Gespräch mit der interessanten Wittwe abbrach und Anna in den Saal folgte, wo bereits ein ganzer Kreis von Zuschauern sich um Moritz und den alten Maibusch gebildet hatte.

Der Letztere ließ eine Grobheit auf die andere folgen, während Moritz ihn scheinbar ruhig anhörte. Als Maibusch ausgerast hatte, sagte Moritz: „Die Herren hier sind Zeugen Ihrer Worte gewesen; ich möchte einige der Herren nun auch ersuchen, Zeugen der Genugthuung zu sein, die Sie mir auf diese Worte geben sollen.“

„Ich mich duelliren?“ sagte Maibusch mit Verachtung, „niemals! Was denken Sie denn von mir?“

„Ich hatte gedacht, daß Sie ein Mann von Ehre seien; nun halte ich Sie für einen Scandalmacher, der auf die Straße gehört und nicht in eine anständige Gesellschaft.“

„Verdammter —“ brach Maibusch los, aber die Hand, die er dabei aufhob, fing der Capitän Melchior mit eiserner Faust auf.

„Ich glaube, daß ich Sie da aus einer unangenehmen Lage gerettet habe, Herr Maibusch,“ sagte Melchior lachend, als der Rentier ihn ganz verdutzt ansah.

„Wieso denn?“ fragte dieser.

„Da die Commissäre Sie zur Thür hinausgebracht hätten,“ fuhr Melchior in demselben freundlichen Tone fort.

Ein kleines bleiches Commissärchen, das mit seiner pipenden Stimme vergeblich versucht hatte, die Streitenden zu trennen, nickte sehr wichtig zu den Worten des Capitäns.

„Aber er fordert mich heraus.“

„Nun wohl, so giebt Herr Stalker Ihnen Gelegenheit, sich ihm gegenüber im Streite auszuzeichnen.“

„Ich bin Gatte und Vater, Herr Hauptmann, und er ist ein unverheiratheter junger Mensch.“

„Warum haben Sie sich denn in die Sache gemischt, wenn Sie mit jungen Leuten nichts zu thun haben wollen? Sie hätten besser gethan, ganz davon zu bleiben.“

„Er verhinderte meinen Sohn zu tanzen.“

„So lassen Sie Ihren Sohn die Sache selbst mit ihm ausmachen. Wo ist er?“

Anton hatte sich aus dem Staube gemacht und stand mit Bärmann und seinem intimen Freunde in einer Ecke des Saales, wo sie weidlich auf Stalker schimpften. Aller Augen wendeten sich nun nach ihm, und als Melchior ihn entdeckte, winkte er ihm, näher zu kommen.

„Herr Maibusch, Ihr Vater hat in seiner Heftigkeit einige Worte gegen Herrn Stalker fallen lassen, welche diesen veranlaßt haben, Satisfaction dafür zu verlangen. Sind Sie bereit, diese Satisfaction zu geben?“

„Herr Hauptmann —“ begann Maibusch.

„Erlauben Sie, Herr Maibusch, ich habe Ihren Sohn gefragt.“

Der kalte Schweiß stand Anton auf der Stirn. Alles drehte sich vor seinen Augen.

„Du wirst doch kein Narr sein," flüsterte ihm sein intimer Freund ins Ohr.

„Ich werde doch kein —" fing Anton an.

„Was sagen Sie da?" fragte der Capitän mit seiner Stentorstimme, bei deren Klang Anton das Blut in den Adern stockte. „Wollen Sie Herrn Stalker Satisfaction geben?"

„Nein," sagte Anton beinahe weinend.

„So bitten Sie ihn um Verzeihung wegen der Worte, die Ihr Vater gesprochen hat; ich bin überzeugt, daß Herr Stalker damit zufrieden sein wird."

„Thun Sie es nur!" flüsterte Bärmann, „damit der Scandal ein Ende hat"

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Anton fast unhörbar.

„Gut, dann ist die Sache erledigt. Auf Ihre Plätze, meine Herren!" Und indem er sich zu Moritz wendete, setzte er leise hinzu: „Lassen Sie sich doch mit solchen Menschen ohne Ehrgefühl nicht ein."

„Danke, Capitän, eigentlich hätte ich diesem dicken Maibusch gern eins versetzt und ihn Anstand gelehrt."

„Gut gesprochen, junger Mann, aber man muß seine Kunst nicht verschwenden."

Es wurde weiter getanzt. Moritz war ohne Dame,

als Helene auf ihn zutrat und ihn ersuchte, ihr Cavalier zu sein.

„Mit dem größten Vergnügen,“ sagte Moritz, „aber was wird Ihr Tänzer dazu sagen?“

„Ich erwarte ihn nicht, denn er ist ein Mann ohne Ehre; ich hatte ihn gebeten, Ihre Partei zu nehmen, aber wie ich später erfuhr, war er der Anstifter des ganzen Streites.“

„Wenn man so belohnt wird, fragt man nicht viel nach Kampf und Gefahr. Aber der Tanz beginnt.“

„Wollen wir nicht lieber einen Spaziergang machen?“

„Wie Sie wollen.“

Moritz und Helene verließen den Saal nach dem Garten zu, während Maibusch mit seiner Frau und seinem Sohne aus dem Casino sich entfernten, um nie wieder dahin zurückzukehren. Seine Mitgliedschaft hielt Maibusch jedoch aufrecht, denn er wollte zeigen, daß es ihm auf das Geld nicht ankomme.

Was die jungen Leute im Garten mit einander sprachen, während sich der prächtige Sternenhimmel über ihnen wölbte und der Mond ein sanftes Licht auf die feinen Rasenflächen warf, vernahm Niemand. Aber in dem Augenblicke, als Helene das große Wort sprechen sollte, schien Jemand Anderer ihr zuvor zu kommen, denn während sie Moritz gerade zuflüstern

wollte: „Ja, auch ich habe Sie lieb,“ kam ein anderes Paar um die Ecke des Pfades, und eine Frauenstimme, die sehr viel Aehnlichkeit mit der von Helene hatte, sagte in flüsterndem Tone: „Ich darf Sie nicht lieben.“

Mutter und Tochter standen einander gegenüber.

Der Schreck darüber war gewiß nicht die Ursache, weshalb Frau Melersheim zu lachen begann und sich den Anschein gab, als ob sie Moritz und Helene nicht bemerkte.

„Sie werden begreifen, Herr Hauptmann, daß wir Alle lachten, als Fräulein Pullen dies sagte,“ sprach sie, und der Capitän erwiderte leise darauf:

„Ich gratulire Ihnen zu dieser Geistesgegenwart, womit Sie Andere auf eine falsche Spur bringen, aber wenn es auch möglich ist, daß Andere über eine solche Erklärung lachen, auf mich macht sie einen ganz anderen Eindruck. Ich bin nicht mehr in dem Alter der Herzensangelegenheiten, und wenn ich um Ihre Hand anhielt, so geschah es im vollen Bewußtsein, daß ich glücklich mit Ihnen sein kann, und zugleich in dem vollen Bewußtsein, daß ich Sie glücklich machen kann.“

„Vielleicht stützt sich Ihre Ueberzeugung auf das, was Sie sehen und wissen,“ entgegnete Frau Melersheim, „wenn Sie Alles wüßten, würden Sie gewiß nicht so sprechen. Ich darf Ihnen meine Hand nicht reichen; wenn ich es dürfte, würde ich gewiß nicht

zögern. Dies ist die Erklärung, welche eine Frau von Ehre einem Manne von Ehre giebt, und Sie werden mir glauben, nicht wahr?"

„Ich glaube Ihnen und werde nicht so unbescheiden sein und mehr zu wissen verlangen."

Auch Moritz und Helene hatten gleich nach der Begegnung ihrem Gespräche eine andere Wendung gegeben, aber bald wiederholte er seine Erklärung, und Helene gab die Antwort, die ihr bereits auf den Lippen gelegen hatte.

„Ich weiß aber, daß meine Mama ein Vorurtheil gegen Sie hat," sagte das Mädchen endlich, nachdem sie längere Zeit über ihre gegenseitigen Empfindungen gesprochen hatten.

„So werde ich den Hauptmann Melchior zu bearbeiten suchen, der sehr in der Gunst Ihrer Mama zu stehen scheint."

„Haben Sie denn nicht gehört, daß sie seine Hand ausschlug?"

„In unserem Alter, Helene, spricht man wie es Einem ums Herz ist; nach zwanzig Jahren nicht mehr. Sie werden sehen, daß Hauptmann Melchior Ihr Papa wird."

„Und demnach auch der Ihrige," flüsterte Helene.

In diesem Augenblicke klangen wieder die rauschenden Töne des Orchesters und gleich darauf schwebten

Moritz und Helene durch den Saal. Hauptmann Melchior tanzte mit Anna Stalker, die gar nicht wußte, wie sie Worte finden sollte, um ihm für seine Vermittlung zu danken, und die vollen Klänge der Musik übertönten alles Flüstern, Sprechen und sogar viele Gedanken des Herzens. Es war ein prächtiger Ball gewesen. Jedermann hatte sich gut unterhalten, Alles war in bester Ordnung abgelaufen, ausgenommen die Störung, welche der alberne Maibusch verursacht hatte, aber von der eigentlichen Ursache des Streites erfuhr der Gymnasiallehrer eben so wenig, als Melchior und der größte Theil des Publicums.

Anna erzählte zu Hause Alles; die Ursache des Vorfalls allein schien auch ihr entgangen zu sein.

Siebentes Capitel.

Das Programm, welches Moritz entworfen hatte, wurde genau ausgeführt, Fritz opferte sich auf und man konnte es Frau Stalker ansehen, mit welchem Stolze sie sich auf den Arm ihres Sohnes lehnte, während ihr Mann mit seinem alten Freunde Melchior ihr folgte und Moritz mit Anna den Zug schloß. Moritz hatte jedoch dafür gesorgt, daß er nicht allein mit seiner Cousine war. Er legte an diesem Tage besonders viel Gewicht darauf, daß Hans ihm über den gegenwärtigen Zustand des Friedensdammer Gymnasiums ausführliche Mittheilung mache, und da Hans in dieser Beziehung unerschöpflich war, so erzählte er seinem Vetter und seiner Schwester eingehend Alles, was er wußte. Das meiste Vergnügen genoß Hans dabei, denn alle seine Schulcameraden sahen, daß er mit einem Studenten ging, und alle Studenten, die ihnen begegneten, grüßten. Was Anna betraf, so sprach sie über den vergangenen Abend, über die Toi-

letten, die Tänzer und die Erfrischungen und vermied alle Gesprächsgegenstände, die sie Moritz gegenüber nicht berühren durfte; auch dieser sprach über die Toiletten, die Tänzer und die Erfrischungen aus ganz denselben Gründen. Frau Stalker ließ sich von ihrem Sohne die Predigt erklären und der Gymnasiallehrer verhandelte mit seinem Freunde einen nahe liegenden Gegenstand.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich die Geschichte begreife,“ sagte der Hauptmann; „sie hat Achtung und Neigung für mich; es wird ihr eine Ehre sein, wenn ich fortfahre, ihr Haus zu besuchen und — dabei schlägt sie meine Hand aus. In meinem Alter noch einen Korb zu erhalten, ist etwas stark.“

„Allerdings,“ entgegnete der Lehrer, indem er seinen Hut bald nach rechts, bald nach links abnahm, um gleich darauf wieder zu grüßen.

„Höre doch in des Himmels Namen auf, alle Schuljungen zu grüßen.“

„Ich bin ihnen gegenüber in demselben Falle wie du, wenn deine Soldaten an die Mütze greifen.“

„Das sind Menschen.“

„Und diese werden Menschen. Aber warte nur, wir werden den Seitenpfad einschlagen, wo uns weniger Menschen begegnen.“ Und laut rief er: „Links ab, Frieda.“

Frau Stalker hatte jedoch gar keine Lust, links ab zu biegen; dort war Niemand, und obgleich sie sonst nichts vom Gedränge hielt, wollte sie doch jetzt gern auf dem breiten Spaziergange bleiben.

„Nun ja, es geschieht ihr nicht jeden Tag," sagte Stalker, der den ganzen Gedankengang seiner Frau verstand.

„Es steckt ein Geheimniß dahinter," fuhr Melchior fort, der nur in seine eigene Angelegenheit vertieft war.

„Nein, ich meine nur, weil sie auf ihren Sohn stolz ist."

„Auf ihren Sohn? Hat die Wittwe Melersheim einen Sohn?"

„Du verstehst mich falsch, ich rede von meiner Frau. Soviel ich weiß, hat Frau Melersheim nur eine Tochter."

„In welche dein Neffe verliebt ist."

„Das geschieht ihm zuweilen," antwortete Stalker mit einem Seufzer.

„Nun dafür ist er jung, aber in meinen Jahren bleibt man bei dem, was man sich vorgenommen hat; weißt du keinen Rath, um das Geheimniß zu entdecken?"

„Ich?" fragte der Gymnastallehrer überrascht. „Lieber Freund, solche Dinge mußt du von mir nicht verlangen. Wende dich damit an Frieda. Ich habe

dir immer gesagt, daß ich deine Hochzeit mitmachen will, im Uebrigen aber kann ich mich auf diese Sache nicht einlassen.“

„Was soll ich denn thun?“

„Warten. Wir haben einen guten Freund, der alle Dinge für uns thut, die uns selbst zu schwer fallen. Er hat auch mir in den letzten Jahren kräftige Hülfe zu Theil werden lassen: dieser Freund ist die Zeit.“

„Ich überlasse nicht gern Anderen meine Angelegenheiten.“

„Und doch willst du sie mir überlassen. Weißt du was, Melchior, lasse die Wittwe Melersheim bleiben, was sie ist, und nimm eine Andere.“

„Nein, ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, diese reizende Wittwe mit ihrem hübschen Vermögen zu erobern; sie lebt in einem liebenswürdigen Kreise, ist eine Frau von Welt, mit der ich vortrefflich übereinstimme, und ich gebe sie nicht so leicht auf.“

„Thue, was du willst, aber lasse mich dabei aus dem Spiele, denn wenn ich Frau Melersheim sehe, steigen immer traurige Erinnerungen in mir auf. Auch mein Bruder war von ihr bezaubert und würde sie wahrscheinlich geheirathet haben, wenn jenes unglückliche Ereigniß nicht sein Ende herbeigeführt hätte.“

„Du bringst mich auf die Spur, Robert; nach diesem Vorfall wird Frau Melersheim wohl ein Ge-

lübde gethan haben, sich nicht wieder zu verheirathen. Demnach habe ich mit dem Gelöbniß einer Frau zu thun und ich gebe die Hoffnung nicht auf."

Durch diesen Entschluß beruhigt, hatte Melchior wieder für andere Dinge Ohren und er nahm mit leichtem Herzen an dem kleinen Diner Theil, welches Moritz zur Feier seines Geburtstages, der allerdings schon vor einigen Monaten gewesen war, veranstaltet hatte. Es war eigentlich eine tactvolle Manier, um seinem Onkel Gelegenheit zu geben, ohne Kosten seinen alten Freund, der denn auch der Held des Festes war, ein wenig zu feiern. Fritz schien für diesen Tag seine sonstige förmliche Art und Weise abgelegt zu haben, und nachdem er den Zweck der Ankunft des Hauptmanns erfahren hatte, zeigte er demselben eine große Sympathie, deren Grund zu verrathen er sich jedoch wohl hütete. So oft der Name von Frau Melersheim oder der ihrer Tochter genannt wurde, betheiligte er sich am Gespräche, aber da Niemand vermuthen konnte, was er für Helene fühlte, so blieb seine Aufmerksamkeit unbeachtet, und was Moritz betraf, so verbot seine frühere Beziehung zu Anna jede Anspielung auf sein mögliches Verhältniß zu Helene Melersheim.

Diese frühere Beziehung zu Anna war das Einzige, was die heitere Stimmung etwas hinderte; aber der Gymnasiallehrer hatte Recht gehabt: die Zeit war ein

mächtiger Bundesgenosse gewesen und Anna vermochte es bereits jetzt über sich, ihr Gefühl für Moritz so weit zu beherrschen, daß es wie die sanfte Neigung einer Schwester erschien. Sie begriff nicht, daß gerade diese Ruhe des Herzens den feurigen Jüngling mehr und mehr von ihr entfernt hatte; hätte sie einige Wochen vorher ihren Gefühlen Ausdruck gegeben, so würde Moritz zu ihr zurückgekehrt sein. Aber Anna hatte zu viel Selbstbewußtsein, um auf diese Weise das Verlorene wieder zu finden, und sie sprach über die unschuldigsten Dinge von der Welt, wodurch sie in Moritz' Augen zu den guten Mädchen gezählt wurde, die für die Besorgung der Wäsche und der Küche vortreffliche Anlagen haben, mit welchen jedoch nur kalte Herzen glücklich sein können.

Der Gymnasiallehrer fühlte sich außerordentlich erfreut, daß sein Sohn Fritz wieder einmal bei ihm weilte, und er empfand fast noch mehr Vergnügen darüber, daß er seine Frau so glücklich sah. Nach Tische blieb Frau Frieda gegen ihre Gewohnheit in Gesellschaft der Herren, um jede Gelegenheit zum Disput zwischen Vater und Sohn abzuschneiden. Sie brachte das Gespräch bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand und warf unter Anderem auch die Frage auf, ob Melchior nichts wieder von Herrn Melange gehört habe. Sie wußte, daß der Hauptmann Melchior noch einmal

mit dem anrüchigen Franzosen und seiner Tochter zusammengetroffen war und gern von dieser Begegnung erzählte. Auf diese Weise beugte sie am besten einem Dispute vor. Gegen Abend machte Fritz einen Besuch bei Frau Melersheim, während dessen auf Melchior's Veranlassung ein Spieltisch zurecht gesetzt wurde, worauf die Stalker'schen Kinder zu ihrem größten Erstaunen Zeugen davon wurden, daß ihr Vater auch Karten spielen konnte. Selbstverständlich nahmen sie den größten Antheil an dem Verlaufe des Spieles, und Marie und Septima freuten sich bereits auf den Zuwachs für ihre Sparbüchse, denn Alles, was der Vater gewann, sollten sie unter einander theilen, und als Stalker einen Stich anzeigte und Melchior scherzhaft erwiderte, daß er denselben nicht bezahle, kamen die beiden kleinen Mädchen zur Mutter und zu Anna, um sich über diese grausame Unbilligkeit zu beklagen, aber der Hauptmann bezahlte, und Moritz gleichfalls, und darauf machten die verblüfften Gesichter einem ganz anderen Ausdruck Platz.

Fritz wohnte also dieser Entheiligung des Sabbaths nicht bei, aber er lief allerdings Gefahr, bei der Schwester seiner Beschützerin eine gleiche Entheiligung anzutreffen. Er fand jedoch Frau Melersheim allein. Helene war bei einer befreundeten Familie, und Frau Melersheim liebte es in letzter Zeit, zuweilen allein zu bleiben.

Sie saß in der Nähe des Fensters, und da es bereits dunkel geworden war, stand eine einzelne Lampe ganz in ihrer Nähe, während der übrige Theil des Gemaches nebst den daran stoßenden Räumlichkeiten, deren Thüren offen standen, in Dämmerung gehüllt blieben. Während Fritz durch die anderen Zimmer sich näherte, machte es einen phantastischen Eindruck auf ihn, als er die schöne Frau mit dem interessanten Gesichte, wie vom eigenen Glanz erleuchtet, in der Entfernung erblickte, und der zauberhafte Eindruck verminderte sich nicht, als er sich mit unhörbarem Tritte auf dem dicken Teppich näherte.

Bei seinem Eintreten erhob sich Frau Melersheim und hieß ihn in ihrer gewohnten liebenswürdigen Weise willkommen.

„Ich hoffe nicht, daß ich störe," sagte Fritz mit einem Blicke auf ihren Schreibtisch, wo ein paar Briefe lagen, während ein aufgeschlagenes beschriebenes Buch vermuthen ließ, daß Frau Melersheim mit ihrem Tagebuche beschäftigt gewesen war.

„Der Besuch eines Freundes kann mich nicht stören," antwortete sie lächelnd, während sie ihr Buch rasch zumachte und mit den Briefen in einer Schublade verschloß. Ein beschriebenes Couvert war jedoch in der Eile hinter die Lampe gerathen, und während Frau Melersheim dies nicht bemerkte, las Fritz, ohne es

eigentlich zu wollen, die Adresse, welche jedoch nicht von Frau Melersheim's Hand geschrieben war: Mademoiselle M. vom Lande, rue du Miroir Nr. 12, Bruxelles. Sofort fiel ihm das Erlebniß ein, welches Moritz gehabt hatte. Es schien nun, daß es doch keine Augentäuschung war, als dieser geglaubt hatte, Frau Melersheim zu erkennen, und daß am Ende doch eine Beziehung zwischen ihr und der Gouvernante bestand. Ohne es zu wollen, hatte er sich einer Unbescheidenheit schuldig gemacht, die in ihren Folgen für ihn eben so unangenehm sein konnte, wie für Frau Melersheim, und um wenigstens sie in dem Glauben zu lassen, daß er nichts bemerkt habe, machte er von dem Augenblicke, als sie aufstand und die Klingel zog, Gebrauch und warf das Couvert unter den Schreibtisch.

Es währte nicht lange, so befanden sich die Beiden in einem sehr angenehmen Gespräche, welches Fritz auf Helene zu lenken wußte, und Schritt für Schritt verstand er sein Ziel so gut zu verfolgen, daß sie schließlich nicht anders konnte, als ihn für einen richtigen Bewerber um die Hand ihrer Tochter zu erkennen.

„Habe ich Sie denn damit überrascht, verehrte Frau? Hat Ihre Tochter mit Ihnen nie von mir gesprochen?"

„Niemals, und Sie werden mir zustimmen, daß Helene in dieser Angelegenheit die Hauptperson ist."

Fritz verbeugte sich zustimmend. „Fräulein Helene hat mir Hoffnung gemacht,“ sagte er, „und das gab mir den Muth zu Ihnen zu kommen; wenn sie geschwiegen hat, geschah es wahrscheinlich, damit ich zuerst mich an Sie wenden solle. Ich hoffe, Sie werden mir vergeben, daß ich in dieser Hinsicht vorgegriffen habe, aber Sie selbst sagen ja, daß Helene die Hauptperson in der Sache ist.“

„Und ich nehme dies Wort nicht zurück; ich habe es in meinem Leben nur zu oft gesehen, daß Zwang in dieser Hinsicht die traurigsten Folgen haben kann. Darum, Herr Stalker, gebe ich meiner Tochter vollkommene Freiheit.“ Auf diese Weise zog sich die kluge Frau vortrefflich aus der Sache. Sie überlegte, daß sie es längst gewußt hätte, wenn Helene den jungen Stalker liebte, aber sie hatte Grund, eine andere Neigung bei ihrer Tochter zu vermuthen.

„Und wenn Ihre Tochter mir ihre Liebe schenkt Frau Melersheim?“

„Dann werde ich Ihnen meine Zustimmung als Schwiegersohn nicht vorenthalten, Herr Stalker.“

Den Besuch länger dauern zu lassen, würde für beide Theile gleich lästig gewesen sein. Fritz stand auf, um in der freien Natur seinem Herzen Luft zu machen und sich seinen Hoffnungen zu überlassen, während er nachdenklich einen Spaziergang um

Friedensdamm machte, wo der volle Mond seinen milden Schein durch die Bäume schimmern ließ. Es war still und einsam dort, und ruhig konnte er seinen Gedanken freien Lauf lassen.

Am anderen Morgen hatte Mutter Frieda bereits um sechs Uhr das Frühstück fertig; denn sie wollte Fritz und Moritz nicht nüchtern abreisen lassen und aus Furcht, sich zu verschlafen, hatte sie die halbe Nacht wach gelegen.

Nachdem Fritz sich am Abend vorher von Frau Melersheim verabschiedet hatte, war diese auf das Sopha zurückgesunken, und während sie die Hand krampfhaft gegen die Stirn drückte, als wolle sie die Bilder da zurückdrängen, rief sie aus: „O Gott, mein Gott! zeige mir einen Ausweg und verleihe mir Kraft, um zu tragen, was ich mir selbst auferlegt habe.“ Sie war dann eine Weile in Nachdenken versunken und hatte kaum den Salon mit ihrem Schlafzimmer vertauscht, als Helene nach Hause kam.

Diese wollte sich noch einmal überzeugen, ob ihr Aussehen dasselbe sei wie beim Ausgehen, und sie trat daher in den Salon, um den großen Spiegel zu Rathe zu ziehen. Ja, die Coiffure war noch eben so geschmackvoll wie vorher, hier die Bänder, und dort das mattgoldene Armband — ist es ihr entfallen? Nein, was dort liegt, ist ein Brief. Mademoiselle M. vom

Lande, rue du Miroir Nr. 12, Bruxelles. Sie wollte es öffnen und bemerkte nun, daß es nur ein leeres Couvert war. Marie vom Lande! der Name des Mädchens, mit dem Moritz auf der Reise zusammengetroffen war. Aber das Couvert konnte doch nicht von Moritz sein! Seine Vision war also doch keine Vision gewesen. — —

„Mama," fragte Helene, als sie den folgenden Morgen mit ihrer Mutter beim Frühstück saß, „wer ist Marie vom Lande?"

Frau Melersheim sah ihre Tochter etwas verwundert an. „Wie soll ich das wissen?" fragte sie.

„Ist das nicht die Dame, mit welcher Moritz dich gesehen zu haben glaubt?"

„Das kann wohl sein; ich vergesse Namen leicht; aber komme doch nicht auf das alte Märchen zurück."

„Märchen!" wiederholte Helene, während sie das Couvert vorzeigte, „und wie kommt dies denn hier ins Haus?"

Mühsam bezwang Frau Melersheim ihre Aufregung; aber der kurze Augenblick, in welchem sie scheinbar prüfend das Couvert las, genügte ihr, sich zu sammeln.

„Stalker ist gestern Abend hier gewesen," sagte sie ruhig.

Nun war die Reihe an Helene, um ihre Fassung zu verlieren. „Stalker? Und —?“

„Und wahrscheinlich hat er dies Couvert verloren, als er seine Brieftasche herauszog,“ antwortete Frau Melersheim, indem sie sich den Anschein gab, als verstehe sie die Frage ihrer Tochter nicht. Es folgte ein Augenblick der Stille, in welchem beide Damen ihr besonderes Talent in der Verbergung ihrer Gedanken in Anwendung brachten.

„Es hat mich überrascht und betrübt, Helene,“ sagte Frau Melersheim endlich, „daß deine Mutter so wenig dein Vertrauen besitzt.“

„Wie so, Mama?“

„Stalker hat mir gesagt, daß du ihm Hoffnung gemacht habest. Weshalb hast du mich nicht zur Mitwisserin deiner Absicht gemacht?“

„Mama — wie konnte ich — ich glaubte, daß dir Moritz nicht angenehm sei.“

„Ich spreche von Fritz Stalker, du weißt doch, daß Moritz nicht zu mir ins Haus kommt.“

„Fritz?“ wiederholte Helene ganz enttäuscht. „Du wirst wohl einsehen, Mama, daß ich Fritz meine Hand nicht geben kann. Moritz dagegen —“

„Helene,“ sagte Frau Melersheim sehr ernsthaft mit der seltsamen Logik der Frauen; „es versteht sich von selbst, daß ich dir in dieser Angelegenheit voll-

kommene Freiheit lasse. Aber wenn dies auch in Bezug auf Fritz Stalker der Fall ist, so verbiete ich dir doch in allem Ernste, jemals an eine Heirath mit Moritz zu denken."

„Aber Mutter, ich liebe Moritz, und wenn du mich nicht tief unglücklich machen willst —"

„So werde und muß ich dir eine Verbindung mit ihm verbieten. Helene, du kennst meinen Charakter und du kennst auch meine Liebe für dich; du weißt, daß mir kein Opfer jemals zu groß für dich gewesen ist — Gott weiß, daß ich sogar zu viel zum Opfer gebracht habe! — aber so gewiß ich deine Mutter bin, so gewiß wirst du dich niemals mit Moritz verheirathen. Ich sage es noch einmal, ich lasse dir vollkommene Freiheit, nur diese Heirath darf ich nicht zugeben."

Helene begann zu weinen, ihr Weinen ging in krampfhaftes Schluchzen und Lachen über, und bald lag sie bewußtlos auf dem Sopha. Frau Melersheim setzte sich zu ihr und that Alles, was in ihren Kräften lag, um sie zu beruhigen, und aus den Worten voll Sanftmuth und Liebe, aus den Thränen, die ihr über die Wangen rollten, ging deutlich genug hervor, daß es wahrhaftig keine bloße Laune war, weshalb sie dem innigsten und feurigsten Wunsche ihres Kindes entgegentrat.

Niemand hatte Frau Melersheim bisher weinen

gesehen; vielleicht lag die Schuld mehr an der Welt als an ihr.

* * *

Es war ein kalter Novembertag. Der dünne Sprühregen, der bereits am frühen Morgen begonnen hatte, währte noch immer fort und gab dem Lebenden sowohl als dem Seelenlosen etwas Gedrücktes, etwas Kraftloses, etwas Kaltes, man hätte sagen mögen, daß die ganze Stadt mit Allem, was darin und daran war, eben aus dem Wasser geholt sei.

Vor der Wohnung der Frau Melersheim stand eine Droschke, mit ein paar Koffern und einer Hutschachtel beladen, als auch ein Wagen, in welchem Moritz Stalker saß, gerade vor der Thür still hielt. Der Kutscher dieses Letzteren verließ den Bock, klingelte am Hause und öffnete dann die Wagenthür.

Als Moritz in das Vorzimmer gelassen wurde, hörte er, gerade beim Eintreten, im anstoßenden Raume die Stimmen von Frau Melersheim und Helenen. Mutter und Tochter nahmen Abschied, und nur wenige Augenblicke später wurden Thüren geöffnet und wieder geschlossen, er hörte Stimmen im Flur und darauf das dumpfe Gerassel der fortfahrenden Droschke; der Blick, welchen er vom Fenster aus hineinwarf, war jedoch zu flüchtig, um ihn Helene erkennen zu lassen.

Das Alles waren ungünstige Vorzeichen, aber Moritz war darauf vorbereitet, daß sein Anliegen keine freundliche Aufnahme finden werde. Einige Briefe, die er mit Helene gewechselt, hatten ihn bereits vermuthen lassen, daß Frau Melersheim mit einer Ablehnung beginnen würde, aber Moritz vertraute auf seine Ueberredungskunst, seine Ausdauer und sein Glück.

Draußen war es kalt; aber noch viel kälter war das Benehmen von Helenens Mutter, als sie Moritz in ihrem Zimmer empfing. Keine Spur von der Koketterie, die ihr sonst, Herren gegenüber, eigen war, sie war ganz die Mutter, die über das Loos ihrer Tochter entscheiden sollte. Ohne einen Zug ihres Gesichtes zu verändern, hörte sie den jungen Stalker bis zum Ende an, und als er völlig ausgesprochen hatte, zögerte sie noch einige Augenblicke, bevor sie antwortete.

„Herr Stalker," begann sie darauf langsam, „ich bin Ihnen sehr dankbar für die Ehre, die Sie mir erzeigen, indem Sie um die Hand meiner Tochter anhalten. Trotzdem sehe ich mich veranlaßt, Ihren Antrag abzulehnen. Lieber, als Ihnen durch eine Ausflucht Hoffnung zu geben, die doch nie in Erfüllung gehen könnte, halte ich es in unser Aller Interesse, Ihnen dies sofort offenherzig mitzutheilen."

Moritz hatte keine andere Antwort erwartet; die Form hätte verbindlicher sein können, den Inhalt hatte

ihm Helene vorausgesagt. Er bewahrte daher seine Geistesgegenwart und wünschte nur die Ursachen zu kennen, die ihm für immer die Aussicht auf ein Glück rauben konnten, welches er, wie er versicherte, dennoch zu erringen hoffte.

„Sie sprechen sehr sicher, Herr Stalker. Ich warne Sie jedoch vor jedem Versuche, Ihre Absicht zu erreichen. Sie würden es lebenslänglich bereuen. Was die Ursachen betrifft, die mich veranlassen, Sie nicht zu meinem Schwiegersohne zu wünschen, so sind dieselben schon durch Ihr jetziges Betragen gerechtfertigt. Wenn Sie jetzt bereits meinen mütterlichen Einfluß bekämpfen wollen, was würde erst später entstehen!“

„Helene wird einst mündig werden, und das Gesetz wird ihr das Recht geben, auch ohne Ihre Einwilligung mir Ihre Hand zu reichen. Ich verzichte auf jedes Vermögen; denn ich liebe Helene um ihrer selbst willen, und ich besitze Mittel genug, um ihr eine Zukunft zu bieten, wie sie dieselbe verlangen kann.“

Frau Melersheim sah Moritz einige Augenblicke mit durchdringendem Blicke an. Sie kannte seinen Charakter vom Hörensagen, sie wußte, daß Hindernisse ihn reizen würden. Dennoch mußte sie den Sieg davon tragen.

„Herr Stalker,“ sagte sie in leiserem Tone, „ich habe Ihren Vater gekannt, und Ihnen darf ich es

sagen, daß ich ihn geliebt habe. Im Namen dieses Vaters flehe ich Sie an, daß Sie Ihren Wunsch aufgeben. Helene **kann** Ihre Frau nicht werden, sie ist verlobt."

„Mit wem?"

„Mit dem Sohne Ihres zweiten Vaters."

„Und weshalb," sprach Moritz, indem er sich die Lippen fast blutig biß, „haben Sie mir das nicht sofort gesagt, gnädige Frau?"

„Ich zögerte, über eine Angelegenheit zu sprechen, deren Geheimhaltung ich selbst aus besonderen Gründen gewünscht habe. Sie haben mich zum Reden gezwungen."

„Helene sollte die Frau eines Anderen werden!" rief Moritz verzweifelt aus, und ohne sich um die Form der Höflichkeit zu bekümmern, sprang er auf und eilte zur Thür hinaus. Er vergaß den Wagen, der auf ihn wartete, sowie den Kutscher, der als ächt holländischer Kutscher trotz Regen und Wind eingeschlummert war und von dem Abendbrot träumte, das ihm seine Frau auf den Kamin gestellt hatte, wo die Katze und die Kinder nicht herankonnten. Auch ein Kutscher kann von interessanten Dingen träumen, besonders wenn er Hunger hat, und die Kutscher haben immer Hunger.

Der dünne Sprühregen dauerte fort und durch-

weichte nach und nach den Boden und die Häuser und die Menschen. Er drang durch Alles durch, und nachdem Moritz eine halbe Stunde gelaufen war, befand er sich in demselben Zustande, wie die ganze Natur in und um Friedensdamm.

„Also Fritz ist der Verlobte Helenens! Wenn ich ihm jetzt begegnete, könnte ich einen Mord begehen,“ murmelte Moritz für sich. „Ich kann nicht wieder nach der Universität zurück. Unter ein Dach mit ihm! Und Helene hat mir niemals ein Wort davon gesagt! Sie hat mich betrogen, wie jede Frau uns betrügt und mit unserem Herzen ihr Spiel treibt! Nun verstehe ich erst, weshalb sie meinen Besuch nicht abwartete! Aber auch Fritz hat mir sein Vertrauen vorenthalten. O, die Welt! die Welt!“

Am anderen Morgen erhielt der Gymnasiallehrer Stalker einen etwas unklaren Brief seines Neffen, worin dieser ihm mittheilte, daß er für einige Tage nach Amsterdam gereist sei.

„So kurz vor dem Examen!“ sagte Stalker, indem er unzufrieden den Kopf schüttelte; „der Junge ist nicht klug. Ist jetzt eine Zeit, um nach Amsterdam zu gehen?“

„Aber Stalker,“ entgegnete Frau Frieda, „dahinter steckt etwas, sonst hätte er es dir gar nicht geschrieben.“

„Was sollte dahinter stecken? Wenn es nur nicht wieder diese Marie vom Lande ist.“

„Wir wollen nicht gleich das Schlimmste denken," entgegnete Frieda, „er wird wohl mit einigen Bekannten gereist sein. Mache den Rock ordentlich zu, Robert, es ist rauh des Morgens, du mußt diesen Winter durchaus einen dickeren Rock haben."

„Warum nicht gar, für das kleine Stückchen Weges. — Frieda, ich traue dem Moritz nicht."

Frieda suchte gegen ihre eigene Ansicht ihren Mann zu beruhigen. Sie wollte sich erinnern, daß Moritz schon längere Zeit von einem Ausflug nach Amsterdam gesprochen habe, und schließlich lachten sie Beide über ihre eigene Unruhe. Trotzdem war Stalker so zerstreut, daß er in der Schule die größte Mühe hatte, seinen oft ausgesprochenen Grundsatz, man dürfe in der Schule nicht zerstreut sein, den Schülern gegenüber aufrecht zu erhalten.

Wie wurde er aber erst verwirrt und ergriffen, als Fritz am Abend zu ungewohnter Zeit ganz plötzlich ankam, erregter, als man ihn jemals gesehen hatte, und sofort verlangte, die Eltern allein zu sprechen. Anna sollte jedoch dabei bleiben dürfen; sie sei ein gutes Mädchen und könne schweigen, wenn es darauf ankäme.

„Vater, ich bin verlobt," sagte Fritz, nachdem er die Thür zugemacht hatte.

„Du, verlobt? Und mit wem?"

„Mit Helene Melersheim."

Hätte Fritz ihnen gesagt, daß er mit einer englischen Prinzessin verlobt sei, so würde ihn der Lehrer nicht mit größerem Erstaunen angesehen haben, und Frieda war so verwundert, daß sie ihren Ohren nicht glauben konnte und fragte:

„Der Tochter von Frau Melersheim?"

„So viel ich weiß, giebt es nur eine Helene Melersheim," entgegnete Fritz, der eine ganz andere Antwort auf seine Mittheilung erwartet hatte.

„Aber ich wußte gar nicht, daß dir etwas an ihr gelegen sei."

„So lange ich selbst meiner Sache nicht sicher war, wollte ich nicht darüber reden, obschon ich meinen Antrag bereits vor einigen Wochen gemacht habe. Heute Abend habe ich nun die Zustimmung von Frau Melersheim erhalten, unter der einzigen Bedingung, daß die Verlobung bis zu meiner bevorstehenden Anstellung geheim bleiben solle."

„Nun, Fritz," sagte Vater Stalker, indem er seinem Sohne die Hand reichte, „du bist alt und klug genug, um selbst zu wählen. Gott schenke deiner Wahl seinen Segen."

„Werde glücklich, mein Sohn," sagte auch Frau Frieda, während sie Fritz einen herzlichen Kuß gab.

„Und du, Anna?"

„Ich, Fritz? Es freut mich, daß du verlobt bist — aber hat Helene denn schon ja gesagt?"

„Glaubst du, daß ich sonst hierher gekommen wäre?“

„Es ist möglich,“ sagte Anna nachdenklich. „Aber sage doch nur, Fritz, wie ist das so unerwartet gekommen?“

„Ja, das möchte ich auch wissen,“ setzte der Gymnasiallehrer hinzu — „Frau Melersheim geht sonst nicht so leicht über Förmlichkeiten hinweg.“

„Müssen wir nicht sofort hingehen?“ fragte Frau Frieda.

„Nein, Mutter, ihr könnt die ersten Tage noch ruhig zu Hause bleiben, denn Frau Melersheim verreist mit Helene einige Tage; erst wenn sie zurückkommt, wird sie euren Besuch erwarten. Sie wollte mich nur nicht in der Unsicherheit lassen, und darum hat sie mir den Brief geschrieben.“

„Ei, ei,“ sagte Frau Frieda kopfschüttelnd, „ich hatte mir immer gedacht, daß es Moritz um Helene zu thun sei.“

„Moritz!“ wiederholte Fritz etwas entrüstet. „Und weshalb Moritz?“

„Ich glaube, Septima ruft, ich werde einmal nach ihr sehen,“ sagte Anna, deren Gehör offenbar viel schärfer war, als das der Anderen; denn obgleich Niemand etwas gehört hatte, eilte sie doch die Treppe hinauf — am Schlafzimmer der Kinder vorbei nach

dem kleinen Raume, der ihre Stube war, und dort fiel sie auf ihre Kniee nieder und betete und dankte, und weinte und lachte und sprach Worte ohne Sinn — wenigstens für jeden Anderen außer ihr. Es war, als habe sie selbst das Jawort gegeben oder erhalten.

Von Moritz hatte Fritz nichts gehört; es konnte sein, daß er verreist war; aber Fritz hatte an ganz andere Dinge zu denken und jetzt auch über ganz andere Dinge zu sprechen. Dogmatik und Exegese, Kirchengeschichte und orientalische Sprachen, göttliches Recht und Autoritätslehre, Alles schien er vergessen zu haben; nur ein Bild stand vor seiner Seele und bildete die Hauptfigur aller seiner Gedanken: Helene war seine Braut!

War sie es wirklich? Wäre man am vorigen Abend bei einem Gespräche zwischen Mutter und Tochter zugegen gewesen, so würde man vielleicht keine unbedingt zustimmende Antwort gegeben haben; aber Frau Melersheim, die einen Ausweg gefunden hatte, um über den leidenschaftlichen Moritz, der kein Mittel zu scheuen schien, zu triumphiren, hatte auch ein Mittel gefunden, um die liebende Tochter ihrem Willen zu unterwerfen.

Sie hatte dieses Mittel auf Kosten der Wahrheit gefunden, sie hatte ihrem Kinde gegenüber gelogen, aber sie hatte ihr Ziel erreicht. Helene war entschlossen, ihre Hand Fritz Stalker zu geben.

In demselben Augenblicke, als Anna in ihrer kleinen Stube auf den Knieen lag, hatte Helene schluchzend ihr Gesicht in den Sophakissen verborgen, deren zartes Rosenroth die Spuren ihrer Thränen nicht wieder verloren. Und das geschmackvoll möblirte Boudoir von Helene Melersheim war ebensowohl Zeuge einer schlaflosen Nacht, wie das einfach eingerichtete Schlafgemach Anna Stalker's, einer Nacht, welche mit vielen und vielerlei Gedanken hingebracht wurde, deren Mittelpunkt auf beiden Seiten Moritz Stalker war. Für Helene war er verloren. Für Anna? Die Zukunft mußte es lehren.

Achtes Capitel.

Am folgenden Morgen erfuhren der Gymnasiallehrer und seine Frau die wahrscheinlichen Ursachen, weshalb Moritz sich entfernt habe. Darauf wurde ihnen Alles sofort klar. Moritz kannte die Antwort, welche Fritz empfangen hatte, und er hatte sich entfernt, weil er für sich selbst gewünscht hatte, was nun Fritz zu Theil geworden war. Aber wenn man nun auch die Ursache der plötzlichen Abreise nach Amsterdam wußte, so war dieselbe doch wenig geeignet, den Gymnasiallehrer zu beruhigen. Junge Männer in diesem Alter werden so leicht das Opfer ihrer Leidenschaft; sie halten ihre Zukunft für verwüstet und thun gerade deshalb häufig den ersten Schritt, um sie wirklich zu verwüsten. Vielleicht hatte Moritz bereits diesen Weg eingeschlagen. Bei einem Charakter, wie der seinige, war dies nicht ganz unmöglich; aber vielleicht war es noch nicht zu spät, und nach kurzer Ueberlegung, deren Ergebniß Stalker sowohl als Frieda im Voraus kannten, verlangte der Lehrer einige Tage Urlaub und einen kleinen

Vorschuß — und schon denselben Mittag befand er sich auf der Reise nach Amsterdam. Fritz kehrte nach der Universität zurück, und Mutter und Tochter waren den ganzen Tag mit den Dingen erfüllt, die geschehen sollten. Darin ist das menschliche Herz in Uebereinstimmung mit dem Gesichte: es sieht lieber voraus als rückwärts.

Es war ganz natürlich, daß Fritz sich schon am anderen Tage auf den Weg machte, um seiner Besitzerin auf Grünstein von dem glücklichen Ereignisse, das ihn erfüllte, Nachricht zu geben. Der kühle Sprühregen war einem strengen Ostwinde gewichen, dem Vorboten der nahenden Kälte. Bis zum Ueberfluß hörte man in diesen Tagen die Bemerkung, daß es frisch draußen sei, aber daß die trockene Kälte doch den Vorzug verdiene vor dem trüben, feuchten Wetter, namentlich, wenn man seinen Winterrock nur aus dem Schranke zu nehmen braucht und die Kohlen auf die Schaufeln warten.

Grünstein sah mit seinen blätterlosen Bäumen und kahlen Sträuchern zwar einsamer, aber nicht heiterer aus. Heiterkeit suchte Fritz denn auch nicht dort; er wünschte, seine theilnehmende Freundin zu sehen, um mit ihr über seine Zukunft zu sprechen. Je näher er dem Gute kam, um so mehr beeilte er seine Schritte, und ohne sich anmelden zu lassen, machte er von dem

ihm verliehenen Rechte Gebrauch und betrat das Wohnzimmer des alten Fräuleins. In dem Augenblicke, als er auf die Thürklinke drückte, hörte er die Klänge des Pianos, aber es war zu spät, um zu horchen; man hatte auch ihn bereits gehört und er trat hinein.

Fräulein Sinnheim befand sich nicht in dem Gemach, aber an ihrer Stelle erblickte er eine einfach gekleidete junge Dame mit dunkler Gesichtsfarbe und anziehenden Zügen, die über seine Erscheinung nicht weniger verwundert war, als er über die ihrige.

„Verzeihen Sie," begann Fritz, „ich glaubte Fräulein Sinnheim hier zu treffen und ich bemerke nun, daß der Gebrauch meines Rechtes, als Freund des Hauses zu allen Stunden des Tages eintreten zu dürfen, mich zu einer Unbescheidenheit verleitet hat."

„Keineswegs," entgegnete die Dame, „ein Freund des Hauses darf seine Rechte beanspruchen, und es würde sich für die Gesellschafterin nicht schicken, Bemerkungen darüber zu machen."

„Mein Name ist Stalker," entgegnete Fritz, sich mit diesen Worten vorstellend.

Die junge Dame sah ihn forschend an, als mißtraue sie der Wahrheit dieses Namens, aber aus der Erscheinung und Haltung des jungen Mannes, sowie aus seinem ganzen Betragen ging deutlich hervor, daß er kein Fremdling auf Grünstein war. Die Gesell-

schafterin nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und sie fragte, nachdem sie ihm mitgetheilt, daß Fräulein Sinnheim verreist sei, ob sie ihm mit einer Erfrischung dienen könne.

Unterhaltend war das Gespräch nicht; Fritz war ganz erfüllt von dem großen Ereigniß, das er seiner Freundin hatte mittheilen wollen, und die junge Dame schien nicht recht zu wissen, wie sie ihr Verhalten einrichten solle. Nachdem sie eine halbe Stunde in dieser etwas peinlichen Lage einander gegenüber gesessen hatten, beurlaubte sich Fritz Stalker und verfügte sich nach der Bibliothek. Wäre er den ganzen Tag dort geblieben, so würde sich die Gesellschafterin darüber nicht beklagt haben; und ihm selbst wäre es ganz gleich gewesen, wenn man ihm sein Essen dorthin gebracht hätte. Aber die Form des Anstandes verlangte, daß er zu Tisch kam, wo die Beiden nun wieder ebenso steif einander gegenüber saßen.

„Ich wußte nicht," begann Fritz, „daß Fräulein Sinnheim die Absicht hatte, die Zahl ihrer Hausgenossen zu vermehren."

„Ich bin kaum drei Tage hier und weiß nicht, ob Fräulein Sinnheim diesen Plan schon früher gefaßt hatte."

Darauf entstand eine Pause.

„Es ist sehr still hier für Jemand, der nicht daran gewöhnt ist," begann Fritz wieder.

„Man gewöhnt sich an Alles, und die Stille ist nicht die traurigste Erfahrung.“

„Gewiß nicht, sie kann im Gegentheil von trüben Erfahrungen heilen.“

Wieder eine Pause.

„Es thut mir leid,“ begann darauf die junge Dame, „daß Sie Fräulein Sinnheim nicht zu Hause treffen; Ihre Reise ist nun eine vergebliche.“

„Ich hoffe doch, daß sie diesen Abend wieder hier sein wird.“

„Es kann spät werden,“ sagte die Gesellschafterin.

„Dann hoffe ich, ihr morgen früh zu begegnen.“

Die Gesellschafterin sah etwas befremdet auf.

„Bleiben Sie über Nacht hier?“ fragte sie.

„Wenn dem Zimmer neben der Bibliothek inzwischen keine andere Bestimmung gegeben wurde?“

„O nein!“

Wieder eine Pause.

„Liegt Grünstein weit von Ihrer Universität?“ fragte die Gesellschafterin, um ihrerseits das Stillschweigen zu unterbrechen.

„Keineswegs, man kann den Weg sehr gut zu Fuß zurücklegen.“

„Und eine andere Gelegenheit giebt es nicht?“

„Wenigstens keine regelmäßige. Würden Sie es lieber sehen, daß ich zurückkehrte?“

„Eine offenherzige Frage,“ antwortete die Gesellschafterin, ein wenig lächelnd, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich hier nicht das mindeste Recht habe, irgend etwas zu wünschen.“

„Ich schloß es aus Ihren Worten.“

„Wenn diese Bedeutung darin lag, so konnte dies nur in Ihrem eigenen Interesse der Fall sein. Es ist möglich, daß Fräulein Sinnheim einige Tage entfernt bleibt.“

„Wissen Sie vielleicht, wohin Sie gereist ist?“

„Sie hat es mir nicht gesagt.“

„Vielleicht ist Ihnen bekannt, ob sie mit Frau Melersheim abgereist ist.“

„Es ist möglich. Frau Melersheim ist ihre Schwester, so viel ich weiß. Kennen Sie dieselbe?“

„Ich bin häufig mit ihr zusammengetroffen, sie ist eine vortreffliche Frau.“

„Kennen Sie ihre Tochter?“

„Helene ist ein Mädchen, welches die größten geistigen und körperlichen Vorzüge besitzt.“

„Mir scheint, daß sie sehr glücklich sein muß, da sie so schön, so liebenswürdig, so gefeiert und so reich ist. Ist sie noch nicht verlobt?“

„Die Welt sagt nein,“ antwortete Fritz ausweichend.

„Die Welt ist sonst ziemlich aufrichtig in dieser Hinsicht.“

„Und falsch in anderen Hinsichten.“

„Gewöhnlich ist sie launenhaft und boshaft.“

Wieder entstand eine Pause.

„Sie werden sich auf Grünstein gewiß langweilen,“ sagte Fritz; „lesen Sie viel?“

„Meine frühere Stellung gestattete mir dies nicht.“

„Welche Stellung war dies, wenn die Frage nicht unbescheiden ist.“

Die Gesellschafterin schwieg einen Augenblick und antwortete dann:

„Dieselbe, die ich jetzt bekleide.“

„Also Gesellschafterin?“

„Abhängig von denen, deren Brot ich aß.“

„Ein schweres Loos! Glücklicherweise können wir uns bei aller Abhängigkeit von den Menschen doch die Freiheit in Gott bewahren, die uns nie entzogen werden kann.“

„So ist derjenige glücklich, der sich dem Studium der Theologie widmen kann.“

„Die Ueberzeugung, welche ich aussprach, ist nicht die Frucht der Studien, sondern des Glaubens, und Jeder, der glaubt, kann sie genießen.“

„Um zu glauben, müßte ich studiren.“

Fritz sah die Gesellschafterin mit einem Gemisch von Verwunderung und Geringschätzung an. Eine Frau, die den Glauben als eine Frucht der Wissen-

schaft betrachtet! Wo sollte sie Kraft und Hoffnung finden, wenn ihr Herz nicht für höhere Wahrheit empfänglich war?

„Ich verstehe Sie nicht recht,“ sagte er, nachdem er sie eine Weile angestarrt hatte.

„Hätten Sie die Welt gesehen, wie ich, so würden Sie meine Ansichten begreifen. Ich weiß, daß man anders Denkende mit erlaubten und unerlaubten Mitteln zum Glauben zwingen kann, daß man Sanftmuth und Gewalt, Drohung und Belohnung zu Hülfe nimmt. Das hat mich vom Glauben abgewendet.“

„Aber einstmals haben Sie doch geglaubt, als Sie an der Seite Ihrer Mutter auf den Knieen lagen.“

„Ich habe meine Mutter nie gekannt.“

„Wünschen Sie denn zu glauben?“ fragte Fritz, indem ein inniges Mitleiden mit der Verlassenen ihn erfaßte.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich deshalb gern studiren möchte.“

„Man kann auf Gottes Wort vertrauen, indem man sich an Diejenigen wendet, die es verkündigen.“

„Ich vertraue in solchen wichtigen Dingen nicht auf Menschen. Ich will selbst die Wahrheit finden. Man beruft sich auf Machtsprüche, man verschanzt sich hinter Sophismen, oder man hält uns entgegen, daß wir nicht gelehrt genug seien, um selbst zu urtheilen.

Nun wohl, wenn die Wahrheit so schwer zu begreifen ist, daß ein Ungelehrter sie nur auf Versicherung blind annehmen kann, so wünsche ich um so mehr, gelehrt zu sein."

„Ich nehme an, daß dieser Wunsch ein Ergebniß Ihrer eigenen Erfahrung ist, aber haben Sie jemals einem denkenden Menschen das Verlangen mitgetheilt, daß Sie die Grundlagen des Glaubens kennen lernen möchten?"

„Sie sprechen wieder von Menschen. Ich will selbst zu den Quellen des Glaubens dringen, und wenn dies nicht möglich ist — so kann mich nur ein Wunder zum Glauben bringen."

„So sind alle Zweifler," entgegnete Fritz mit einem Lächeln, „aber Sie vergessen dabei, daß, wenn in Ihrer Seele der Gedanke an ein Wunder aufsteigen kann, doch auch daselbst die Ueberzeugung wohnen muß, daß es Einen giebt, der Wunder thun kann und wirklich Wunder thut, wenn auch nicht in der materiellen, dann doch in der sittlichen Welt."

Die Gesellschafterin schien die Richtigkeit dieser Bemerkung zu fühlen. Sie wußte daher nichts Anderes dagegen anzuführen, als daß sie die Worte gedankenlos ausgesprochen habe. Aber sie konnte nicht leugnen, daß die Idee schon öfter bei ihr aufgestiegen sei, und Fritz hatte nun einen Punkt, von welchem aus

er ihr Gemüth angreifen konnte. Es verstand sich von selbst, daß er den Kampf nicht aufgab, ebenso wenig wie die Gegenpartei, und wenn Beide an diesem Morgen gewünscht hatten, daß sie von einander getrennt bleiben möchten, so bereuten sie nun Beide, das Gespräch nicht früher begonnen zu haben. Die Gesellschafterin folgte Fritz noch nach der Bibliothek, und als sie schieden, waren Beide entschlossen, die Unterhaltung am nächsten Tage weiter fortzusetzen.

Als sie am anderen Mittag zusammen bei Tische saßen und noch immer allein waren, da die Rückkehr des alten Fräuleins sich verzögerte, wagte Fritz die Bemerkung:

„Gestatten Sie mir eine Frage, mein Fräulein. Sie sind nicht immer Gesellschafterin gewesen, nicht wahr?"

„Warum nicht?" entgegnete sie.

„Sie wissen dafür zu viel."

„Nun, ich habe seit gestern die Erfahrung gemacht, daß man noch viel mehr wissen kann als ich und doch sehr gut sich zur Gesellschaft eignet."

„Erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte."

„Diese ist höchst einfach: ich heiße Marie, ich habe meine Eltern nie gekannt, ich bin durch und für fremde Menschen erzogen und befinde mich nun wieder unter Fremden. Das ist Alles."

„Ich habe diese Frage nicht aus Neugierde gethan, sondern aus wirklichem Antheil," entgegnete Fritz, etwas verletzt durch die ziemlich kurze Antwort.

„Herr Stalker," sagte Marie darauf mit ihrem gewöhnlichen Lächeln, „ich habe Sie zwar zu meinem Lehrer, aber nicht zu meinem Beichtvater gewählt."

„Vielleicht würde dies auch überflüssig sein," erwiderte Fritz, „es giebt Lebensgeschichten, die uns bekannt sind, auch ohne daß man sie erzählt."

„Wenn die meinige der Art ist, weshalb fragen Sie denn danach? Aber lassen Sie uns nicht über uns selbst reden."

„Und doch thäte ich es gern. Sie haben mehr Bedürfniß nach Seelenfrieden als nach Kenntnissen, und diesen Frieden kann ich Ihnen nicht verschaffen, wenn Sie mir nicht erlauben, Ihre Lebensgeschichte zu kennen, wie sie mir aus vielerlei zutreffenden Umständen bereits vor der Seele steht."

„Nun wohl, was wissen Sie bereits davon?"

„Zuerst vermuthe ich, daß Sie Marie vom Lande heißen."

Marie war überrascht. Fritz Stalker beobachtete sie genau.

„Das ist eine Vermuthung, aber vielleicht eine irrige," antwortete sie; „fahren Sie fort."

„Aber wie heißen Sie denn?" forschte Fritz.

„Ich dachte, daß Sie meine Lebensgeschichte kennten? Wie mir scheint, wollen Sie dieselbe durch Ihre Fragen erst kennen lernen.“

„Es sollte mir leid thun, wenn Sie dies nicht gestatteten, denn das Heil Ihrer Seele ist dabei im Spiele,“ entgegnete Fritz so ernst und eindringlich, daß Marie innerlich erbebte.

„Nun wohl, reden Sie nur weiter und ich will annehmen, daß Ihnen meine Lebensgeschichte bekannt sei.“

Nach einer kurzen Pause tiefen Nachsinnens begann Fritz:

„Wenn man diejenige, die unsere Mutter ist, vor der Welt nicht Mutter nennen darf; wenn man eine Andere, die von derselben Mutter das Leben empfing, dies unschätzbare Vorrecht genießen sieht und man weiß, daß sie glücklich und gefeiert ist, dann fällt es unserem Gemüthe schwer, Zweifel zu unterdrücken. Da unser Herz den Kampf mit dem heiligsten Gefühle, das dem Menschen angeboren ist, nicht bestehen kann, wagen wir nicht, unsere Mutter zu beschuldigen und werfen unseren ganzen Haß auf die bevorrechtete Tochter. Wir vergleichen uns mit ihr und kommen durch den Unterschied des Schicksals auf den Gedanken, daß Gott, der die Liebe ist, ungerecht gegen uns war. Da dieser Gedanke mit dem Glauben an Gott unvereinbar ist,

so kommen wir mit Riesenschritten auf dem Wege des Zweifels vorwärts und verwerfen überhaupt den Glauben an einen Gott. Unter fremden Menschen aufgewachsen, ist unser Herz mißtrauisch geworden und wir suchen nach wissenschaftlichen Beweisen für die Existenz eines höchsten Wesens. Auf ein abgelegenes Gut versetzt, wo wir bei einer Blutsverwandten leben sollen, deren friedliche Seele den Kampf in unserem Herzen nicht versteht und die uns mehr Mitleiden als Liebe erweist, fühlen wir uns so tief unglücklich, daß wir in unserer Verzweiflung gern nach der Stütze greifen würden, die wir selbst weggeworfen haben. Wir suchen den Geist des Zweifels wiederum auf dem Wege der Wissenschaft zu besiegen, was uns doch nur auf dem Wege des Glaubens möglich werden kann. Sehen Sie, das ist die Geschichte der Marie vom Lande, wie ich sie mir denke."

Marie hatte bis zum Ende andächtig zugehört. „Es ist meine Geschichte," sagte sie langsam und ernsthaft. „Ich frage nicht, woher Sie dieselbe kennen; ich frage nur, ob für mich noch ein Glück zu hoffen ist. Wenn ich ein Mann wäre," fuhr sie lebhafter fort, „würde ich nach Ehre und Ansehen streben und die Stimme meines Herzens durch Größe und Macht betäuben; inzwischen habe ich getrachtet, zum Wissen meine Zuflucht zu nehmen. Man hat versucht, mein

Bestreben gewaltsam zu unterdrücken, und ich bin jetzt hier bei dieser stillen gläubigen Seele, die an meiner Bekehrung arbeiten soll, mit Waffen, die mich ermüden, aber viel zu kraftlos sind, um ein Atom Unglauben in mir zu ertödten."

„Marie," entgegnete Fritz Stalker, „wir stehen uns jetzt freier gegenüber; vergessen Sie meine Jugend und sehen Sie in mir nur den zukünftigen Diener des Evangeliums, dessen Bestreben dahin gehen wird, eine so kostbare Seele, wie die Ihrige, zu bewahren. Ich werde mich bestreben, Ihr Trachten und Forschen zu unterstützen, und wir wollen gemeinsam den schlimmen Feind bekämpfen, der sich Ihres Herzens bemächtigt hat und Sie zum Verderben führen will."

* *
*

Fräulein Sinnheim war nicht wenig verwundert, als sie bei ihrer Zurückkunft erfuhr, Fritz Stalker habe schon vier Tage auf Grünstein zugebracht. Sie war nicht gewöhnt, daß er im Verlauf der Woche zu ihr kam, aber nachdem sie die Ursache seiner Ankunft und den Grund, weshalb er geblieben war, vernommen hatte, erkannte sie eine höhere Fügung darin. Uebrigens theilte Fritz ihr nicht mit, daß er ihre Verwandtschaft mit der Gesellschafterin kannte, und die Angelegenheit war auch zu bedenklich, als daß er eine Anspielung darauf hätte machen mögen. Fräulein Sinnheim

hatte bereits am ersten Tage die Aehnlichkeit Mariens mit ihrer Schwester bemerkt, aber sie hielt es für überflüssig, Aufklärung darüber zu geben. Vor der Welt galt Marie als eine Verwandte von ihr, was in der That auch keine Unwahrheit war. Fräulein Sinnheim hatte ihre Schwester auf einer Reise begleitet, welche diese unternahm, um Helene ganz für ihren Plan zu bestimmen. Das alte Fräulein wußte also bereits, daß Fritz mit ihrer Nichte verlobt war, und sie wünschte ihm alles erdenkliche Glück, obschon sie nicht recht daran glaubte. Sie sprach ihm dies gegenüber offen aus und warnte ihn vor jeder Uebereilung. Uebrigens war es, als ob das Jawort, welches er empfangen hatte, ihn weniger beglückte, als er selbst gehofft hatte. Die übereilte Art und Weise, wie Frau Melersheim seinen Antrag angenommen hatte, die Entdeckung des seltsamen Verhältnisses, in welchem Marie vom Lande zu seiner zukünftigen Schwiegermutter stand, verletzten sein sittliches Gefühl und trugen nicht dazu bei, seine Liebe durch Achtung zu unterstützen.

Während Fritz zu Grünstein weilte, hielt sich Moritz in Amsterdam auf, wo sein Onkel ihm bald auf die Spur gekommen war, da der junge Mann nicht den geringsten Versuch gemacht hatte, sich zu verbergen. Er hatte kein Verbrechen begangen und brauchte die Begegnung mit dem Gymnasiallehrer nicht zu

scheuen, aber es war ihm ein unabwendbares Bedürfniß gewesen, für einige Zeit den gewohnten Kreis zu verlassen, da es ihm unmöglich erschien, mit Fritz zu verkehren, in welchem er den Störer seines Glückes sah.

„Ich weiß, was ein gebrochenes Herz ist, Moritz, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung," sagte der alte Stalker, als er ihn wiedersah, indem er ihn ernsthaft anblickte und ihm beide Hände auf die Schultern legte.

Moritz war kein Egoist, aber es war ihm in diesem Zustand nicht zu verargen, daß er an kein anderes gebrochenes Herz dachte, als an das seinige. Ein Uebel, das wir selbst gestiftet haben, pflegen wir sehr rasch zu vergessen, während unser Gedächtniß in Bezug auf das Böse, das Andere uns zugefügt haben, sehr stark ist.

Sein Examen mußte vorläufig verschoben werden; er bedurfte der Ableitung, und Vater Stalker widersetzte sich denn auch nicht, als Moritz ihm ankündigte, daß er auf Reisen gehen und den Winter in Italien zubringen wolle. Dort sollten neue Eindrücke die alten auslöschen und das halbe Jahr, welches für seine wissenschaftlichen Studien verloren ging, sollte ein Gewinn werden für sein ganzes folgendes Leben. Vater Stalker ging selbst nach seiner Rückkehr auf

einen Tag in die Universitätsstadt, um die Angelegenheiten seines Neffen zu ordnen und Fritz von Allem in Kenntniß zu setzen.

„Hätte Moritz einige Monate früher gesprochen," sagte Fritz, „so wäre vielleicht Alles anders gekommen. Jetzt ist es zu spät."

„Auch dir macht Moritz den Vorwurf, daß du nicht früher gesprochen und ihn nicht früher von deinen Absichten und Besuchen bei Frau Melersheim in Kenntniß gesetzt habest."

„Er hat mir niemals Gelegenheit gegeben, mit ihm davon zu sprechen, und du weißt, Vater, daß es nicht meine Gewohnheit ist, das Herz auf der Zunge zu tragen. Nun ist einmal nichts mehr zu ändern, und meine Ehre verbietet jeden Gedanken an einen Rücktritt. Ich habe gelobt, Helenens Gatte zu werden; sie hat eingewilligt, mein Weib zu werden. Jacta est alea."

„Du sprichst sehr ruhig darüber."

„Leidenschaftlichkeit liegt nicht in meiner Art. Ich habe auch um Helene nicht aus Leidenschaft geworben, sondern aus der Ueberzeugung, daß ich mit ihr glücklich werden könne. Die Leidenschaft entflieht, aber Grundsätze halten Stand."

„Lieber Fritz, das Herz hat seine Neigung, der Kopf seine Grundsätze; wer nur mit dem Kopfe heirathet, geht einem unglücklichen Leben entgegen."

„Und wer nur mit dem Herzen heirathet, erlebt die traurigsten Täuschungen.“

Dies Gespräch fand auf dem Zimmer statt, welches Moritz für sich bewohnt hatte, und der Gymnasiallehrer war inzwischen beschäftigt, Alles zusammenzupacken, was sein Neffe auf der Reise brauchen konnte. Es war ihm traurig dabei zu Muthe, denn er fand, daß das Unglück des Neffen nicht durch das Glück seines Sohnes aufgewogen wurde, aber was half es, viel darüber zu sprechen; er ließ daher alsbald den Gegenstand wieder fallen und beeilte sich, seine Aufgabe zu erfüllen. Es gab jedoch etwas, wonach er vergeblich suchte.

„Hat Moritz kein Geld mehr liegen?“ fragte er endlich.

„Wenn es nicht in jener Schublade liegt, nein.“

„Aber, ich bitte dich,“ sagte der Lehrer, „wie soll er denn auf die Reise gehen?“

Fritz zuckte die Achseln.

„Kannst du ihm nicht etwas leihen?“

„Ich?“ fragte Fritz verwundert. „Wovon denn?“

„Wenn die Zinsen seiner Staatspapiere eingehen, werde ich dir es zurückgeben.“

„Daran zweifle ich nicht, aber ich kann unmöglich helfen.“

„Fräulein Sinnheim würde dir vielleicht aushelfen können?“

„Ich werde niemals und unter keinem Vorwande von Fräulein Sinnheim Geld verlangen, aber du selbst kannst es thun, da du weißt, daß sie sich bereit erklärt hat, dir zu Hülfe zu kommen, wenn du in Noth bist.“

„Ich danke dir für den guten Rath,“ antwortete der Gymnasiallehrer kühl, und eine halbe Stunde später war er wieder auf der Rückreise nach Friedensdamm, wobei er unterwegs überlegte, auf welche Weise er seinem Neffen Moritz Reisegeld verschaffen könnte.

Staatspapiere verpfänden, das war das einfachste Mittel, und Maibusch war der Einzige, an den er sich in dieser Angelegenheit wenden konnte.

Der gutmüthige und harmlose Gymnasiallehrer wollte diesen Ausweg einschlagen und verfügte sich zu Maibusch.

„Was denken Sie denn, Herr Stalker, ich soll einem Vormund Geld leihen auf die Papiere seines minderjährigen Mündels!“

„Herr Maibusch, Sie beleidigen mich.“

„Das fällt mir gar nicht ein, aber ich kenne Ihre Verhältnisse, ich weiß, daß Sie nichts übrig haben, und wenn die Versuchung —“

„Genug, Herr Maibusch,“ sagte Stalker entrüstet. „Daß Sie sich weigern, mir den Dienst zu leisten, steht Ihnen frei, aber daß Sie mich beleidigen, brauche

ich nicht zu dulden.“ Nach diesen Worten setzte der Gymnasiallehrer seinen Hut auf und warf die Thür so gewaltsam hinter sich zu, daß sogar die japanische Dina davon erwachte. Sie verfiel jedoch viel schneller wieder in ihren Halbschlummer, als der Lehrer darauf verfiel, den Rath seines Sohnes zu befolgen und sich an Fräulein Sinnheim zu wenden. Er hätte bei jedem Banquier einige Staatspapiere verpfänden können, aber gerade weil sie nicht sein Eigenthum waren, und seine Handlungsweise unerlaubt scheinen konnte, wollte er lieber die Hülfe eines Bekannten in Anspruch nehmen.

Noch an demselben Abend nahm er einen Wagen, um sich nach Grünstein bringen zu lassen, da er Moritz so schnell als möglich die Mittel zur Abreise verschaffen mußte. Die Kinder fanden es sehr vornehm, daß der Vater ganz allein in einem Wagen sitzen werde, aber zugleich warfen sie begehrliche Blicke auf die drei Plätze, welche unbenutzt bleiben sollten. Nur Hans sah natürlich nicht danach hin, da er in seiner Einbildung nicht etwas genießen wollte, was ihm in Wirklichkeit nicht zugedacht war. Uebrigens fand auch Stalker die leeren Plätze nicht nach seinem Sinne.

„Du solltest mitfahren, Frieda,“ sagte er.

„Ich? Als ob ich keine Haushaltung hätte. Wer sollte sich um Luise und Septima kümmern?“

„Nun, Anna.“

„Laß Anna lieber mitfahren, sie ist angekleidet und hat nichts zu versäumen.“

„Aber Mutter, ich kenne Fräulein Sinnheim gar nicht. Lasse doch Hans mitfahren.“

„Nun, wenn denn Niemand mit will, werde ich allein fahren,“ entgegnete Stalker mit einem Seufzer, und er dachte wieder an seinen Robert, der sich nicht lange besonnen haben würde, seinem Vater Gesellschaft zu leisten.

„Nein, Vater,“ riefen nun fünf Stimmen zu gleicher Zeit; „wenn du es so meinst, gehen wir Alle mit.“

„Wenn dir ein Vergnügen damit geschieht,“ fügte Hans hinzu, „ist es etwas Anderes; den Genuß kann ich morgen auch haben.“

„Und zugleich den Genuß, daß du dein Capitel aus dem Xenophon nicht gelernt hast, und die Kleinen sind am besten zu Hause aufgehoben.“

„Aber ich gehe mit dir,“ sagte Anna, und mit einer Schnelligkeit, die für ihr Alter in der That bewunderungswürdig war, hatte sie sich zurechtgemacht und stieg in den Wagen ein.

Fräulein Sinnheim und ihre Gesellschafterin saßen schweigend einander gegenüber. Sie hatten Fritz versprechen müssen, nicht über religiöse Dinge mit einander

zu reden, denn er wußte, daß eine solche Unterhaltung zwischen Damen den Zwiespalt meistens nur vergrößert, und außerdem fürchtete er, daß seine Beschützerin dem Kampfe mit Marie vom Lande nicht gewachsen sei. Jeder andere Gegenstand des Gespräches bot gleichfalls seine Schwierigkeiten. Fräulein Sinnheim hatte eine Schwester zu beurtheilen und Marie eine Mutter, und die Erstere beurtheilte die Schwester viel strenger, als die Tochter ihre Mutter beurtheilen wollte und durfte. Sie schwiegen also, um so mehr, da die Fensterläden geschlossen waren und das Wetter keinen Unterhaltungsstoff bot. Marie dachte an jene Tage, als sie durch hre Forschungen und freisinnige Aeußerungen ihre Stellung als Lehrerin in Brüssel unmöglich gemacht hatte und unerwartet die Weisung erhielt, das Pensionat zu verlassen, worauf sie sofort den anderen Morgen nach Lüttich abreiste, um dort eine Zusammenkunft mit ihrer Mutter zu haben und weitere Lebenspläne mit dieser zu verabreden. Fräulein Sinnheim dachte an ihre weltlich gesinnte Schwester und deren Verdorbenheit, und beide Damen waren tief in ihr Nachdenken versunken, als Stalker's Wagen vorfuhr und allen weiteren Gedanken ein Ende machte.

„Herr Stalker!“ rief Fräulein Sinnheim etwas verwundert, denn der Gymnasiallehrer war, so lange Fritz nach Grünstein kam, nicht bei ihr gewesen.

„Meine Gesellschafterin," fuhr die ältliche Dame fort, als Stalker vor Marie eine Verbeugung machte, tiefer als sie nöthig gewesen wäre.

„Wenn Sie eine Gesellschafterin haben, werden Sie gewiß verzeihen, daß auch ich die meinige mitgebracht habe," sagte Stalker, indem er seine Tochter vorstellte, die sich bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte.

Selbstverständlich fand es Fräulein Sinnheim ganz vortrefflich, daß ihr Gelegenheit geboten wurde, die Schwester von Fritz Stalker kennen zu lernen, worauf Anna mit einer ähnlichen Liebenswürdigkeit antwortete, und nachdem noch einige eben so charmante wie eigentlich nichtssagende Redensarten gewechselt waren, ersuchte Stalker die Besitzerin von Grünstein, ihm einen Augenblick allein Gehör zu schenken.

„Ist es ein Geheimniß für Ihre Tochter?" fragte Fräulein Sinnheim, indem sie aufstand.

„Durchaus nicht."

„Dann braucht es auch kein Geheimniß für Marie zu sein, für deren Discretion ich bürge."

Der Gymnasiallehrer theilte nun den Zweck seiner Ankunft mit und brachte die Staatspapiere zum Vorschein, aber Fräulein Sinnheim erklärte, daß seine Unterschrift ihr eben so viel werth sei und daß sie sich sogar mit seinem Worte begnügen werde, worauf sie sich in ihr Zimmer begab, um das verlangte Geld zu

holen. In weniger als einer halben Stunde Zeit war die ganze Angelegenheit geordnet und Stalker machte sich, äußerst dankbar für den günstigen Verlauf, zur Abreise bereit.

Während er und das alte Fräulein die Geldangelegenheit geordnet hatten, waren Marie und Anna in ein so lebhaftes Gespräch gerathen, daß der Lehrer es bedauerte, sie trennen zu müssen.

„Aber mein werther Herr Stalker, nichts nöthigt Sie, so rasch wieder fortzugehen," meinte Fräulein Sinnheim.

„Ich muß das Geld noch diese Nacht an Moritz absenden," entgegnete Stalker, „denn je früher er seine Reise antreten kann, um so besser."

„Die Reise ist also sehr eilig."

„Eiliger jedenfalls als das Gespräch der jungen Damen," sagte der Gymnasiallehrer scherzend, obgleich ihm nicht heiter dabei zu Muthe war.

„Ueberdies könnte das Gespräch auch ein ander Mal fortgesetzt werden," setzte das alte Fräulein hinzu.

„Dazu bin ich meinerseits gern bereit," sagte Marie, vielleicht etwas zu sicher für eine Gesellschafterin.

„Wenn Fräulein Stalker eben so denkt," sagte Fräulein Sinnheim, „sehe ich weiter kein Hinderniß."

Anna war ganz derselben Meinung.

„Nun wohl, Grünstein ist groß genug, und wenn

Sie Lust haben, uns einige Tage Gesellschaft zu leisten, würde es mir sehr angenehm sein."

Es war in der That für Fräulein Sinnheim ein förmliches Bedürfniß, irgend Jemand zwischen sich und Marie zu stellen, damit ihr das Verbot, mit dieser über religiöse Dinge zu sprechen, nicht gar zu schwer wurde. Nachdem also die üblichen Ablehnungen und Ausflüchte widerlegt waren, wurde beschlossen, daß Anna bereits bald für einige Zeit nach Grünstein kommen und dort das Zimmer bewohnen solle, welches für ihren Bruder Fritz bereit stand.

Zu Hause angekommen, brachte die Neuigkeit die gute Frau Stalker anfänglich nicht wenig in Aufregung, denn Anna hatte nur zwei gute und drei abgetragene Kleider und einen Hut und dann noch ein Hütchen, das sie nur noch zur Noth tragen konnte; ihr Mantel war auch schon so und so, und von den vier Kragen und den drei Paar Manchetten war die Hälfte unbrauchbar, und sie erinnerte sich, von Fritz gehört zu haben, daß Fräulein Sinnheim immer so nett und sorgfältig sei — sie begriff nicht, wie Stalker hatte zusagen können.

„Das ist sehr leicht zu begreifen," entgegnete der Lehrer; „ich wollte unserer Anna auch einmal ein Vergnügen verschaffen."

„Aber Mann, siehst du denn nicht ein, daß es

kein Vergnügen für sie sein kann, wenn sie mit ihren einfachen Kleidern bei solchen vornehmen Menschen sein soll? Ihr Männer fühlt das nicht so."

„Da hast du Recht, Frieda, wir Männer glauben, daß die Quelle des Genusses nicht in den Kleidern steckt."

„Das glauben wir auch, aber — ach, du verstehst das doch nicht."

„Ich verstehe es sehr gut, aber ich lobe es nicht und ich sehe nicht ein, weshalb man aus Eitelkeit auf einen Genuß verzichten soll, in der Besorgniß, daß man weniger als Andere glänzen werde. Sieh, liebes Frauchen, wir feiern nun bald unsere silberne Hochzeit und da wird es Zeit, solchen Ansichten den Laufpaß zu geben."

„Die silberne Hochzeit," wiederholte Frieda, die froh war, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm — „wo sind doch die Jahre geblieben!"

„In dem großen Magazin der Vergangenheit mit seinen unerschöpflichen Schätzen, in welchem die Wissenschaft fortwährend wühlt, um das Schöne und Kostbare hervorzuziehen."

„Die Wissenschaft wird sich um uns wenig kümmern."

„Wer weiß?" versetzte der Gymnasiallehrer. „Wenn unser Fritz einmal ein großer Gelehrter wird und Jemand

nach seinem Tode seine Biographie schreibt, so gehört dazu, daß man von ihm erzählt: sein Vater, Robert Stalker, war Lehrer am Gymnasium zu Friedensdamm, und es wurde ihm in seiner Jugend die Sorgfalt einer verständigen Mutter zu Theil, und darauf wird in einer Note mitgetheilt, daß diese Mutter eigentlich aus einem altadligen Geschlechte herstammt, und zugleich fügt man eine Liste unserer Kinder bei, deren Abkömmlinge zum Theil in den höchsten Staatsämtern, zum Theil in den Krämerläden irgend einer abgelegenen Gegend zu finden seien."

„Aber sollten sie nicht in dem Magazin auch auf den Gymnasiallehrer Robert Stalker kommen, den Verfasser einer Geschichte der philosophischen Systeme?"

„Man würde ihn vielleicht einen geschickten Compilator nennen, der selbst sein Wissen aus dem großen Magazin entnommen habe."

„Spotte nicht, Robert," entgegnete Frau Frieda, „aber ich muß wahrhaftig daran denken, wie ich Anna ein wenig für die Reise ausstatte. Man kann nicht wissen, wozu so etwas gut ist."

„Nun höre man diese speculative Frau! Aber bei diesem Besuche wird sie außer dem Herzen des alten Fräuleins und ihrer Gesellschafterin keine Eroberungen machen."

„Du verstehst mich falsch, Robert. Wenn dir

einmal etwas begegnet, meine ich, muß Anna doch unter fremde Menschen gehen und darum ist es gut, wenn sie bei Zeiten das Beispiel an Anderen sieht."

„Du bist ein Engel, Frieda."

„Siebenundvierzig Jahre alt," sagte Frau Stalker, indem sie das Licht anzündete, als Antwort auf das Compliment.

„Und ich beinahe fünfzig. Aber die letzten drei Jahre können wir doppelt zählen."

Frieda seufzte und löschte die Lampe aus.

Am folgenden Montag fuhr Anna nach Grünstein, und mit ihrem ersten Briefe von dort empfing der Lehrer auch einen Brief von Moritz, der Paris eben verlassen hatte, um sich nach Italien zu begeben. „Es ist sonderbar," sagte Stalker, als er, aus dem Gymnasium nach Hause kommend, die beiden Briefe gelesen hatte, „man sollte wahrhaftig glauben, daß Anna auf dem Wege nach Italien und Moritz auf Grünstein sei. Ich wußte nicht, daß soviel Poesie in meiner Anna steckt und daß Moritz so nüchtern schreiben kann."

Frieda fand dasselbe, obgleich ihre Aufmerksamkeit bei dem Briefe ihrer Tochter ganz besonders auf ein Postscriptum gelenkt wurde, worin das Aufgehen ihres Haarölfläschchens — glücklicherweise nur in einen Pantoffel — mitgetheilt wurde, und im Briefe von Moritz interessirte sie besonders die Nachricht, daß er in Paris

den Herrn von Melange in sehr verdächtiger Gesellschaft gesehen habe, und glaube, daß Maibusch diesem Menschen zu viel Vertrauen schenke. Frieda war schadenfroh genug, sich über diese Mittheilung zu freuen, denn sie gönnte es Maibusch, wenn er einmal tüchtig anliefe. Die Aussicht auf diese Strafe für Maibusch wog bei ihr fast den geölten Pantoffel Anna's auf. Abgesehen von dieser sehr prosaischen Mittheilung war Anna's Brief übrigens voll von fast dichterischen Beschreibungen des Lebens auf dem Gute und der vielen neuen Eindrücke, die sie dort empfing. Die Natur in ihrem Winterkleide, die altmodischen Gebräuche auf Grünstein, der eigenthümliche Charakter der Besitzerin, der ungemein lernbegierige Geist der Gesellschafterin, kurzum alles Neue und Fremde hatte ihr Gemüth höher gestimmt und sie hatte ihr Gefühl ausgeströmt, ohne es selbst zu wissen. Moritz dagegen, der sonst so heiter in seinem Schreiben und Sprechen war, beschränkte sich auf die einfache Mittheilung desjenigen, was er glaubte, daß man zu wissen wünsche. Es schien, daß Alles, was er erlebte, wenig Eindruck auf ihn machte, weil sein Herz mit anderen Gedanken erfüllt war, Gedanken, die er jedoch nicht aussprechen mochte. Daß er selbst fühlte, welchen Eindruck sein Brief machen müsse, ging aus dem kurzen Schluß desselben hervor: „Unser alter Freund, die Zeit, wird hoffentlich auch mir

helfen, dann werde ich wieder der Alte werden für dich, für die Mutter und für Alle."

„Für Alle?" wiederholte Frau Stalker, „möchte es doch wahr werden. Von der anderen Seite wird es keine Schwierigkeiten haben, denn sieh' nur, Robert, was hier in Anna's Briefe steht: Fräulein Marie erinnert mich häufig an das, was Moritz uns von seiner belgischen Reisebekanntschaft erzählte, und ich kann sehr gut begreifen, daß sie sich gegenseitig gefallen haben; es ist wahrhaftig kein Wunder dabei im Spiele."

Neuntes Capitel.

Fritz hatte seine Antrittspredigt gehalten. Wie gewöhnlich waren einige Bänke mit Zuhörern und Freunden besetzt, und außerdem hatte sich eine große Menge jüngerer Leute in der Kirche eingefunden, um den jungen Theologen kennen zu lernen.

„Er ist ein Mucker," sagte der Eine.

„Er kommt ein paar Jahrhunderte zu spät," bemerkte ein Anderer.

„Aber er spricht gut."

„Eine angenehme Erscheinung."

„Es ist schade um den Menschen."

„An dem werden die Duckmäuser einen Halt haben."

Solche Bemerkungen hörte man allgemein, während die Professoren in gelehrtem Tone die Predigt recensirten und sich an einigen Kleinigkeiten gewaltig rieben, im Ganzen aber doch günstig urtheilten. Es entstand darauf ein kleines Gedränge um den jungen Pastor,

es wurden Glückwünsche und Complimente ausgetauscht, und als nach einiger Zeit mehrere Freunde des jungen Stalker denselben auch noch in seiner Wohnung aufsuchen wollten, fanden sie Niemand vor: die ganze Familie war bereits nach Grünstein gefahren.

Auch der Gymnasiallehrer hatte viel an der Predigt auszusetzen, aber er vermied es, seinen Gedanken Worte zu geben. Eigentlich sollte ein Familienfest stattfinden, aber man beschränkte sich auf den Besuch in Grünstein, wo ein kleines Mittagessen arrangirt war, welches ganz der feierlichen Veranlassung entsprach. Auch Frau Melersheim war dabei gegenwärtig, aber ohne ihre Tochter: Helene war durch Unwohlsein zurückgehalten worden. Es ging Alles kühl und steif vorüber, und namentlich die beiden Schwestern waren an diesem Tage so abgemessen und scharf gegen einander, daß Vater Stalker sich darüber ärgerte. Mit Marie beschäftigte sich Frau Melersheim nicht, so lange die Familie Stalker zugegen war; aber kaum war dieselbe abgereist, so ging sie mit ihrer Tocher nach der Bibliothek, während Fräulein Sinnheim die Dienstboten überwachte, welche an diesem Abend ihr reichliches Theil an Ermahnungen und Tadel empfingen.

„Wann wird Helenens Heirath vollzogen?“ war Mariens erste Frage an ihre Mutter.

„Die Heirath? Du meinst die Verlobung. Ich kann von meiner Seite die Angelegenheit nicht beschleunigen. Du weißt, daß Fritz Stalker erst heute seine Probepredigt gehalten hat, und es kann immer noch einige Monate währen, bevor seine Verlobung öffentlich bekannt wird.“

„Und dann wird die Hochzeit bald sein?“

„Sobald Stalker einen Ruf hat; meine Schwester hat mir heute noch gesagt, daß derselbe zu erwarten steht.“

„Wird Helene mit Stalker glücklich sein?“

„Wir wollen es hoffen.“

„Ich glaube es nicht und ich bin überzeugt, daß Helene mit Moritz Stalker viel glücklicher gewesen wäre.“

„Du wirst mir gestatten müssen, daß ich nicht nach deiner Ansicht frage,“ entgegnete Frau Melersheim in scharfem Tone.

„Ich bin es gewöhnt, nicht gefragt zu werden, selbst nicht über dasjenige, was mich allein angeht.“

„Mir scheint, daß du gezeigt hast, deine eigenen Angelegenheiten nicht überwachen zu können.“

„Jedenfalls begreife ich nicht, weshalb du mich hierher gebracht hast.“

„Trotzdem hat meine Schwester mir gesagt, daß der Aufenthalt hier einen günstigen Eindruck auf dich

ausübe, namentlich durch deine Gespräche mit Fritz Stalker."

„Aber auch sie werden um Helenens willen für mich aufhören; selbst das Geringste, was ich, ohne Verdacht zu erwecken, genießen kann, wird mir entzogen, damit meine Schwester glücklich sei."

„Du erweckst bereits Verdacht genug," sagte Frau Melersheim, „seitdem du mich durch dein Betragen gezwungen hast, dich hier in meiner Nähe zu halten; deine Aehnlichkeit mit mir fällt allen Bekannten auf."

„Was für Andere ein Vorrecht ist, für mich ist es ein Unglück. Ohne diese gefährliche Aehnlichkeit würde mir vielleicht die Ehre zu Theil, die Gesellschafterin der Frau Melersheim zu sein."

„Vor der Welt, ja."

„Und demnach in der That auch, denn du lebst fortwährend in der Welt. Ich sehe nicht ein, weshalb du mich nicht in Belgien gelassen hast; so viel Sorgfalt für mein Seelenheil paßt schlecht zu deiner Gleichgültigkeit für mein zeitliches Wohl."

„Wer sagt dir, daß es ausschließlich Sorge um dein Seelenheil war, was mich zu diesem Schritte trieb?"

„Daß Andere mir auf der Spur sein sollten, ist ein Märchen; wer würde ein Interesse dabei haben, mich aufzuspüren?"

„Und doch ist es so."

„Mein Vater ist todt, wie du mir gesagt hast.“

„Dein Vater ist todt.“

„Wer also kann mich suchen?“

„Weißt du denn nicht, daß die Welt jeden Fehltritt mit Argusaugen verfolgt, und glaubst du nicht, daß es Menschen giebt, denen es eine Freude wäre, die Schande der Frau Melersheim aufzudecken? Würdest du wünschen, daß die Welt meinen Fehltritt kennte?“

„Nein, Mutter, ich habe es dir gelobt, als du mir dein Vertrauen schenktest, und dein Geheimniß soll mir heilig sein. Ich habe Alles geduldet und getragen, aber zuweilen fällt es mir schwer und dann fühle ich Sehnsucht nach einem Herzen, um das meinige darin auszuschütten.“

„Und hast du das gefunden?“ fragte Frau Melersheim erschreckt, „Anna Stalker ist doch nicht deine Vertraute?“

„Anna Stalker ist ein gutes, liebes Mädchen mit hellem Urtheil und warmem Gefühle, aber sie kennt die Welt nicht, und sie würde mich nicht einmal verstehen, viel weniger trösten können. Fritz Stalker kennt meine Geschichte.“

„Fritz Stalker!“ rief Frau Melersheim entsetzt, „und wo blieb dein Gelöbniß? Du hast es gebrochen. Ist das der Lohn für mein Vertrauen? Nennst du das die Ehre einer Mutter schonen? O Marie, Marie!“

„Ich habe Fritz Stalker nichts entdeckt; er kannte meine Lebensgeschichte vollständig, und er ist der Einzige, der mir die Kraft giebt, mein Schicksal zu tragen, der Einzige, der mich mit meinem Leben versöhnt, der mir eine höhere Quelle des Trostes und Seelenfriedens eröffnet hat und mir auch einen Tropfen irdischen Glücks spendet."

„Auf Kosten der Ehre deiner Mutter," wiederholte Frau Melersheim in scharf verweisendem Tone.

„Mutter —"

„Ich hatte dir gelobt, daß du Helenens Platz bei mir einnehmen solltest, wenn Niemand außer uns und meiner Schwester das Geheimniß deiner Geburt kennte. Du selbst bist die Ursache, daß diese Bedingung nicht erfüllt ist und dadurch auch mein Gelöbniß unerfüllt bleiben wird."

Mit diesen Worten stand Frau Melersheim auf, und Marie hielt sie nicht zurück. Langsam stieg die Mutter die altmodische Treppe hinab und ging so langsam durch den breiten Hausgang, daß bei ihrem Eintreten in das Gemach, wo Fräulein Sinnheim saß, jede Spur von Aufregung aus ihrem Gesichte verschwunden war.

„Es ist heute ein wichtiger Tag für dich," sagte Fräulein Sinnheim, indem sie den Schirm ihrer Lampe

etwas in die Höhe schob, als wollte sie ihrer Schwester besser in das Gesicht sehen.

„Es ist wahr," antwortete Frau Melersheim und setzte hinzu: „Willst du den Schirm nicht herunterlassen?"

„Gewiß, aber ich sehe gern hell. Helenens Heirath wird nun bald stattfinden — vorausgesetzt, daß du bei deinem Plane bleibst."

„Das würde ich gethan haben, wenn gewisse Menschen nicht so gefällig gewesen wären, meine Angelegenheiten Anderen mitzutheilen."

„Wenn das auf mich gehen soll, irrst du dich. Dem Versprechen, das ich dir in einem unheilvollen Augenblicke gegeben habe, bin ich bis zu diesem Augenblicke getreu geblieben."

„Ich dürfte mich nicht wundern, wenn du auch in dieser Hinsicht verändert wärest."

„Wenn ich verändert bin, so liegt die Ursache darin, daß ich kein Mitleiden mit einem Herzen haben kann, das in Eitelkeit und Weltlust verharrt. Welche Ansprüche könntest du auf meine Theilnahme haben? Vielleicht um deines Verhaltens willen gegen deinen Mann und dein Kind?"

„Würdest du an meiner Stelle mit einem Manne Nachsicht gehabt haben, der sich nicht mehr um dich und dein Kind bekümmerte? Glaube mir, es ist leicht

über Andere ein Urtheil zu fällen, wenn man außer der Welt lebt und keine Versuchung kennt.“

„Wir Alle haben mit Versuchungen zu kämpfen, und wohl Denen, die sie durch Gottes Gnade bewältigen.“

„Und wenn wir unterliegen?“

„Dann sind wir selbst die allein Schuldigen.“

„Das ist die alte Geschichte,“ sagte Frau Melersheim, indem sie die Achseln zuckte. „Die Ueberwindung ist Gnade, das Unterliegen Sünde.“

„Richtig,“ entgegnete Fräulein Sinnheim, und sie faltete die Hände und schloß halb die Augen, während sie mit dem Kopfe schüttelte.

Marie kam nicht herunter, bis die Stunde gekommen war, in welcher sich sämmtliche Dienstboten in der Wohnstube einfanden, wo Fräulein Sinnheim ein Capitel aus der Bibel laut vorlas, obschon weder Frau Melersheim, noch Marie, noch die Dienstmädchen darauf achteten. Sie blieben eben nur ruhig dabei sitzen, worauf die Eigenthümerin von Grünstein noch ein ziemlich langes Gebet sprach und dann die Sitzung aufhob. Sie hielt die Anordnungen ihres Hauses streng aufrecht und wich niemals davon ab. Dazu gehörte denn auch noch, daß sie mit wenigen Worten auf die Ereignisse des Tages zurückkam und einige bedeutende Sinnsprüche anbrachte. An diesem Abend erhielt Frau Melersheim ihr Theil, denn es wurde

etwas von den Hochmüthigen vorgebracht, welche erbarmungslos auf die Unglücklichen herabsehen, aber auch die Unglücklichen wurden nicht vergessen und der Wunsch ausgesprochen, daß ihre Augen sich dem wahren Lichte öffnen möchten, damit sie Kraft fänden, die Härte und Zurücksetzung der Welt zu ertragen. Die Härte und Zurücksetzung! Marie hatte an diesem Tage wieder reichlich darunter zu leiden gehabt, aber sie war ja bereits daran gewöhnt. Es war ihr so selten begegnet, daß ihr Freundschaft und Aufmerksamkeit entgegengebracht wurden, und es war daher kein Wunder, daß das Erlebniß mit Moritz Stalker sich fest in ihr Gedächtniß eingeprägt hatte. Der lebenslustige Jüngling, wie sie ihn in Brüssel kennen gelernt hatte, mit dem frischen Gemüth und der heiteren Stimmung, hatte in ihr damals keinen anderen Eindruck gemacht, als den eines wohlwollenden, herzlich zugeneigten Freundes, und wenn er selbst einen Augenblick andere Gedanken hegte, weil sie in ihrer rathlosen Lage ihn um seine Begleitung nach Lüttich gebeten hatte, so war doch die gegenseitige Empfindung bald wieder zu dem Niveau zurückgekehrt, wie es die Beziehung mit einem gleichgesinnten, geistesverwandten Menschen mit sich bringt. Sie dachte an Moritz nur noch wie an eine angenehme Erscheinung, an einen Freund, und Moritz hätte Marie längst vollständig vergessen gehabt, wenn er sie nicht

mit Frau Melersheim gesehen zu haben glaubte. Schon der kurz darauf erfolgte Umgang mit Ems war ganz geeignet, um frühere Reiseeindrücke zu verwischen, während seine nähere Bekanntschaft mit Helene Melersheim jeden Eindruck vernichtet haben würde, den Marie auf ihn allenfalls gemacht haben konnte.

Inzwischen war Moritz in seinen Reiseplänen gestört worden und befand sich näher bei seinen Bekannten und Verwandten, als diese vermutheten. Durch den niederländischen Gesandten war ihm in Paris der Zutritt zu einer großen Soiree verschafft worden, woselbst er unter der Fluth der vornehmen Gäste seinen alten Bekannten Ems traf, der mit einigen Diplomaten in ein eifriges Gespräch vertieft war, wobei er ganz geläufig Italienisch sprach. Moritz glaubte anfänglich, daß ihn vielleicht wieder eine Aehnlichkeit täusche, und um sich Ueberzeugung zu verschaffen, nannte er in der nächsten Nähe von Ems dessen Namen. Sein früherer Reisegenosse schien jedoch nicht die Absicht zu haben, die Bekanntschaft zu erneuern, denn er ging ohne ein Zeichen der Aufmerksamkeit vorüber, obgleich er den Namen jedenfalls gehört haben mußte. Moritz kannte jedoch die große Gewandtheit seines Landsmannes, der es verstand, sich in die Gebräuche jeder Nationalität zu finden, alle Sprachen geläufig zu sprechen und jede Rolle zu spielen, die ihm gut dünkte, und seine Vermuthung

wurde denn auch wirklich bestätigt. Nachdem Ems eine Weile am anderen Ende des Saales mit mehreren Herren sich unterhalten hatte, näherte er sich plötzlich wie zufällig seinem jungen Landsmanne und redete diesen in der Muttersprache an.

„Haben Sie die Güte mich hier nicht Ems, sondern von Altemore zu nennen," waren seine ersten Worte. „Ems hat keinen Klang in den diplomatischen Salons, Baron Altemore Collines macht sich besser."

„Und wenn frühere Bekannte Ihnen begegnen?"

„Wenn mir an einer Erneuerung der Bekanntschaft gelegen ist, thue ich, was ich eben gethan habe, und ist dies nicht der Fall, so mache ich es wie vorhin und gehe einfach vorüber."

Moritz fand dieses Bekenntniß sehr originell. Als Ems erfuhr, daß er gesonnen sei, nach Italien zu reisen, machte er ihn sofort mit einigen Herren bekannt, denen er ihn als Baron Stalker vorstellte, und so unangenehm es Moritz auch anfänglich war, beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß die Anderen vielleicht eben so wenig Recht auf den Adel und die Titel hatten, die man ihnen beilegte.

Am folgenden Tage, als er Ems in dessen Hotel aufsuchte, sprach er seine Unzufriedenheit über die Erhebung in den Adelstand aus, aber dieser suchte ihn zu beruhigen, indem er von dem Vorurtheil der Welt

redete und ihm auseinandersetzte, daß in den höheren Kreisen nun einmal Alles auf solche Aeußerlichkeiten ankomme.

Im Laufe des Gesprächs erkundigte sich Ems nach den Gründen, welche Moritz bestimmt hatten, in einer so wenig verlockenden Jahreszeit sich auf Reisen zu begeben. Moritz versuchte sich auszureden und brachte mancherlei Ursachen vor, die ihn veranlaßt hätten, gerade jetzt sich einmal die Welt anzusehen, aber es gelang ihm nicht, den erfahrenen Menschenkenner zu täuschen, und es währte nicht lange, so hatte Ems herausgefragt, daß der Verdruß über eine unglückliche Neigung den jungen Mann in die Fremde trieb.

„Ist es vielleicht jenes Mädchen, das Sie damals von Brüssel nach Lüttich begleiteten, jene Marie vom Lande, in die Sie sich verliebt haben, so kann ich Ihnen nur den Rath geben, diese Leidenschaft mit einem Schlage zu ersticken, denn es ist die hoffnungsloseste und vergeblichste Neigung, die Sie jemals empfinden konnten."

„Ich denke nicht mehr an Marie vom Lande, aber nun sehe ich ein, von wem jener anonyme Brief ausging."

„Das ist nicht meine Art, Herr Stalker, und es thut mir leid, wenn Sie so etwas von mir denken."

„Sie waren der Einzige, der von meiner Beziehung zu dem Mädchen Kenntniß hatte."

„Haben Sie dieselbe wirklich so geheim gehalten, haben Sie Niemand davon erzählt, an Niemand darüber geschrieben?“

„Wenigstens an Niemand, der ein Interesse dabei haben konnte; meinem Vetter Fritz habe ich die Begegnung mitgetheilt.“

„So wird er davon gesprochen haben.“

„Aber wer kennt Marie vom Lande?“

Ems stand auf und stellte sich mit dem Gesichte von Moritz abgewendet an das Fenster. Lange Zeit blieb er so stehen, indem er seinen Gedanken die Zügel schießen ließ, während Moritz sich im Geiste nach Friedensdamm versetzte und mit Helene Melersheim beschäftigte. Seine Reise hatte jetzt noch wenig gewirkt und sein Herz war noch immer von Helenens Bild erfüllt. Indem er über die Worte nachdachte, welche Ems ihm gesagt hatte, fiel ihm plötzlich ein, daß das Wenige, was er über sein Zusammentreffen mit der Lehrerin und seine Fahrt mit ihr mitgetheilt habe, vielleicht einen ungünstigen Eindruck auf Frau Melersheim bewirkt habe und die einzige Ursache sei, weshalb sie seinen Antrag zurückwies. Wie unschuldig der ganze Vorfall auch war, eine Frau, die so streng auf die gesellschaftliche Form hielt, wie Frau Melersheim —

„Ist Ihnen niemals die Aehnlichkeit zwischen Frau Melersheim und Marie vom Lande aufgefallen?“ frug

Ems plötzlich in gleichgültigem Tone und warf durch diese Worte das ganze Gebäude der Ueberlegung seines jungen Freundes zusammen.

„Aehnlichkeit?" wiederholte Moritz erstaunt. „Ja doch, soviel ich mich Mariens erinnere, hatten ihre Gesichtszüge einige Uebereinstimmung mit denen von Helenens Mutter. Aber was meinen Sie mit dieser Frage?"

„Nichts Anderes, als was Sie daraus machen wollen," antwortete Ems, indem er sich umwendete. „Frau Melersheim ist die Mutter von Marie vom Lande."

Moritz stand kurze Zeit wie versteinert, dann ordneten sich seine Gedanken rasch wieder. Nun erst war ihm Alles deutlich. Marie hatte an eine dauernde Neigung geglaubt, ihre Mutter davon in Kenntniß gesetzt, und diese wollte ihre Zustimmung zur Heirath mit ihrer anerkannten Tochter nicht geben, weil Moritz ihre unglückliche, vielleicht mehr geliebte Tochter in Hoffnung gewiegt hatte und dieselbe durch eine Heirath mit Helene nur noch unglücklicher machen mußte. Aber auf welche Weise hatte Ems dieses Geheimniß kennen gelernt und wie kam es, daß er überhaupt Frau Melersheim kannte.

„Durch Offenbarung, oder eine Vision oder auf einem anderen Wege," antwortete Ems scherzend, „es

steht Ihnen frei, dies nicht zu glauben; übrigens kann es Ihnen ja auch ganz gleichgültig sein, da Marie vom Lande Ihre Erkorene nicht ist."

„Trotzdem ist die Sache von größtem Interesse für mich, denn auch sie, die ich liebe, ist eine Tochter der Frau Melersheim."

Ems war überrascht. „Und man hat Ihnen ihre Hand verweigert?" fragte er nachdenklich, während er mit seinen dunklen Augen Moritz durchdringend ansah.

„Man hat sie mir verweigert unter dem Vorwande, daß sie die Verlobte meines Vetters sei."

„Aber wie konnten Sie so thöricht sein, ihre Hand zu verlangen, wenn sie bereits verlobt war?"

„Niemand wußte etwas von dieser Verlobung und auch jetzt ist sie noch nicht öffentlich bekannt."

„Demnach würde es noch Zeit sein?"

„Noch Zeit? Ich verstehe Sie nicht, Herr Ems."

Ems war wieder vom Sopha aufgestanden, auf welches er sich eben erst niedergesetzt hatte, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Er schien diesen Morgen besonders unruhig und heftete jetzt seinen Blick mit einem Ausdruck auf Moritz, als ob ihm etwas auf dem Herzen läge, was auszusprechen er sich nicht recht entschließen könne. Nach und nach nahm jedoch sein Gesicht den gewohnten sorglosen Ausdruck an und im fröhlichen Tone rief er aus: „Wir

reden da wie ein paar alte Träumer und es handelt sich um ein achtzehnjähriges Kind. Werfen Sie die Narrheit von sich und machen Sie es wie ich; in der ganzen Welt giebt es hübsche Frauen, vielleicht auch liebe und gute, obschon die Kategorie weniger mein Geschmack ist. Lieben Sie die Frauen, aber nur um sich das Leben zu verschönern, und machen Sie sich nicht zum Sclaven einer Leidenschaft, die nach einigen Jahren verschwunden ist."

„Niemals wird meine Liebe entschwinden!"

„Das sagt Jeder, und wenn man dann richtig verheirathet ist, sieht man, daß die Angebetete eine Frau ist, wie jede andere, mit einigen Tugenden und sehr vielen Gebrechen. Es ist in allen Fällen immer das alte Lied! Vorhin habe ich Ihnen etwas von der Mutter erzählt und Sie waren erstaunt; Sie hatten das nicht hinter der Frau mit den eleganten Manieren gesucht; aber erlebt man es nicht in der Regel, daß die Tochter nach ihrer Mutter artet?"

„Herr Ems!" rief Moritz aus und stand heftig von seinem Stuhle auf.

„In der Regel, sage ich, und ich will gern annehmen, daß hier eine Ausnahme stattfindet, aber dann bleibt mir ein Umstand unklar. In Ihrem Alter hält man nicht um ein Mädchen an, wenn man nicht auf Gegenliebe hoffen darf, und es kommt mir sonderbar

vor, daß Sie und Ihr Vetter zugleich um Helenens Hand werben. Ihre Liebe wird erwidert, glauben Sie, aber die Ihres Vetters Fritz auch, da er den Vorzug erhält. Mißtrauen Sie einer Frau, in deren Herzen nun bereits Raum für zwei Verehrer zu sein scheint!"

„Und wer sagt Ihnen, daß Helene nicht gezwungen wurde, Fritz ihre Hand zu reichen? Was Sie mir vorhin in Bezug auf Marie vom Lande sagten, in Verbindung mit meiner Beziehung zu dieser, giebt mir Grund, so etwas zu vermuthen."

„Demnach sollte Frau Melersheim ihre Tochter unglücklich machen wollen, ihres ungesetzlichen Kindes wegen?" sagte Ems mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Es gehen seltsame Dinge in der Welt vor. In Ihrer Lage hätte ich jedenfalls meinem Nebenbuhler das Feld nicht geräumt."

„Fritz ist mein Freund; von Jugend an waren wir Busenfreunde."

„Das scheint allerdings so, da Sie Beide in dasselbe Mädchen verliebt waren und Keiner es vom Anderen wußte. Freundschaft ist eine ausgezeichnete Sache, Herr Stalker. Wenn Sie erst so alt sind wie ich, werden Sie dieselbe noch höher schätzen, weil Sie alsdann die Ueberzeugung haben werden, daß sie gar nicht existirt."

„Ich zweifle jetzt schon daran."

„Sie sind erst am Anfange und ich habe den Schluß schon hinter mir. Alle Vorurtheile von Liebe und Freundschaft habe ich abgelegt. Ich habe nur noch ein Ding lieb und das ist die Welt im Ganzen, aber wer sich an Einzelheiten hängt, erlebt nichts als Enttäuschung. Auch besitze ich nur einen Freund und der bin ich selbst; früher war er ein Schmeichler, nach und nach fing er an, die Wahrheit zu sprechen, und nun wird er sogar zuweilen unangenehm. Diesem Freunde habe ich mich gewidmet, ich befriedige sein Herz, soviel ich kann, ebenso seinen Geist und seinen Körper, und ich habe die beste Hoffnung, daß wir zusammen auf einem guten Fuße bleiben werden. Aber wenn dieser Freund etwas verlangt, was ich billig finde, so bringe ich es nicht einem Anderen zum Opfer. Verstehen Sie?"

„Sie wollen sagen, daß ich Helene nicht hätte aufgeben sollen."

„Ganz richtig, es sei denn —" und Ems heftete wieder seinen durchdringenden Blick auf Moritz — „es sei denn, daß Sie der Ansicht wären, Fräulein Melersheim würde mit einem Anderen glücklicher als mit Ihnen."

„Niemals! Fritz kann sie nicht so lieben wie ich."

„Dann sind Sie ein Thor, lieber Freund."

„Kann ich die Dinge ändern?"

„Damals nicht, aber vielleicht jetzt. Sie kennen nun die Ursache der Ablehnung und sind überdies im Besitz eines Geheimnisses, um dessentwillen Frau Melersheim ihren Willen vielleicht ändern wird.“

„Aber es wäre unedel, davon Gebrauch zu machen, und überdies habe ich keine Beweise.“

„Vorläufig haben Sie die nicht nöthig — aber vielleicht würde ich Ihnen einen Beweis liefern können.“

„Sie?“

„Ja; ich dächte doch, daß ich genug gezeigt habe, wie gut ich über die Angelegenheiten Ihrer zukünftigen Schwiegermutter Bescheid weiß, so daß Sie mir wohl aufs Wort glauben könnten.“

„Sie sind ein seltsamer Mensch, Herr Ems.“

„Meinen Sie? Vielleicht beweise ich gerade, daß ich ein sehr gewöhnlicher Mensch bin, denn obgleich ich vorhin versicherte, daß ich alle Vorurtheile von Liebe und Freundschaft abgelegt hätte, beschäftige ich mich doch wieder mit diesen menschlichen Leidenschaften.“

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben? Wenn Helene meine Gattin wird, kann ich dann ohne Beschämung an die Mittel zurückdenken, die ich im Verein mit Ihnen anwenden muß, um in ihren Besitz zu gelangen?“

„Sie kennen die Mittel, obgleich ich mich jetzt nicht über Einzelnheiten aussprechen kann. Sagt Ihnen

Ihr Gewissen, daß Sie dieselben anwenden dürfen, so will ich gern nach meinen Kräften helfen. Aber denken Sie zuvor gut darüber nach, und wenn Sie entschlossen sind, so sagen Sie mir Ihr letztes Wort."

Am folgenden Mittag war dieses letzte Wort gesprochen und acht Tage später befanden sich Moritz Stalker und Ems auf der Reise nach Holland. Sobald einmal der Entschluß gefaßt war, hatte Moritz keine Ruhe mehr; sein Verlangen, Helene wiederzusehen, war gemischt mit der unangenehmen Aussicht auf eine Begegnung mit Fritz und zugleich mischte sich der Gedanke ein, daß er der Familie des Gymnasiallehrers, der er so viel zu verdanken hatte, abermals einen harten Schlag versetzen solle. So schwankte er in seinen Gedanken hin und her und war zuweilen daran, den Entschluß der Heimreise wieder aufzugeben. Als er jedoch einmal unterwegs war und täglich mit Ems umging, schwieg die Stimme, die ihn zuweilen auf andere Gedanken brachte, und je näher er der Heimath kam, um so stärker wurde das Verlangen, diesem Zustande ein Ende zu machen, so daß Ems ihn am letzten Tage kaum zurückhalten konnte, denn Moritz hatte die Absicht, noch am Abend weiter zu reisen, wodurch er alsdann mitten in der Nacht in Friedensdamm angekommen wäre. Damit war jedoch Ems offenbar nicht einverstanden. Auffallend schien es, daß

Letzterer seit dem Ueberschreiten der Grenze von vielen seiner Gewohnheiten abwich. In anderen Ländern liebte er es, so viel Aufsehen als möglich zu machen, in den vornehmsten Hotels abzusteigen und zu ungewohnten Stunden anzukommen. In Holland dagegen gab er den Gasthäusern zweiten und dritten Ranges den Vorzug, vermied das Zusammentreffen mit anderen Menschen, und was das Merkwürdigste war, derselbe Mensch, der in fremden Ländern alle Sprachen zu sprechen wußte, schien seine eigene Muttersprache vergessen zu haben. Es war offenbar, daß er zu all diesen Absonderlichkeiten seine guten Gründe haben mußte. Und mit der Beihülfe eines solchen Menschen sollte Moritz sein Ziel erreichen und Helenens Hand erhalten!

Aber es war zu spät, um zurückzukehren; er hatte bereits mit Ems verabredet, daß er nochmals um Helenens Hand anhalten solle, und zwar unter dem Vorwande, daß er von einer Verlobung mit Fritz nichts erfahren habe. Verweigerte Frau Melersheim abermals ihre Zustimmung, so sollte ein Brief mit der Anspielung auf Marie vom Lande ihm eine zweite Unterredung verschaffen, und wenn Frau Melersheim dann immer noch auf ihrem unbegreiflichen Eigensinn verharrte, so wollte Ems Beweise liefern, welche jedes Hinderniß beseitigen mußten.

„Und welche Art Entschädigung werde ich Ihnen

geben können?" fragte Moritz am Abend ihrer Ankunft in einem Dorfe, welches nur eine gute Stunde von Friedensdamm und eine halbe Stunde von Grünstein entfernt lag und wo sie die letzte Nacht zubringen sollten.

„Wer sagt Ihnen, daß ich eine Belohnung verlange?" entgegnete Ems.

„Ihre eigenen Grundsätze. Haben Sie nicht mit den Vorurtheilen von Liebe und Freundschaft gebrochen?"

„Sie haben Recht. Ich handle wirklich in eigenem Interesse. Ueber die Belohnung werden wir später sprechen; es ist mir jedoch lieb, wenn Sie wissen, daß ich eine solche erwarte."

„Doch nicht die Mutter?" fragte Moritz spottend; „die ist bereits halb verlobt mit dem Hauptmann Melchior."

„Die Mutter nicht," antwortete Ems trocken, „aber vielleicht die Tochter."

„Die Tochter?"

„Ja. Sie verlangen ihre Liebe, ich könnte vielleicht eine Freundin in ihr finden."

„Ich zweifle nicht, daß sie das für Sie sein wird," entgegnete Moritz und setzte ermüdet hinzu: „Wollen wir jetzt schlafen gehen?"

„Ja, wir können den Abend für beendet halten," erwiderte Ems und wendete sich mit den Worten zu

dem Besitzer des Gasthauses: „Herr Wirth, unsere Zimmer!“

„Eins oben und eins unten, meine Herren,“ versetzte der Wirth mit wichtiger Miene, „denn ich habe diese Nacht vier Gäste.“

„Was Sie sagen! Ihr Geschäft blüht, wie es scheint.“

„Es geht an, vergangene Woche hatte ich einmal sieben auf eine Nacht.“

„Es ist erstaunlich!“

„Wenn die Herren sich in die Fremdenliste einschreiben wollen, dort liegt sie.“

Moritz öffnete die Fremdenliste und las den letzten Namen: Maibusch von Hochsand. Bevor er sich jedoch selbst einschreiben konnte, drängte Ems ihn zur Seite, nahm die Feder und schrieb zwei Namen hin, die ihm gerade einfielen.

„Aber das sind unsere Namen nicht,“ sagte Moritz auf Französisch zu ihm.

„Ich wünsche auch durchaus nicht, daß jeder Pferdehändler und Manufacturreisender unsere Namen lesen soll,“ entgegnete Ems und wendete sich dann mit den Worten zum Wirthe: „Ich nehme das untere Zimmer,“ dann wendete er sich zu Moritz und sagte: „Gute Nacht. Wenn ich morgen sehr früh wach werde, mache ich vielleicht einen Spaziergang; warten Sie also nicht mit dem Frühstück auf mich.“

Sobald Ems auf seinem Zimmer war, verschloß er die Thür sorgfältig, blies sein Licht aus und wartete, bis über ihm, wo Moritz schlief, Alles ruhig war. Dann öffnete er leise das Fenster, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß draußen Alles still war, sprang er hindurch, schloß, so gut es ging, das Fenster wieder und drückte den Laden fest, worauf er den Weg nach Grünstein einschlug, der ihm offenbar bekannt war.

Es war ungefähr dieselbe Stunde, zü welcher man sich auch in Grünstein zur Ruhe begab, und gerade in demselben Augenblicke, als Marie vom Lande das Kästchen schloß, in welchem ihre Briefe enthalten waren, hörte sie den Klang eines kleinen Steines, der an ihr Fenster geworfen wurde. Es währte nicht lange, so traf ein zweites Steinchen das Glas und es konnte kein Zweifel bleiben, daß irgend Jemand damit ein Zeichen geben wolle. Marie blickte hinaus und sah beim hellen Schein des Mondes eine hohe Männergestalt, die sich von dem weißen Schnee deutlich abhob. Er winkte mit der Hand, und Marie, die an der Erscheinung des Fremden sofort erkannte, daß er kein Einbrecher sei, überlegte einen Augenblick, was sie thun solle. Das Wagniß war am Ende nicht groß und eine Abwechslung in ihrem eintönigen Leben reizte ihre Neugierde. Hatte ihre Mutter nicht gesagt, daß es Menschen gäbe, die ihr auf die Spur zu kommen

suchten? Sie zögerte noch einen Augenblick und öffnete dann das Fenster.

„Bist du da, Marie?“ fragte der Fremde in gedämpftem Tone.

„Ich bin Marie,“ antwortete die Gesellschafterin. „Was wünschen Sie?“

„Daß du mir vor allen Dingen öffnest.“

„Wer sind Sie?“

Die Gestalt gab keine Antwort; aber sie verschwand plötzlich im Schatten der Ulmenbäume.

Marie lauschte noch eine Weile; aber Alles blieb still. Sollte sie Fräulein Sinnheim wecken oder ruhig abwarten, was geschehen werde? Sie blies ihr Licht aus und fuhr fort, mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauschen. Bald darauf hörte sie Jemand die Treppe herunter kommen, und sie erwartete ein paar tüchtige Schläge auf den kupfernen Kessel, der ja für solche Fälle bereit stand. Statt dessen wurde die Gartenthür leise geöffnet. Eine viertel Stunde später hörte sie wieder Fußtritte im Gange, die endlich vor ihrem Zimmer still hielten. Offenbar wurde gelauscht, ob sie noch auf sei. Die Thür bewegte sich fast unhörbar in ihren Angeln, und Fräulein Sinnheim fragte in flüsterndem Tone: „Schlafen Sie schon, Marie?“ Als keine Antwort erfolgte, schloß sie die Thür wieder eben so vorsichtig. Am anderen Morgen verrieth sie weder

durch Wort noch Geberde, daß in der Nacht etwas vorgefallen war. Mit derselben salbungsvollen Stimme wie immer las sie ein Capitel aus der Bibel, nachdem sie für den ruhigen erquickenden Schlaf gedankt hatte.

„Wenn Sie einmal nach Friedensdamm fahren wollen, Marie, so bietet sich heute eine günstige Gelegenheit," sagte sie zu der Gesellschafterin, als das Frühstück vorüber war, „und morgen oder übermorgen können Sie mit dem Postwagen bis zum Dorfe zurückfahren. Die Familie Stalker hat Sie so oft eingeladen und würde Sie gern aufnehmen."

„Hoffentlich eben so gern, wie Sie mich ein paar Tage los sein wollen," antwortete Marie.

Fräulein Sinnheim gab auf diesen Ausfall keine Antwort, sondern setzte Marie aus einander, auf welche Weise sie nach Friedensdamm reisen könne.

„Mein Zimmer kann also bleiben wie es ist?" fragte Marie mit etwas spöttischem Tone.

„Ganz gewiß; aber wenn Sie es wollen, können Sie Ihr Kästchen mit Briefen mitnehmen," entgegnete Fräulein Sinnheim in gemüthlichem Tone, „Sie haben dann des Abends etwas zu lesen."

„Wahrscheinlich werde ich weniger zu hören bekommen."

„Das mag sein," entgegnete Fräulein Sinnheim so ruhig, als habe sie den Sinn der Worte gar nicht

verstanden; „so viel ich weiß, besteht bei Stalker's nicht die gute Gewohnheit, des Abends in der Bibel zu lesen.“

Marie reiste noch denselben Morgen nach Friedensdamm und nahm dorthin ein Briefchen an Helene mit, worin Frau Melersheim ihrer Tochter schrieb, daß sie noch einige Tage auf Grünstein bleiben werde.

Zehntes Capitel.

Besuch, und dazu an einem Donnerstage, gerade an dem Tage, an welchem Frau Stalker ihr Wohnzimmer reinigen ließ und sich mit der Stube ihres Mannes behalf, der seinerseits am Donnerstag Vormittag sorgfältig seine Wohnung vermied; — Besuch, und obendrein das belgische Fräulein, die so eiskalt und gleichgültig war und so gelehrt reden konnte, aber gar nichts von der Haushaltung verstand; und morgen sollte gewaschen werden, und am Sonnabend war der Plättetag! Frau Stalker wünschte Niemand etwas Uebles; aber wenn die Gesellschafterin von Grünstein plötzlich tief nach Belgien versetzt worden wäre, so würde sie sich wohl gehütet haben, sie von dort zurückzuholen.

Der Eindruck, den ihre Ankunft auf die Gattin des Gymnasiallehrers machte, blieb Marien nicht lange verborgen. Er war denn auch nicht schwer zu bemerken. Sie wurde nicht einmal aufgefordert, ihren

Hut abzunehmen und anstatt des Kaffees bekam sie eine Entschuldigung, daß der Kaffee des Donnerstags immer sehr früh getrunken würde. Sie hätte es nicht schlechter treffen können; denn Stalker war auch nicht zu Hause und kam erst sehr, sehr spät aus der Schule; Anna war beschäftigt, das Messing zu putzen, und sie selbst, Frau Stalker, mußte sofort die reinen Gardinen rollen, und dann möchte sie noch gar zu gern, wenn es irgend anginge und sie nicht aufgehalten würde, Stalker's Schreibtisch aufräumen und seinen Papierkorb ausleeren.

Einer Anderen gegenüber würde Frau Stalker dies Alles nicht gesagt haben; aber mit einer Gesellschafterin, und wäre sie auch die Gesellschafterin einer vornehmen Dame, konnte sie offen sprechen, namentlich gegen eine solche, die nichts von der Haushaltung verstand.

„Nicht wahr, Fräulein Marie, das Alles sind Dinge, um die Sie sich nicht zu bekümmern haben und die Ihnen auch schlecht von der Hand gehen würden?“

„Leider ja, verehrte Frau, wie gern möchte ich alle diese Dinge gelernt haben.“

„Stalker raisonnirt wohl zuweilen, daß ich immer mit der Haushaltung beschäftigt bin,“ entgegnete die Frau des Lehrers, „aber in einer Haushaltung wie die meinige giebt es immer etwas zu thun. Nehmen

Sie es nicht übel, wenn ich Sie einen Augenblick allein lasse, ich komme sofort wieder."

„Lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten, ich habe ein paar Besuche zu machen."

„Es thut mir herzlich leid, daß es sich so trifft," fiel Frau Stalker ihr in die Rede und war bereits viel freundlicher, da der Besuch aufstand, um fortzugehen. — „Warten Sie, ich werde Anna rasch rufen."

Anna kam, wie ihre Mutter im Hauskleide, die blonden Locken noch aufgesteckt, und hoch erröthet, theils von der Kälte, theils von der Arbeit und vor Verlegenheit, da sie so zum Vorschein kommen mußte.

„Entschuldigen Sie sich nicht, Anna," sagte Marie, „ich beneide Sie."

Anna lächelte ungläubig und zeigte ihre Hände, welche die Spuren ihrer Beschäftigung trugen.

„Mich beneiden!" sagte sie; „das ist sehr freundlich von Ihnen, Marie, aber wenn Sie einmal in einer kalten Stube meine Beschäftigung verrichten sollten, würden Sie wohl anders reden."

„Wenn die Stube die meinige wäre, die Stube meiner Mutter, würde ich gern jeden Tag darin arbeiten."

In diesem Augenblicke ertönte die Stimme von Frau Stalker, welche Anna nach irgend etwas fragte.

„Ich halte Sie auf," sagte Marie, „eigentlich

kam ich hierher, um bei Ihnen zu logiren, da ich in Grünstein eben so überflüssig war, wie ich es jetzt hier bin."

„Nein, dann dürfen Sie nicht fort," rief Anna, „dann müssen Sie bleiben." Darauf wollte Anna rasch zu Ihrer Mutter eilen.

Aber Marie hielt sie zurück. „Nein," sagte sie, „sagen Sie nichts davon; Ihre gute Mutter ist heute nicht in der besten Laune."

„Es ist ihre Donnerstagslaune, aber die geht vorüber, sobald wir bei Tische sind."

„Ich komme lieber ein anderes Mal, heute werde ich einige Besuche machen."

„Und dann?"

„Das weiß ich nicht. Vielleicht gehe ich dann nach Grünstein zurück, vielleicht fordert mich Jemand auf, zu bleiben. Beunruhigen Sie sich nicht, Anna, ich bin daran gewöhnt, allein durch die Welt zu schweifen. Ich werde meinen Weg schon finden."

„Arme Marie, wenn Sie nirgends ankommen, dann —"

„Komme ich zu Ihnen."

„Wenn der Vater nur zu Hause wäre; er würde Sie nicht gehen lassen."

Frau Stalker kam noch rasch heraus, um Adieu zu sagen, und bald wurde die Thür hinter Marie ge-

schlossen, die mit einem Seufzer die Wohnung des Gymnasiallehrers verließ. Dort wäre sie noch am liebsten geblieben; sie fand daselbst weder die steife Pracht, wie sie in der Wohnung ihrer Mutter herrschte, noch die veralteten Formen und Gebräuche von Grünstein. Einfache Herzlichkeit, aufrichtige Liebe, Heiterkeit und häuslichen Sinn hatte sie dort zu finden hoffen dürfen, und sie würde das Alles auch gefunden haben, wäre sie nur nicht gerade an einem Donnerstage gekommen. Niedergeschlagen durch den Empfang, der ihr in der Wohnung des Gymnasiallehrers zu Theil geworden war, ging sie in Gedanken vertieft durch die Hauptstraße von Friedensdamm, noch unentschlossen, wohin sie sich wenden solle, als sie bei der Wendung um eine Ecke plötzlich einem alten Bekannten gegenüber stand. Einem alten Bekannten? Aber es war ja gar nicht möglich: Moritz Stalker befand sich doch in Italien? Derjenige, den sie für Moritz Stalker hielt, blickte sie jedoch mit derselben Ueberraschung an, und kaum waren sie einige Schritte an einander vorüber, als sie sich Beide umsahen. Sie hatten sich also nicht getäuscht; denn obgleich Moritz im letzten Jahre männlicher geworden war und die Reise sein Gesicht etwas gebräunt hatte, war seine Erscheinung doch nur wenig verändert; und von Marie konnte man sagen, daß sie durch den Wechsel von dem Pensionat nach dem Gute

Grünstein sich verjüngt habe. Aber gerade in dem Augenblicke, als Moritz auf sie zugehen wollte, um die Bekanntschaft zu erneuen, fiel ihm ein, auf welche Weise Marie vom Lande das Mittel sein sollte, um für ihn die Hand Helenens zu gewinnen, und die Scham hielt ihn zurück. Aber seine Zögerung währte nicht lange; denn da auch Marie bei dem Gedanken, daß eine Begegnung mit Moritz Erklärungen über ihre Erlebnisse und ihren jetzigen Aufenthalt mit sich bringen müsse, in eine gewisse Verlegenheit gerieth, so verfolgten Beide ihren Weg weiter, obgleich Jeder mit sich selbst unzufrieden war, daß er der Unterredung aus dem Wege gegangen war.

Moritz wendete sich nach der Wohnung seines Onkels und stand bald vor der Thür. Zweimal zog er die Hand von der Klingel wieder zurück, und als er endlich beim dritten Male den Schall der Glocke wach gerufen hatte, klang ihm derselbe ganz anders als in den Tagen, wo er daselbst noch seinen väterlichen Freund, den Gymnasiallehrer Robert Stalker, die häusliche Frieda, die gute Anna, den fleißigen Fritz und die fünf Lärmmacher, die mit einander zu wetteifern schienen, wer am fröhlichsten aussehen könne, erwarten durfte. Jene Tage waren vorbei, es sei denn —

„Es ist Niemand zu Hause," sagte in diesem

Augenblicke das Dienstmädchen — ein ihm unbekanntes — indem es die Thür nur spaltenweit öffnete, als fürchte es, daß Moritz in die Zimmer hineinsehen könne.

„Niemand? Dann werde ich auf die Familie warten," antwortete er und drang hinein und schritt durch den Gang nach der Wohnstube, während das Dienstmädchen wie versteinert über solche Unverschämtheit an der Hausthür stehen blieb und die Klinke in der Hand behielt.

Frau Stalker ließ vor Schreck den Klingelzug fallen, den sie gerade abstäubte, und dasselbe geschah einer Porzellanfigur, welche Anna in der Hand hielt und die bei dieser Gelegenheit den Hals brach.

„Moritz!" riefen Beide in höchstem Erstaunen. „Was ist geschehen?" fragte Frau Stalker, deren Gesicht den Donnerstagsausdruck ganz verlor. „Sage schnell, weshalb du zurückkommst!"

„Weil meine Reise lange genug gedauert hat," entgegnete Moritz mit gezwungener Heiterkeit.

„Gott sei Dank, mein Junge," versetzte Frau Stalker, welche die Sache so auffaßte, wie sie ihr am wünschenswerthesten war. „Dein Onkel wird sich freuen, er hat in letzter Zeit oft genug über dich gescholten."

Moritz nickte seiner Tante freundlich zu und setzte sich auf den Stuhl, den Anna für ihn frei gemacht hatte.

„Dieser Gast gefällt dir besser wie Marie, nicht wahr, Mama?“ fragte Anna.

„Moritz ist kein Gast, Moritz ist hier zu Hause,“ entgegnete Frau Stalker, „und bei Lichte besehen ist es nun recht gut, daß Marie nicht geblieben ist, da ich nicht wüßte, wo ich sie unterbringen sollte. Moritz würde sich auch wenig darüber gefreut haben, gleich am ersten Tage eine Fremde bei uns zu treffen.“

Natürlich folgte hierauf die Mittheilung, wer die Fremde sei, und schon die ersten Worte genügten, um Moritz zu überzeugen, daß Anna's neue Freundin niemand Anderes war als Marie vom Lande. Die Erzählung wurde bald durch Fragen und Mittheilungen über die Reise abgebrochen; aber es stellte sich von beiden Seiten eine Art von Ungeduld heraus, da man die Hauptpunkte, über welche beide Theile gern Auskunft gehabt hätten, nicht gut berühren konnte. Frau Stalker hätte gern Gewißheit gehabt, daß Moritz vollkommen sein Ziel erreicht habe und von seiner Liebe für Helene geheilt sei, und Moritz hätte für sein Leben gern gewußt, wie es mit Helene stand, und wo sie war; aber keines nannte deren Namen. Dieser Umstand verminderte nach und nach die frohe Stimmung über die Heimkehr des jungen Mannes. Er verfügte sich bald in das Zimmer, welches für ihn oder Fritz stets bereit war, obgleich während ihrer Abwesenheit

Hans davon Besitz genommen hatte, und Frau Stalker nahm mit Anna ihre Beschäftigung wieder auf.

Endlich wurde der Schlüssel in das Schloß der Hausthür gesteckt, und während Mutter und Tochter nach vorn eilten, um die große Neuigkeit zu erzählen, konnte Moritz eine gewisse Aufregung nicht unterdrücken, als er die wohlbekannte Stimme seines Onkels hörte. Er wußte, daß er diesem gegenüber die Hauptfrage nicht umgehen konnte, und daß Stalker sich nicht werde irre führen lassen. Und doch mußte er ihn irre führen; denn Stalker war der Vater seines glücklichen Nebenbuhlers. Was würde er sagen, wenn Moritz gewagt hätte, ihm die Wahrheit mitzutheilen? Und wenn die Versuche, welche er und Ems anwenden wollten, glücklich ausfielen — was würde Stalker dann sagen? — Was sollte denn geschehen? Fritz Stalker's Lebensglück sollte gestört werden, und damit auch das Glück seiner Eltern; er, Moritz, der als Kind bei ihnen aufgenommen und wie ein Kind von ihnen geliebt wurde, sollte dies Alles auf dem Gewissen haben! Daß er mit Anna's Herzen so ruchlos gespielt hatte, war ihm vergeben worden; weder bei dem Lehrer noch bei Frau Frieda war eine Spur der Entfremdung zurückgeblieben, welche anfänglich die Folge seiner Handlungsweise war. Und was sollte Anna sagen, wenn Helene, über welche er damals so leichtsinnig

gesprochen hatte, seine Braut wurde; und wer war Ems, der ihm den Rath gegeben hatte, von der Schande der Frau Melersheim Gebrauch zu machen, um sie zu einer Zusage zu zwingen, die sie verweigert hatte? Und wenn er Beweise hatte für deren Schande, konnte er sie dann als Schwiegermutter achten? Konnte sie ihn achten, wenn er sie auf diese Weise gezwungen hatte, ihm ihre Tochter zu geben? Eine Leidenschaft, bei welcher man überlegt, ist halb besiegt, klang eine Stimme in seinem Inneren; aber dann sah er wieder Helene in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Schönheit vor sich, so reizend, so geistvoll, so naiv, und die Vernunft schwieg wieder, und die Leidenschaft sprach so laut und gebietend, daß Moritz die Augen niederschlagen mußte, und den väterlichen Händedruck nur kühl beantwortete, als der Gymnasiallehrer eintrat.

„Bist du genesen, mein Junge?“ fragte Stalker, und durch die Gläser seiner schildkrötenen Brille warf er einen Blick in das Herz seines Neffen, welcher diesen einer Antwort überhob; „auch dort hast du keinen Frieden gefunden? Ich dachte es mir, denn ich ersah es aus deinen Briefen.“

„Auch dort war kein Friede für mich,“ antwortete Moritz vor sich niederblickend. „Ich will nun meine Studien fortsetzen.“

„Ich hätte es lieber gesehen, daß du noch einige

Zeit in Italien geblieben wärest; denn ich fürchte, daß die Arbeit allein nicht genügen wird, dein Herzweh zu heilen."

Moritz schwieg.

„Ich kenne nur noch eine Kraft," setzte Stalker mit einem liebevollen Blicke hinzu, „die stärker ist als alle Macht der Welt."

„Die Religion?" fragte Moritz, der etwas verwundert war, diesen banalen Rath aus dem Munde seines Onkels zu vernehmen.

„Nun ja, die Religion," antwortete dieser, „aber nicht die äußerliche, an der Form klebende Ausübung derselben, sondern die wahre innerliche Unterordnung des Einzelnen unter die höhere Macht des göttlichen Willens."

Helene! Helene! flüsterte wieder die Stimme in dem Herzen des jungen Mannes, und dieselbe Stimme gab ihm auch die Antwort ein: „Ich bin den Kinderschuhen entwachsen, Onkel, und stehe in einem Alter, wo man weiß, was man sich selbst schuldig ist."

Aber der Lehrer ließ sich nicht irre machen. Weit entfernt von jeder Empfindlichkeit, entgegnete er ruhig: „Ganz recht, Moritz, was ich sagte, war eine persönliche Meinung und durchaus keine Ermahnung, und wenn Andere mich nicht aus deinem Herzen verdrängt haben, weißt du recht gut, wie ich es meine."

Von nun an wurde den ganzen Tag über nur von dem Reiseerlebniß gesprochen, und Helenens Name brachte gar keine Störung in die Unterhaltung.

Als Moritz am Abend in seinem Zimmer allein war, dachte er allerdings wieder fortwährend an Helene; aber Stalker's Bemerkung in Bezug auf die Religion gab seinen Gedanken doch eine veränderte Färbung. Nicht, als ob er plötzlich zu dem Entschluß gekommen wäre, seine Liebe aufzugeben; im Gegentheil, er kämpfte fortwährend gegen die Worte seines Onkels an und rief sich selbst zu: Ich wäre ein rechter Thor, wenn ich mich durch solche Redensarten abhalten ließe, mein Ziel zu verfolgen; wenn die Religion ein Opfer verlangt, mag Fritz es bringen, der sich ja die Aufgabe gestellt hat, religiöse Grundsätze zu verkündigen. Mag er diese Grundsätze bethätigen."

In diesem Augenblicke wurde leise die Thür geöffnet. Moritz blickte etwas entrüstet auf, er glaubte, der Onkel komme, um ihm eine Predigt zu halten, aber so war es nicht. Es war eine weiße Gestalt, die unhörbar in das Zimmer trat und sich Moritz näherte.

Ein Geist?

Allerdings ein Geist. Oder glaubt der Leser nicht an Geister? Wir wohl; wir glauben an gute Geister und an böse Geister, körperlose Geister, die durch Thüren und Mauern dringen und uns zu finden wissen,

wo wir auch sind, und die, wie uns die alten Spukgeschichten der Wahrheit gemäß erzählen, vor keiner Gewalt weichen, sondern nur beschworen werden können. Wir glauben auch an verkörperte Geister mit und ohne Bart, vor denen man Haus und Zimmer verschließen kann, woran man zuweilen gut thun würde, aber meistens erscheinen sie in Augenblicken, wo sie gar nicht erwartet werden, und dann verführen oder bekehren sie uns je nach ihrer Art.

Der Geist, der sich nun näherte, hatte die Gestalt der Frau Stalker im Negligée angenommen, so daß er weiß aussah, wie es sich für einen richtigen Geist schickt, und er hatte ihre Filzpantoffeln angezogen, so daß er unhörbar war, gleichfalls eine Eigenthümlichkeit der Geister.

Es war kein raisonnirender Geist, der mit Vernunftgründen überzeugte, sondern ein bittender Geist, der rührte und das Herz ergriff, mit einem Worte, es war die sanftmüthige Frieda, die für das Glück ihres Sohnes bat und für den Frieden ihres Hauses. „Ich weiß, Moritz," sagte sie, „obgleich Niemand mir es gesagt hat, daß es dir leicht werden wird, Helene für dich zu gewinnen, und ich sehe ein, daß du dazu entschlossen bist, sonst würdest du nicht zurückgekehrt sein; sei großmüthig, Moritz, ich bitte dich für meinen Sohn, mißbrauche die Ueberlegenheit nicht, welche dir

in den Augen der Frauen eigen ist, entreiße meinem Sohn nicht, was er besitzt; dir steht die Welt offen, und für ihn würde dieser Schlag tödtlich sein. Ach, Moritz, mache nicht auch mein zweites Kind unglücklich."

Moritz erbebte bei dieser Ermahnung; es war das erste Mal, daß Frau Stalker mit ihm von seiner Liebe zu Anna sprach. War es unklug von ihr, ihn daran zu erinnern? War der Vorwurf in diesem Augenblicke unpassend? Frau Stalker hatte sicher nicht darüber nachgedacht, und auch Moritz schien nichts Unpassendes darin zu finden. Wenigstens zeigte seine Antwort dies nicht. Es that ihm wohl, sich einmal offenherzig auszusprechen und Alles, was in der letzten Zeit sein Herz bewegt hatte, in eine Brust auszuschütten, die ihm mütterlich zugethan war, und bei der er sich nicht zu schämen brauchte, auch seine Verirrungen und Schwächen einzugestehen. Männer verstehen wohl ihr eigenes Leid; aber das fremde Leid ganz mitzufühlen, ist nur den Frauen gegeben, und Frieda war, trotz ihrer großen und kleinen Wäsche, ihrer Donnerstagsreinigung und ihrem Strümpfestopfen, eine Frau, so gut wie Frau Melersheim, vielleicht noch besser.

Und der Keim, welchen der Gymnasiallehrer am Nachmittag in den Boden gelegt hatte, der durch ihn selbst bearbeitet und fruchtbar gemacht war, dieser Keim wurde unter den belebenden Strahlen von Mutter

Frieda's Liebe zu einer schönen, kräftigen Pflanze, welche dem Hause des Lehrers Stalker zur Zierde gereichte.

* *
*

Marie vom Lande hatte, nachdem sie an Moritz vorübergegangen war, ihren Weg durch die lebhaften Straßen fortgesetzt, anfänglich in der Absicht, einige Freunde von Fräulein Sinnheim, deren Bekanntschaft sie auf Grünstein gemacht hatte, aufzusuchen; aber sie verlor bald die Lust dazu und ging an den Häusern vorüber, wo sie früher einzukehren beabsichtigt hatte. Endlich gelangte sie in jene Gegend, wo der moderne Stil der Häuser die Wohnungen der Aristokratie von Friedensdamm vermuthen ließ. Hinter einer der Fensterscheiben von Spiegelglas bemerkte sie bald das reizende Köpfchen von Helene Melersheim, halb über ein Buch gebeugt, aber doch nicht so vertieft, daß sie nicht jeden Vorübergehenden sehen und die vielen Grüße der vornehmen Spaziergänger beantworten konnte. Kurz vor Marie flanirten einige Herren vorbei, welche sehr zierlich grüßten, aber nur ein ganz kurzes Kopfnicken dafür erhielten. Als Marie dagegen vorüberging, verwandelte sich das steife Kopfnicken in einen freundlichen, intimen Gruß, wodurch Helenens Gesicht noch viel anziehender wurde. Marie beantwortete den Gruß

in derselben Weise und mußte gleich darauf Helenens mimischer Aufforderung Folge leisten und bei ihr eintreten.

Helene kannte die Geschichte Mariens, aber mit einer kleinen dichterischen Ausschmückung, welche Frau Melersheim sich erlaubt hatte. In ihren Augen war Marie das Kind einer Verwandten, einer gewissen Lucie Sinnheim, welche bei der Geburt dieser Tochter gestorben war und die Erziehung des Kindes an Helenens Mutter und Tante Marie überlassen hatte. Marie vom Lande wußte, daß ihre bevorrechtete Schwester auf diese Weise über sie aufgeklärt war, und sie war damit einverstanden, da ein Tropfen mehr im Kelche ihr gleichgültig erschien.

Nachdem die jungen Mädchen sich begrüßt hatten, las Helene den Brief ihrer Mutter, den Marie ihr überbrachte. Sie fand nichts Ungewöhnliches darin, daß Frau Melersheim noch einige Tage auf dem Gute verweilen wollte.

„Setzen Sie sich hierher, Marie, hier haben Sie die beste Aussicht," sagte Helene, während sie einen antiken Stuhl mit breiter Lehne, die mit einer schönen Stickerei bedeckt war, an das Fenster schob.

„Ach, Helene, ich kenne die Menschen ja doch nicht, die hier vorübergehen."

„Dann werde ich sie Ihnen nennen — aber da ist gleich ein Bekannter. Er geht auf das Haus zu.

Gott sei Dank, daß Sie hier sind, sonst müßte ich mit diesem Herrn Maibusch allein sein; denn abweisen lassen kann ich ihn nicht, da er mich bereits gesehen hat."

Herr Maibusch sah bei seinem Eintreten noch etwas röther und aufgeregter aus als gewöhnlich, und er war offenbar so in Erregung, daß er sich kaum die Zeit gönnte, um den Forderungen der gewöhnlichen Lebensart zu genügen und eine Weile am allgemeinen Gespräche Theil zu nehmen, bevor er Helene bat, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

„Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Freundin, Herr von Hochsand," sagte Helene mit unschuldigem Gesichtsausdruck, während sie gleich darauf Marie durch einen Blick zu erkennen gab, daß sie seinen Wunsch sehr lächerlich fand.

„Das glaube ich gern, Fräuleinchen; aber ich habe Geheimnisse vor Anderen."

„Marie kann schweigen wie das Grab, nicht wahr, Marie?" Und dieser Frage folgte wieder ein schalkhafter Blick.

„Ich werde den Herrn nicht hindern, seine Mittheilungen zu machen; darf ich so lange auf Ihr Zimmer gehen, Helene?"

„Allerdings. Wird es lange währen, Herr von Hochsand?"

„Das kommt darauf an," antwortete der Rentier, welcher augenblicklich ganz unempfindlich für den Adelstitel zu sein schien, den ihm Helene fortwährend gab. Er ging im Zimmer auf und nieder, bis Marie nach einem leichten Gruße verschwunden war, dann sah er nach, ob die Thür auch geschlossen sei und fragte: „Was ist mit Anton geschehen?"

„Mit Anton? Weshalb fragen Sie mich?"

„Ich frage Sie, Fräulein Melersheim," entgegnete Maibusch, indem er noch röther wurde, als er schon war, „weil Sie schuld sind an dem Unglück, das mich betroffen hat. Mein Sohn ist verschwunden."

„Er wird wohl wieder kommen," entgegnete Helene ruhig.

„Woher wissen Sie das? Ich frage noch einmal, was ist vorgefallen? Er ist verschwunden, und man hat ihn zuletzt mit Ihnen gesehen, und gestern hat Dina einen Brief an Sie auf die Post gebracht."

„Bis jetzt habe ich keinen Brief erhalten, und was sein Zusammensein mit mir betrifft, so erinnere ich mich dessen nicht."

„Das ist eine doppelte Unwahrheit," entgegnete Maibusch.

„Sie haben mich allein zu sprechen gewünscht; wenn Sie dabei die Absicht hatten, mich zu beleidigen,

so wünsche ich das Gespräch nicht fortzusetzen.“ Nach diesen Worten klingelte Helene.

„Ich danke für Alles,“ sagte Maibusch purpurroth. „Ich komme als Vater —“

„Ich habe dem Diener geklingelt,“ sagte Helene mit einem impertinenten Zug in ihrem reizenden Gesichte, während sie mit der Quaste eines Sophakissens spielte.

„Was!“ rief Maibusch aufspringend, „wenn ich als Vater hierher komme, wollen Sie mir die Thür zeigen! Gut, so werde ich die Polizei holen, und dann wird es sich herausstellen, ob Sie bei der Sache betheiligt sind oder nicht. Wissen Sie wohl, daß Sie die Ursache sind, wenn mein Anton auf den falschen Weg gerathen ist, und daß Sie die Veranlassung sind, wenn er sich jetzt vielleicht ertränkt hat?“

„Josef, sehen Sie einmal nach, ob der Wagen des Herrn Maibusch vor der Thür steht,“ sagte Helene ruhig zu dem eintretenden Diener.

Maibusch wurde todtenbleich vor Wuth. Von einem zwanzigjährigen Mädchen zur Thür hinausgewiesen zu werden, wenn er kam, um seine väterlichen Rechte auszuüben, das war zu stark.

„Sie sind gewarnt,“ rief er, „sofort komme ich mit der Polizei, die Sie wohl Mores lehren wird.“ Damit eilte er aus dem Zimmer und zur Hausthür

hinaus, wobei er den Diener, der ihm lachend nachsah, fast über den Haufen rannte.

Marie hatte inzwischen das Zimmer ihrer bevorzugten Schwester genau durchmustert und die Pracht und den Geschmack bewundert, die überall sichtbar waren. Die Meubles, die Gardinen, das Pianino, die Blumen, Alles war gleich kostbar, gleich prachtvoll; aber Marie vergaß Alles beim Anblick eines meisterhaft ausgeführten Bildes, welches über Helenens Bette hing.

„Um nichts von Allem beneide ich sie," sagte sie zu sich selbst, „nur um dies Eine."

Und wirklich konnte sie Helene darum beneiden, denn ihr war es nicht vergönnt, das Bild ihrer Mutter offen zu zeigen: sie besaß es nicht einmal für sich allein und war zu stolz, um ihre Mutter darum zu bitten. Es war nicht zu verwundern, daß bei den Gedanken, die das Bild in ihr wach riefen, die Zeit rasch verging, und sie wurde überrascht, als Helene, nachdem Maibusch fortgegangen war, zu ihr in das Zimmer trat und ihr den Verlauf des Gespräches erzählte, wobei sie am Schlusse lachend hinzusetzte: „Ich hätte wahrlich nicht gedacht, daß der Bursche dazu noch fähig sei."

„Also wissen Sie doch um die Sache?" fragte Marie.

„Ja und nein; es ist nicht meine Schuld, wenn Jemand mir den Hof macht, mir Aufmerksamkeiten

beweist, Fensterparaden macht und mir endlich mit Entführung droht. Es ist zu lächerlich! Dort liegt der Brief, Sie können ihn lesen."

„Und Sie haben Maibusch gesagt, daß Sie nichts von einem Briefe wüßten?" fragte Marie, ohne den Brief zu nehmen.

„Aber glauben Sie denn, daß ich den Empfang eines so albernen und beleidigenden Schreibens eingestehen werde? Ich habe durch das Dienstmädchen aussprengen lassen, daß sie gestern Abend mit mir nach Grünstein reisen müsse, und daß wir unterwegs in der Herberge anhalten würden. Anton ist dumm genug gewesen, daran zu glauben, und hat nun jedenfalls einen Entführungsplan entwerfen wollen. Man wird ihn auslachen, das ist Alles, was daraus entstehen kann."

„Aber Helene," sagte Marie ernsthaft, „Sie sind verlobt!"

„Nun ja, deshalb habe ich mich ja auch nicht entführen lassen," lachte die muthwillige Helene.

„Die Verlobung müßte Ihnen zu heilig sein, um sich auf solche gewagte Scherze einzulassen."

„Zu heilig! Mir zu heilig! Und weshalb zwingt man mich gegen meinen Willen zu dieser Verbindung? Weshalb soll ich gezwungen werden, ein Versprechen zu geben, das ich niemals erfüllen kann? Weshalb

zwingt man mir vor Gott und dem Gesetze einen Mann auf, für den ich niemals Liebe empfunden habe? Zu heilig! Wenn ein solches Band heilig wäre, würde man nicht auf Kosten meines Glückes damit Spott treiben."

„Sie übertreiben, Helene; Sie werden mit Fritz Stalker glücklich, sehr glücklich werden, obgleich Ihre Mutter diese Wahl getroffen hat. Wenn Sie ihn erst besser kennen, werden Sie ihn achten und lieben, und sind Sie erst seine Frau geworden —"

„So soll er es erfahren, daß eine Frau sich nicht zwingen läßt. Er wird mein Glück zerstören, aber das seinige auch. Ich soll die Frau eines Dorfgeistlichen werden! An die Stelle unseres Salons soll die Pastorei mit einem Gemüsegarten treten, statt der Concerte, Bälle und Opern wird mir eine Bank in der Kirche zu Theil. Wenn ich Mama nicht so sehr liebte, würde ich glauben, daß ihr mein Glück dabei durchaus nicht am Herzen gelegen hat."

„Aber Helene, Sie haben doch nun einmal Ihre Zustimmung gegeben."

„Ja, das habe ich, aber unter welchen Umständen? Ich liebte einen Anderen, Marie, liebte ihn von ganzer Seele, aber er betrog mich, wie er Andere betrogen hat, und in meiner Entrüstung hierüber habe ich in einem Augenblicke, als mir meine Mutter die über-

zeugenden Beweise seiner Verrätherei gab, meine Zustimmung zur Verlobung mit Fritz Stalker gegeben — und das nennen Sie ein heiliges Band! Aber brechen wir davon ab," fuhr Helene plötzlich in einem ganz anderen Tone fort, „noch ist es ja nicht so weit. Wenn Maibusch die Thorheit seines Sohnes weiter erzählt — und daran zweifele ich nicht — so wird der streng denkende Stalker mich gar nicht mehr zur Frau haben wollen, und Helene Melersheim wird dann zum zweiten Male ausgeschlagen. Und doch sagt die Welt, daß ich schön bin, und doch werde ich gefeiert, wo ich erscheine, und doch nennt man mich eine glänzende Partie!"

Marie hatte aufmerksam den leidenschaftlichen Worten ihrer Schwester zugehört. Nun schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte: „Ich würde mein halbes Leben geben, um ein Jahr an Ihrer Stelle zu sein. Dann hätte ich eine Mutter, eine Heimath, und ich würde nichts weiter wünschen und bedürfen."

„Wer so ruhig im Gemüthe sein könnte, wie Sie, Marie! Man sollte nicht denken, daß Moritz Stalker auch Sie betrogen hat."

„Mich? Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Meine Mutter. Sie hat mir erzählt, daß Moritz Sie aus dem Pensionat entführt hat, in welchem Sie Lehrerin waren."

„Dann hat Ihre Mutter die Unwahrheit gesagt,“ entgegnete Marie stolz. „Ich habe Moritz Stalker ganz zufällig auf einem Spaziergange bei Brüssel kennen gelernt, und da es mich interessirte, daß er mit Leuten genau bekannt war, die auch mir nahe stehen, so faßte ich Vertrauen zu ihm; seine Begleitung war mir auf der Reise von Brüssel nach Lüttich erwünscht. Aber er hat mich nicht entführt, und niemals ist ein Wort von Liebe zwischen uns gewechselt worden.“

„Ich hatte keinen Grund, der Erzählung meiner Mutter zu mißtrauen, da ich weiß, daß er auch Anna Stalker betrogen hat, aber die scheint es weniger zu empfinden.“

„Ist es denn niemals zu einer Erklärung zwischen Ihnen Beiden gekommen?“ fragte nun Marie.

„Wie wäre das möglich gewesen. An demselben Tage, als ich erwartete, daß er mit meiner Mutter sprechen werde, ging er plötzlich auf Reisen. Meine Mutter hat mir geschworen, daß er nicht bei ihr war, um meine Hand von ihr zu erbitten; sie hat mir dann erzählt, daß er Anna Stalker betrogen und Sie entführt habe, und darauf habe ich, nur um mich zu rächen, meine Zustimmung zur Verlobung mit Fritz gegeben. Mutter! Mutter! Du bist die Ursache meines Unglücks, und ich weiß nicht, was dich dazu bewegen konnte, so an mir zu handeln.“

„Ich begreife, Helene, daß Sie Frau Melersheim hassen könnten, wenn dieselbe nicht Ihre Mutter wäre,“ sagte Marie düster; „und doch sind Sie ihr rechtmäßiges Kind.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Helene, welche sich dagegen sträubte, in den Worten ihrer Freundin die Bestätigung einer Vermuthung zu finden, welche schon mehrmals bei ihr aufgetreten war.

„Auch ich würde das Recht haben, dieses Bild in meinem Zimmer aufzuhängen,“ sagte nun Marie, indem sie auf das Porträt der Frau Melersheim deutete.

„Ich dachte es! Nun wohl, nimm es hin!“ rief Helene leidenschaftlich aus, während sie das Porträt von der Wand riß und es auf den Tisch warf. „Ich kann es nicht mehr mit Liebe ansehen und kann nun auch keine Achtung mehr davor haben — vergieb mir, Marie, Schwester, das Wort entschlüpfte mir — ich bin zu tief unglücklich!“

„Und ich?“ war Mariens eiskalte Frage; „glaubst du, daß mein Loos beneidenswerther ist? Ich mußte dir verschweigen, daß ich deine Schwester sei; ich hatte es gelobt; aber nun halte ich mich von diesem Gelöbniß entbunden, da unsere Mutter selbst mich bei dir verläumdet hat.“

„Daß sie mich auch hierin betrügen konnte!“ schluchzte Helene, indem sie ihren Arm um Mariens

Hals schlang. „An dir hätte ich eine Freundin, eine Stütze gehabt; aber fortan wirst du mir das sein, nicht wahr? Du bist verständiger, besonnener als ich, du hast mehr Erfahrung — willst du mir die Mutter ersetzen?"

„Ich will zeigen, daß ich deine Schwester bin, Helene. Siehe, ich habe dich bisher immer beneidet; ich dachte, daß für dich nur der Sonnenschein des Lebens, für mich der Schatten desselben vorhanden sei. Jetzt sehe ich, daß auch du dein Leiden zu tragen hast, obgleich es minder schwer, weil nicht so hoffnungslos als das meinige ist. Willst du wohl glauben, Helene — mit Beschämung gestehe ich es — daß ich dich jetzt erst lieb haben kann. Aber kannst du mir gut sein?"

„Doppelt, weil du noch unglücklicher bist als ich."

„Nun wohl, so wollen wir suchen, uns gegenseitig das zu sein, was wir anderwärts vergeblich suchen würden, und fällen wir kein Urtheil über diejenige, die uns das Leben schenkte. Wir stehen, Helene, laß uns darauf achten, daß wir nicht fallen."

„Ich lasse dich nicht mehr von mir fort," setzte Helene hinzu, „Mama kann es mir nicht verweigern."

Während Helene und Marie den Tag zusammen verlebten, über ihre Vergangenheit und ihre Zukunft sprachen, gab sich Maibusch die größte Mühe, das Verschwinden seines Sohnes öffentlich bekannt zu

machen. Es hätte nur noch gefehlt, daß er ihn hätte durch den Ausrufer suchen lassen; die gewöhnliche Anzeige im Tageblatt mit der Personalbeschreibung Anton's und der rührenden Bitte, er möge zurückkommen, die betrübten Eltern würden ihn mit Liebe empfangen, blieb nicht aus. Es wurde sogar demjenigen eine Belohnung versprochen, der irgend eine Auskunft über den Entschwundenen geben könne. Bei der Polizei hatte Maibusch jedoch wenig Trost gefunden; man hatte sich dort geweigert, das Haus der Frau Melersheim zu untersuchen und Helene gefänglich einzuziehen. Nach vielem Drängen und Bitten von Seiten des in tausend Aengsten schwebenden Vaters hatte sich die Polizei herbeigelassen, ein paar ihrer Leute in die Nähe des Melersheim'schen Hauses zu postiren, um zu sehen, wer da ein- und ausgehe. Aber es ging Niemand heraus als das Hausmädchen, welches durch einige Straßen sich von einem Corporal begleiten ließ und viel zu sehr mit eigenen Liebesangelegenheiten beschäftigt war, um sich um diejenigen ihres Fräuleins zu bekümmern. Die Köchin kam nur einmal an die Thür, um ihrem kleinen Bruder ein sehr verdächtiges Päckchen zu übergeben; aber dieses Päckchen schien nur Kalbsbraten zu enthalten. Joseph, der Hausknecht, öffnete einmal die Hausthür und sah nach der Luft, zuerst rechts und dann links, und darauf schloß er die Thür wieder.

Alle diese Einzelnheiten, welche der Rapport meldete, gaben keine genügenden Aufklärungen, und es wurden den folgenden Tag wieder einige Diener der Gerechtigkeit ausgesandt.

In Maibusch's Wohnung herrschte inzwischen die größte Unruhe und Verwirrung. Dina saß im Arrest auf einer Bodenkammer, von welcher Maibusch den Schlüssel in der Tasche hatte. Er war anfänglich nicht abgeneigt gewesen, sie nach Sclavenart zu züchtigen; aber er kam wieder davon ab, und sie war nun vorläufig auf Wasser und Brot gesetzt, ausgenommen, was ihre Kameraden ihr durch das Dachfenster zureichten.

Die unglückliche Dina war die Einzige, welche er seine Rache fühlen ließ, denn Niemand schien von Anton's Plänen etwas gewußt zu haben, und auch sie hatte keinen weiteren Antheil an dem Ereigniß, als daß sie einen Brief für Massa Anton — auf die Beibehaltung des Wortes Massa legte Maibusch großes Gewicht — besorgt und dafür fünf Groschen empfangen hatte, wofür sie sich ein Paar weiße baumwollene Handschuhe gekauft hatte, welche als Corpus delicti von Maibusch sorgfältig aufgehoben wurden. Die übrigen Dienstboten wußten vielleicht mehr davon, aber da sie keine Neigung hatten, sich einsperren zu lassen, so schwiegen sie und waren der Meinung, Herr

Maibusch möge selbst sehen, wie er auf die Spur komme.

Alle Nachforschungen blieben jedoch vergeblich. Herr Bärmann erbot sich, nach Amsterdam zu reisen, und während andere Mitglieder der Familie in der Umgegend der Stadt Erkundigungen einzogen, schlenderte der Hausfreund, natürlich auf Kosten des betrübten Vaters, in den Straßen von Amsterdam umher und trank ein Glas Punsch nach dem anderen, ohne sich wesentlich um den verlorenen Sohn zu bekümmern.

So ging der Tag vorbei und der Abend und die Nacht, ohne daß Anton gefunden wurde. Endlich kam der Morgen, und Maibusch, welcher seit Anton's Geburt zum ersten Mal wieder eine schlaflose Nacht gehabt hatte, ging noch vor dem Anbruch des düsteren Wintertages wieder aus, um bei der Polizei Nachrichten einzuziehen und Alles in Bewegung zu setzen, um dem Entschwundenen auf die Spur zu kommen.

Auf der Polizei hatte man noch nichts erfahren; aber als Maibusch bei Stalker's Wohnung vorüberging, fiel ihm ein, daß dieser vor Kurzem in derselben Lage gewesen sei und seinen Neffen gleichfalls aufgefunden habe. In jedem Falle konnte man ihn um Rath bitten, und Maibusch ließ sich also bei dem Gymnasiallehrer anmelden.

Stalker war den Abend vorher durch das Ge-

plauder mit Moritz von der Arbeit abgehalten worden und suchte nun das Versäumte eifrig nachzuholen. Er war zwar nicht wenig erstaunt, daß Maibusch so früh schon nach ihm fragte, aber er konnte die Unterredung doch nicht gut verweigern.

Maibusch erzählte nun ganz ausführlich dem ungeduldig zuhörenden Lehrer die Angelegenheit und nannte dabei den Namen Helenens.

„Und ist sie mit ihm?" fragte Stalker erschreckt.

„Die Person sagt, daß sie gar nichts davon wisse."

„Das wird wohl auch so sein," antwortete Stalker; „wenn Sie jedoch gekommen sind, um sich Rath bei mir zu holen, so muß ich bedauern, daß ich für solche Fälle keinen Rath weiß."

„Und als damals Moritz weggelaufen war?"

„Moritz ist niemals weggelaufen, so viel ich mich erinnern kann."

„Sie werden doch nicht ableugnen wollen, daß Ihr Neffe außer Landes ist?"

„Dem widerspreche ich auf das Bestimmteste, da ich ihn hier nebenan im Zimmer höre." Mit diesen Worten öffnete der Gymnasiallehrer die Thür und winkte Moritz, der mit einem sehr kühlen Gruße gegen Maibusch in das Zimmer trat.

„Wissen Sie mir denn nicht einen Rath zu geben, Herr Stalker," flehte Maibusch, „mein Sohn, mein

Anton ist verschwunden. Ich habe bereits Alles gethan, um seine Spur zu entdecken, ich habe sogar," fügte er bedeutungsvoll hinzu, „demjenigen eine Belohnung versprochen, der mir seine Spur nachweisen kann."

„Auf die Belohnung verzichte ich," entgegnete Moritz, „aber seine Spur glaube ich Ihnen nachweisen zu können." Und er gab darauf eine Erklärung, welche sich darauf stützte, daß er selbst den jungen Maibusch in dem Wirthshause des Dorfes bei Grünstein hatte ankommen sehen.

„Wollen Sie mich begleiten?" fragte Maibusch, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen war.

„Und weshalb?"

„Wenn der Wirth meinen Sohn verleugnen wollte."

„Dann würde vielleicht Ihre hervorgehobene Belohnung von günstiger Wirkung sein," entgegnete Moritz sehr kühl und setzte ebenso hinzu: „Wünschen Sie sonst noch etwas zu wissen?"

„Danke, danke," rief Maibusch und sprang zur Thür hinaus, um sofort seinen Wagen anspannen zu lassen und den Weg einzuschlagen, den Moritz ihm angewiesen hatte.

Elftes Capitel.

Die geheimnißvolle Gestalt, die zu einer so ungewöhnlichen Stunde die Bewohner des stillen Grünstein beunruhigt hatte, mochte noch so schnell in den Schatten zurückgetreten sein, sie ist doch unzweifelhaft durch unsere Leser erkannt worden. Vielleicht — denn es giebt auch indiscrete Leser, die in solchen Fällen in die Rechte des Schreibers treten — wird Ems auch keine geheimnißvolle Person mehr für dieselben sein, und es wird sie nicht wundern, wenn er am folgenden Abend nach Grünstein zurückkehrt und auf dieselbe verborgene Weise dort eingelassen wird, obgleich Frau Melersheim noch immer der Gast ihrer Schwester ist. Auch diese schien indessen von seiner Ankunft unterrichtet zu sein, denn sie ließ bei seinem Eintreten nicht die geringste Verwunderung merken, und nur die fahle Blässe, welche ihr Gesicht überzog, bewies, daß seine Erscheinung ihr unangenehm war. Sie grüßte steif und schweigend, auch Ems vergaß seine gewöhnliche

Höflichkeit Damen gegenüber und setzte sich nach einem flüchtigen Gruße auf den Stuhl am Kamin nieder, den Fräulein Sinnheim ihm angewiesen hatte.

„Du hattest meine Ankunft nicht erwartet?“ redete er Frau Melersheim an, nachdem ihre Schwester das Zimmer verlassen und sich nach der Bibliothek begeben hatte.

„Daran bin ich gewöhnt,“ war die kühle Antwort.

„Ich komme diesmal jedoch weder um deinet- noch meinetwillen, ich komme aus anderen Gründen. Du begreifst wahrscheinlich wohl, weshalb ich hier bin.“

„Es würde mir angenehm sein, wenn ich es nicht zu errathen brauchte.“

„Das Glück unserer Tochter führt mich hierher.“

„Ich wußte nicht, daß Ihnen das am Herzen liege.“

„Ich weiß, daß du die Sorge dafür übernommen hast; aber da es sich nun um ihre Verheirathung handelt, wünsche ich mein Recht geltend zu machen.“

„Sparen Sie die Mühe; Helene ist mit einem talentvollen jungen Manne verlobt, der einen rechtschaffenen Charakter besitzt.“

„Deren giebt es mehr; die Verlobung ist noch nicht öffentlich bekannt, und ich verlange daher, daß ein anderer junger Mann, der bereits um Helene angehalten hat, mit einem Worte, daß Moritz Stalker den Vorzug erhält.“

„Ihre Fürsorge und Ihr Wunsch kommen zu spät, ich habe mein Wort gegeben und Helene gleichfalls. Der Sohn des Gymnasiallehrers Stalker ist ihr Bräutigam.“

„Dann wirst du dein Wort brechen müssen.“

„Niemals!“

„Ich wußte nicht, daß du in diesem Punkte ein so zartes Gewissen hast,“ entgegnete Ems mit spöttischem Lächeln. „Seit wann ist das Wort der Frau Melersheim so heilig geworden?“

„Seitdem sie das Beispiel des Herrn Melersheim nicht mehr vor Augen hat.“

„Dieses Mal wirst du indessen deine alte Gewohnheit wieder einmal in Anwendung bringen müssen; Helene wird Moritz Stalker's Frau.“

„Ich glaube, daß ich die Einzige bin, die darüber zu bestimmen hat. Die Welt kennt nur die Wittwe Melersheim.“

„Aber diese Wittwe Melersheim kennt ihren Mann doch noch.“

„Die Todten haben kein Recht mitzureden.“

„Doch wohl, wenn sie die Macht besitzen, wieder einen Körper anzunehmen. Aber bis zu diesem Aeußersten wirst du mich wohl nicht bringen wollen.“

„Das hängt ganz allein von Ihnen ab.“

„Ich gestehe, daß ich meinen jetzigen Zustand nicht

gern verändern möchte, aber wie mir scheint, ist kein Zweifel, daß du dadurch am meisten verlieren würdest; denn du würdest nicht allein die Freiheit und den guten Namen einbüßen, sondern dann erst recht meinem Willen gehorsam sein müssen."

„Drohen Sie nicht mit etwas, was nicht mehr in Ihrer Macht liegt," sagte hierauf Frau Melersheim mit einem höhnischen Lächeln, „Sie sind todt, Herr Melersheim, Ihr Leichnam gehört den Wellen an, und die Standesamtsregister würden gegen Ihre Behauptung protestiren."

„Wenn die Wittwe Melersheim dessen so gewiß ist, wundert es mich nur, daß sie noch keine andere Heirath geschlossen hat; an Verehrern fehlt es ihr nicht."

„Ich weiß, daß Sie leben," antwortete Frau Melersheim mit Würde, „und für eine Frau von Ehre ist dies Bewußtsein mächtiger als das Gesetz."

„Diesem mächtigen Bewußtsein darf man es jedenfalls dann auch zuschreiben, daß man Sie bereits die Braut des Capitän Melchior nennt," entgegnete Melersheim sehr kühl. „Aber Sie wissen, daß mir dies gleichgültig ist, und daß Sie unbeschränkte Freiheit genießen."

„Das erfahre ich soeben. Die Freiheit, die Sie mir lassen, ist drückender, als der Despotismus eines Ehegatten. Sie sagen, daß ich frei sei, aber nur, um

mich, wenn ich von dieser Freiheit Gebrauch machen wollte, mit Schande zu beladen. Vor der Welt bin ich Wittwe, aber wenn ich es wagen wollte, diesem Zustand ein Ende zu machen, würden Sie auftreten, um mich eines entsetzlichen Verbrechens anzuklagen. Darauf hoffen Sie, dahin zielen Ihre Besuche, die mir in längeren oder kürzeren Zwischenräumen zu Theil werden, aber Sie hoffen vergeblich; Sie können Ihre Frau unglücklicher, aber nicht schlechter machen, als sie ist."

„Wenn ich Ihre Schande beabsichtigt hätte, wäre das Mittel dazu längst in meiner Hand; aber ich habe es vorgezogen, Richter in meiner eigenen Sache zu sein. Meine Ehre blieb ungeschändet, ebenso die meiner Frau, aber das Verbrechen hat doch seine Strafe erhalten."

„Und es ist der Sohn desselben Stalker, für den Sie jetzt so eifrig Partei nehmen. Das ist ein Charakterzug, den ich nicht an Ihnen kannte, oder bildet dies vielleicht auch einen Theil Ihrer Rache?"

„Der Vater wurde durch mich bestraft, den Sohn habe ich dadurch unglücklich gemacht, und dies will ich wieder ausgleichen."

„Wiederum auf Kosten derjenigen, die Sie einst glücklich zu machen versprachen."

„Lassen Sie doch die alten Geschichten ruhen.

Auch Sie haben einst Liebe und Treue versprochen und beide nicht gehalten."

„Nachdem Sie das Beispiel gegeben und mich verlassen hatten, um mit Ihren Genossen in fremden Ländern und anderen Welttheilen umherzuschweifen. War das eheliche Treue?"

„Und als ich zurückkehrte, fand ich Sie im Begriff, mit einem Anderen in die Ehe zu treten. War das die Treue der Gattin?"

„Sie wissen, daß die falsche Nachricht Ihres Todes, die rechtskräftig bestätigt war, mich irre geleitet hatte."

„Und dieser falschen Nachricht hatte ich es zu danken, daß meine Frau die Geliebte eines anderen Mannes geworden war! Wären Sie mit ihm verheirathet gewesen, so würde ich geglaubt haben, daß Sie von meinem Tode überzeugt seien; so aber ließ mich Ihr eigenes Betragen das Gegentheil annehmen."

„Sie waren todt für mich und kamen nur wieder, um ein Mörder zu werden."

„Im Gegentheil, ich kam, um Sie zu retten. Wäre ich gefallen, so hätte Stalker Ihre Ehre wieder herstellen können; als er fiel, bot ich Ihnen an, das Vergangene zu vergessen, aber Sie weigerten sich."

„Wahrscheinlich nennen Sie dies eine Aufopferung von Ihrer Seite?"

„Wenn ein Opfer gebracht wurde, geschah es jedenfalls durch mich. Sie sind geblieben, die Sie waren; ich habe meinen Namen aufgegeben und meinem Vaterlande für immer den Rücken gekehrt; ich habe nicht einmal mein Kind von Ihnen gefordert.“

„Ein Kind, das Sie so leicht verlassen hatten — dieses Opfer dürfte Ihnen nicht schwer gefallen sein.“

„Und dennoch habe ich dieses Kind geliebt, und weil ich es noch liebe, darum habe ich den Schritt gethan, der mich hierher geführt hat.“

„Der aber trotzdem vergeblich sein wird. Helene ist die Verlobte von Fritz Stalker; wollen Sie dieses Band zerbrechen, so kann es Ihren Ränken vielleicht gelingen, aber niemals, hören Sie, niemals wird Helene die Frau von Moritz Stalker werden.“

Sie sprach diese Worte nicht mit Leidenschaft, aber mit einer so kalten Entschlossenheit, daß Ems — wir wollen ihm diesen Namen nur wieder geben, da er vor der Welt keinen anderen mehr trug — die Ruhe, die er bis dahin bewahrt hatte, verlor und in heftigem Tone sagte: „Es ist nicht das erste Mal in unserem Leben, daß Ihr Wille dem meinigen gegenübersteht. Mein Wille hat stets gesiegt und er wird es auch diesmal, das schwöre ich Ihnen. Will Frau Melersheim vor den Augen der Welt die schuldige Mutter Mariens vom Lande und die ehebrecherische

Gemahlin sein, der das Recht auf ihre gesetzliche Tochter genommen wird, oder zieht die Wittwe Melersheim vor, freiwillig die Hand ihrer Tochter einem Manne zu geben, der durch Namen und Vermögen Ansprüche auf diesen Vorzug erheben darf?"

„Ich glaube die entsprechende Partie für meine Tochter gefunden zu haben. Indem ich sie mit dem Protegé meiner Schwester verbinde, dessen Beruf ihn einem Kreise anschließt, in welchem Helene keinen Versuchungen unterworfen ist, dessen Talente ihrer Mutter Ehre machen und dessen Charakter ihr den dauernden Besitz einer ruhigen aufrichtigen Liebe verbürgt, glaube ich das Wohl meines Kindes besser zu wahren, als wenn ich ihr einen Mann mit weltlichen Gesinnungen gebe."

„Ist dies Ihr letztes Wort?"

„Unwiderruflich."

„Du zwingst mich also, zum Aeußersten meine Zuflucht zu nehmen? Wohlan, es sei!" Ems stand auf und näherte sich der Thür. Schon legte er die Hand auf die Klinke, als seine Gattin sich vor ihn stellte.

„Melersheim," sagte sie langsam; „ich bin ganz ruhig, meine Hand mag es bezeugen," und sie legte die eiskalten Finger auf die Hand ihres Gatten; „was ich gesagt habe und sagen werde, ist nicht in Heftigkeit

oder Aufregung gesprochen. Ich bin vollkommen Herrin meiner Gedanken, und ich wiederhole noch einmal: Helene wird niemals die Frau von Moritz Stalker werden."

„Wir werden sehen," antwortete Ems und verließ das Zimmer. Einige Augenblicke später war er auf dem Wege nach dem Dorfe, woselbst er Wohnung genommen hatte.

Als Fräulein Sinnheim sich wieder in das Wohnzimmer begab, fand sie ihre Schwester bewegungslos auf dem Sopha sitzend, eben so eiskalt, als Ems sie verlassen hatte, und weder durch Wort noch Zeichen den Beweis gebend, daß sie den Eintritt einer anderen Person bemerkte. Das alte Fräulein hatte bereits eine Stunde lang mit ihrer Handarbeit bei dem Kamin gesessen, bevor Frau Melersheim aus ihrem Zustand der Betäubung erwachte und, beide Hände vor das Gesicht pressend, ausrief:

„O Marie, Marie, ich werde wahnsinnig!"

„Du bist etwas aufgeregt," antwortete die Besitzerin von Grünstein in besonnenem Tone, indem sie ruhig von ihrer Arbeit aufsah. „Menschen, welche sagen, daß sie wahnsinnig werden, behalten ihren Verstand. Gehe zu Bett, Schwester, wenn du geruht hast, wirst du gefaßter sein."

„Ruhen! Ich kann nicht mehr ruhen," rief Frau

Melersheim verzweiflungsvoll aus, und ihr sonst so anziehendes Gesicht zeigte dabei die Spuren einer solchen Aufregung, daß selbst Fräulein Sinnheim etwas besorgt wurde und ängstlich fragte:

„Soll ich nach der Stadt schicken?"

„Warum? Nach wem? Weshalb? Niemand kann mir helfen — selbst der Tod nicht!"

„Einer ist, der dir helfen kann. Wenn du dein Herz vor ihm ausschüttest, als bußfertige Sünderin um Vergebung bittest und Reue zeigst, dann wird er dir seine Hülfe nicht vorenthalten."

„Du meinst Melersheim?"

„Ich spreche nicht von Menschen, Betty, du hast gegen Melersheim übel gehandelt, aber noch viel mehr gegen Gott. Wärest du ihm getreu geblieben, so würdest du vielleicht gestrauchelt haben, aber niemals so tief gesunken sein, du würdest auch jetzt noch Ruhe und Trost finden können und die Kraft haben, deine Sünden einzugestehen."

„Aber du weißt nicht, was er will!" rief Frau Melersheim aus, ohne auf die Worte ihrer Schwester Acht zu geben, die diese in strengem, strafendem Tone ausgesprochen hatte. „Du weißt nicht, was er will — er will Stalker's Sohn mit Helene verheirathen. Das darf nicht sein! Das ist nicht möglich, und doch verlangt er es! Ich werde darüber wahnsinnig."

Frau Melersheim verbarg ihr Gesicht in den Händen und preßte den Kopf auf die Ecke des Sophas. Ihre Schwester starrte nachdenkend vor sich hin, und man hörte längere Zeit nichts als den eintönigen Klang der Hausglocke, die zur Abendversammlung rief.

„Betty, wenn du Melersheim gegenüber zu schweigen fortfährst, werde ich sprechen,“ sagte endlich Fräulein Sinnheim; „ich bin lange genug stillschweigend Zeuge deiner Verbrechen gewesen und fühle mich dadurch mitschuldig daran, aber nun muß es ein Ende nehmen, und ich selbst werde zu Melersheim gehen.“

„Thue es, Marie! Thue es! Sage ihm Alles, ich werde die Folgen gelassen tragen,“ entgegnete Betty in gedämpftem Tone.

„Das Bekenntniß deines Verbrechens wird dir Ruhe geben, gestehe es auch demjenigen, der dir Vergebung schenken kann.“

Das eintönige Klingen der Glocke schwieg einen Augenblick, und langsam dröhnten die zehn Schläge, welche die Dienstboten von Fräulein Sinnheim in das Wohnzimmer riefen. Frau Melersheim begab sich auf ihr Zimmer, und die Besitzerin von Grünstein öffnete die Bibel und hielt ihre gewöhnliche gottesdienstliche Uebung, worauf sie das Dankgebet sprach. Aber das Alles währte viel weniger lang als gewöhnlich. Der „Rentmeister“ — als solcher war Ems bei den Dienst-

boten in Grünstein bekannt, wo seine Besuche zwar selten vorkamen, dann aber jedesmal mit der Anwesenheit der Frau Melersheim zusammenfielen, weshalb man seine Anwesenheit mit der Ordnung finanzieller Angelegenheiten im Zusammenhang glaubte — der Rentmeister hatte diesmal wahrscheinlich nicht viel Gutes zu berichten gehabt, und die alte Köchin war der Meinung, sie werde sich nicht wundern, wenn Frau Melersheim ihr Vermögen verloren habe, denn so würden die Gottlosen bestraft.

Inzwischen war der Rentmeister nach dem Gasthause zurückgekehrt. Dort hatte er sich Papier und Dinte bringen lassen, eine Flasche guten Weins bestellt und machte nun alle Anstalten, wie Jemand, der einen langen Brief schreiben will. Aber es blieb bei den Anstalten; es kam nicht einmal zu einem Anfang, wie ernsthaft Ems auch nachdachte, den Kopf in die linke Hand gestützt und die Feder in der rechten, wie aufmerksam er sich auch einschenkte und sein Glas wieder leer trank, die Anrede „Werther Herr und Freund" blieb vereinsamt auf dem Papier stehen, denn es fanden sich die Worte nicht für das, was er zu sagen hatte.

Endlich warf er die Feder fort. Warum sollte er auch nicht mündlich sagen können, was er seinem jungen Freunde, Moritz Stalker, mitzutheilen hatte.

Aber nein! wie konnte er Jemand in das Gesicht sagen: Mein Herr, ich habe Ihren Vater ermordet. Ermordet? Nein, es war ein ehrliches Duell, wo Leben gegen Leben stand. Aber war es nicht seine Schuld, daß die unwahre Todesnachricht allgemeinen Glauben fand? Weshalb hatte er nichts von sich hören lassen? Weshalb war er überhaupt auf das ganze frevelhafte Spiel eingegangen? Konnte der unwiderstehliche Trieb, die Welt zu durchstreifen, als Entschuldigung gelten? Konnte er überhaupt wieder gut machen, was verdorben war? Er wollte über die Hand seiner Tochter verfügen, wollte seinen wahren Namen wieder annehmen und der Gemahl der Frau Melersheim sein. Aber das Alles war ja unmöglich, nein, Betty selbst mußte nachgeben. Die jungen Leute lieben einander. Und warum verweigert Betty so hartnäckig ihre Zustimmung? Sie muß nachgeben, muß vorgeben, daß sie sich erst jetzt von der gegenseitigen Liebe des jungen Paares überzeugt habe. Warum also schreiben? Aber wenn Betty dennoch bei ihrer Weigerung bleibt?

„Gefunden!" rief Ems plötzlich aus. „Ich werde Moritz Stalker hierher kommen lassen und mit ihm nach Grünstein gehen; dort werde ich mich ihm als Helenens Vater zu erkennen geben, aber auch nur ihm allein. Ich werde in ihrer Gegenwart meine Zustimmung zu der Heirath geben, und Moritz wird sie

dann wohl zu zwingen wissen, daß sie meinem Willen Folge leistet. Aber auch das soll nur im äußersten Falle geschehen; ich werde ihr noch die Wahl lassen, um aus sich selbst in meinem Beisein das Jawort zu geben. Vielleicht ist ihr diese Komödie lieber."

Nach dieser Ueberlegung setzte er sich wieder an den Tisch, und nun schien es ihn weiter keine Anstrengung zu kosten, um zwei kurze Briefe niederzuschreiben. Im ersten kündigte er Frau Melersheim an, daß er im Laufe des nächsten Tages mit Moritz nach Grünstein kommen und ihren Entschluß in Bezug auf ihre Tochter Helene entgegennehmen werde, es hänge also von ihr ab, alle nutzlosen Aufklärungen zu verhindern.

In dem zweiten Briefe forderte er Moritz auf, am folgenden Nachmittag nach Grünstein zu kommen, woselbst man ihn erwarte. Als Ems die ungewohnte Aufgabe dieser Correspondenz erledigt hatte, verfügte auch er sich zur Ruhe.

Die altmodische Kutsche, in welcher Fräulein Sinnheim des Sonntags zur Kirche zu fahren pflegte, stand am anderen Morgen schon frühzeitig an der Gartenpforte von Grünstein und brachte in dem gewöhnlichen Schlendertrabe die Besitzerin in das nahgelegene Dorf.

Nun war es doch sicher, daß irgend etwas vorgefallen sei, meinten die Dienstboten, denn so früh

war das Fräulein noch nie ausgefahren. Frau Melersheim hatte die Schwester bis an die Gartenpforte begleitet, und die Dienstmädchen hatten gesehen, daß Fräulein Sinnheim ihr dort einen Kuß gegeben hatte, ein so merkwürdiges Ereigniß, daß unbedingt etwas geschehen sein mußte; es konnte nicht anders sein, Frau Melersheim hatte jedenfalls ihr Vermögen verloren.

Diese stand noch vor dem Hause und starrte auf das weiße Schneefeld, welches sich, von der Morgensonne beschienen, vor ihr ausdehnte, als eine Equipage vor einem nahegelegenen Gute still hielt und der Kutscher einen Brief an Frau Melersheim durch einen Diener herüberschickte. Der Wirth der Dorfherberge hatte nämlich an der Thür gestanden, als der Wagen vorbeigefahren war. Er hatte den Kutscher gebeten, den Brief im Vorüberfahren bei Grünstein abzugeben. Der Kutscher ließ nun durch den Diener sagen, wenn Frau Melersheim etwas nach der Stadt zu besorgen habe, so könne er es mitnehmen, da er leer zurückfahren müsse.

Frau Melersheim hatte sofort errathen, von wem der Brief war. Rasch las sie die wenigen Zeilen und eben so rasch hatte sie ihren Entschluß gefaßt. Wenige Minuten später saß sie selbst in der Equipage, und mit der doppelten Schnelligkeit der altmodischen Kirchenkutsche rollte der Wagen auf dem Wege nach Friedens-

damm zu und fuhr dort direct vor die Thür des Gymnasiallehrers.

Dieser war im Begriff, zur Schule zu gehen, und hatte eben die Hausthür geöffnet. Er war nicht wenig erstaunt, als er zu dieser Stunde einen solchen Besuch erblickte, aber seine Verwunderung steigerte sich noch, als Frau Melersheim dringend den Wunsch äußerte, seinen Neffen Moritz allein zu sprechen, und die Bitte hinzufügte, daß ihr Ersuchen den übrigen Hausgenossen geheim gehalten werde.

Stalker runzelte die Stirn. „Für solche Fälle ist mein Haus schlecht geeignet," sagte er so höflich wie möglich; „wer hier ein- oder ausgeht, muß von Jedermann gesehen werden können." Als er aber das betrübte Gesicht sah und den niedergeschlagenen Ton hörte, mit welchem sie ihm zur Antwort gab, daß sie das Glück derjenigen beneide, die alle Angelegenheiten so öffentlich verhandeln könnten, da veränderte der Gymnasiallehrer seine Haltung einigermaßen und sagte:

„Auf meine Studirstube kommt Niemand außer mir; darf ich Sie dort hinführen? Sie können dann unbemerkt durch den Garten mein Haus wieder verlassen." Mit diesen Worten ging er dem Besuch voraus und brachte Frau Melersheim in sein Heiligthum, woselbst er sie, nach einer kleinen Entschuldigung wegen der zerstreut umherliegenden Bücher

und Schriften, allein ließ, um Moritz zu benachrichtigen.

Dieser erschien bald darauf.

„Mein Hierherkommen wird Sie befremden, Herr Stalker," begann Frau Melersheim, nachdem sie Moritz gegenüber Platz genommen hatte. „Wahrscheinlich komme ich damit einem Besuche von Ihrer Seite zuvor."

„Ich war allerdings im Begriff, Sie um eine Unterredung zu ersuchen."

„Und nun erbitte ich eine solche von Ihnen, aber ich wünschte Sie allein zu sprechen, bevor Sie mit Ihrem Reisegenossen nach Grünstein kamen, wie es Ihr Plan war."

„Soeben erhielt ich seine Aufforderung, um morgen Nachmittag dort hinzukommen."

„Kennen Sie Ihren Reisegenossen, Herr Stalker?"

„Ich kenne ihn als einen Mann von Welt, mit einem guten Herzen, fröhlicher Laune und großer Menschenkenntniß."

„Aber Sie vermuthen nicht, wer er ist."

„Es ist mir wohl zuweilen vorgekommen, als sei er nicht, was er zu sein vorgab, aber ich achte die Geheimnisse Anderer."

„Das ist mir eine Bürgschaft dafür, daß Sie auch das meinige achten werden," entgegnete Frau

Melersheim. „Vielleicht werden Sie es heiliger bewahren als mancher Andere, denn so schlimm die Welt auch über mich urtheilen mag, werden Sie doch der Letzte sein, um mich zu verurtheilen, denn ich fehlte nur aus Liebe für den Mann, der Ihr Vater war.“

„Aber gnädige Frau, Ihre Bekenntnisse —“ sagte Moritz sehr kühl; die Dame fiel ihm jedoch mit den Worten in die Rede: „Fürchten Sie nicht, Herr Stalker, daß ich auf das Gedächtniß Ihres Vaters einen Schatten werfen will. Ich allein will die Schuld tragen, aber verweigern Sie mir darum auch diejenige Gunst nicht, um die ich Sie gebeten habe, und hören Sie mich bis zu Ende.“

Moritz verbeugte sich schweigend, um damit anzudeuten, daß er sich diesem Verlangen füge. Es blieb ihm dann ja noch immer Zeit, ihr seinen Beschluß in Bezug auf Helene mitzutheilen.

„Die Welt nennt mich Wittwe,“ fuhr Frau Melersheim fort, „aber man täuscht sich; mein Loos ist trauriger als das der Wittwe. Sie kann ihren Gatten betrauern, ich kann den meinigen nur hassen: ich bin eine verlassene Frau. Man findet das selten in unseren Kreisen, nicht wahr? Es ist ja so leicht, die Schande zu vermeiden und vor den Augen der Welt vereinigt zu bleiben, wenn auch der letzte Funken der Liebe ausgelöscht ist, wenn auch weder Ueberein-

stimmung noch Achtung mehr in unserem Herzen wohnt. — Ich war sehr jung, als ich mich verheirathete. Vielleicht war meine Schönheit, vielleicht mein Vermögen die Veranlassung, aber jedenfalls trug meine Jugend die Schuld, daß ich meine Hand einem Manne reichte, der nur in den Augen eines Dorfmädchens den Vorzug verdiente. Hätte ich damals die Weltkenntniß gehabt, die ich jetzt besitze, so würde meine Wahl nie auf den Mann gefallen sein, dessen Namen ich noch trage. Melersheim — aber ich brauche Ihnen denselben nicht zu beschreiben, Sie haben ihn selbst vorhin geschildert."

„Ems!" rief Moritz verwundert aus. „Ist Ems Ihr Gatte?"

„Er, der sich jetzt Ems nennt, führte früher den Namen Melersheim, aber den Titel eines Gatten verdiente er nicht. Er besitzt die Eigenschaften, die Sie ihm zugestanden haben, aber die hauptsächlichste haben Sie vergessen und diese ist sein grenzenloser Egoismus. Aus Egoismus heirathete er mich. Um mit mir und durch mein Vermögen zu glänzen, zog er mich aus dem einfachen Kreise hervor, in welchem ich erzogen war, und führte mich in eine Welt, die mir fremd erschien. Dann nahm er wieder wie früher und in noch erhöhtem Maße an allen öffentlichen Vergnügungen Theil. Anfänglich folgte ich ihm, aber bald wurde mir

das Leben vergällt durch Eifersucht — ja, Herr Stalker, ich war eifersüchtig aus Liebe für den Mann, der mich verlassen hat. Andere Frauen, welche von Jugend an in den Formen der gebildeten Gesellschaft erzogen waren und sich mehr zu beherrschen wußten, schienen Melersheim besser zu gefallen als ich; ich that, was ich konnte, um es diesen gleich zu thun, und vielleicht würde es mir gelungen sein, wäre nicht gerade dasjenige, was für eine andere das höchste Glück gewesen, für mich eine Quelle des Elendes geworden. Ich wurde Mutter. Melersheim verlangte, daß ich die Sorge für das Kind fremden Händen anvertrauen und mich dem gesellschaftlichen Verkehre nicht entziehen solle; ich dagegen wollte meine heiligste Pflicht selbst erfüllen, und von diesem Augenblicke an begann unsere Entfremdung. Er blieb nach wie vor im geselligen Treiben, ja es schien fast, als sei ihm die Zerstreuung außer dem Hause ein größeres Bedürfniß geworden. Um mich und mein Kind bekümmerte er sich bald gar nicht mehr. Ich war zu stolz, seine Liebe zu erbitten. Kurzum, nach Verlauf eines halben Jahres ging er auf Reisen, ohne daß ich genau wußte, wohin und auf wie lange Zeit, und ich vernahm vorläufig nichts mehr von ihm. Bald verbreitete sich das Gerücht, er sei mit einem Dampfboote auf offener See verunglückt. Ein seltsames Zusammentreffen von Umständen machte dies

nicht nur wahrscheinlich, sondern lieferte sogar Beweise, die im Nothfall vor Gericht genügt haben würden. Ich weiß nicht, ob ich selbst an die Nachricht glaubte, die Jugend glaubt ja so gern, was sie wünscht, wenn auch der Verstand dagegen streitet. In dieser Zeit lernte ich Ihren Vater näher kennen. Er war damals in der Blüthe seines Lebens, wie Sie jetzt sind; schön und lebenslustig, ganz wie Sie. Er hatte in jugendlicher Unbesonnenheit, aus Ehrgeiz, durch Intriguen von Anderen verleitet, eine Frau geheirathet —"

„Diese Frau war meine Mutter," fiel ihr Moritz in die Rede.

„Sie war Ihre Mutter, aber wenn dies auch nicht der Fall wäre, würde ich ihr das Zeugniß geben müssen, daß sie eine edle, eine vortreffliche Frau war. Sie war die Einzige, die mir in meiner Verlassenheit treu geblieben war. Aber eine zehrende Krankheit, deren Spuren ihr Gesicht bereits trug, als der Brautkranz sie zierte, entriß sie wenige Wochen, nachdem sie Ihnen das Leben geschenkt hatte, dem Manne, der ihre höchste Seligkeit gewesen war. Ihr Vater hatte Ihren Charakter. Wir Frauen hegen und pflegen unseren Schmerz wie ein geliebtes Kind; Ihr Männer sucht ihn durch Ableitung zu vertreiben, und auch Ihr Vater vermied bald die Wohnung, die für ihn so schmerzliche Erinnerungen barg, und suchte Zerstreuung im Umgang

mit anderen Menschen, da er überall gern gesehen war. Auch ich erschien wieder hier und da, nicht aus dem Bedürfniß nach Zerstreuung, sondern aus Stolz, weil ich mir den Anschein geben wollte, als kümmere es mich wenig, daß ein Mann wie Melersheim mich verlassen habe. Aber ich wurde selbst das Opfer meines Stolzes und meiner Rache. Ich stürzte mich und Ihren Vater in das Unglück, denn es währte nicht lange, so wurde unsere Freundschaft zur Liebe, und diese Liebe entflammte mich mehr, als es meine Pflicht erlaubte."

Hier schwieg Frau Melersheim; das Bekenntniß ihrer unerlaubten Liebe fiel ihr schwer, aber mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit fuhr sie bald wieder fort:

„Ihnen darf ich dieses Geständniß machen, Moritz Stalker — denn Sie werden mich nicht verurtheilen."

„Hat mein Vater Sie verurtheilt?" entgegnete Moritz leise.

„Nein! Nein, denn er liebte mich, und er glaubte, daß ich Wittwe sei. Er wollte meine Schande nicht, aber ich konnte seine Frau nicht werden, denn noch fehlten die vollständig gültigen Beweise vom Tode meines Gatten. Die Sache verzögerte sich, und mancherlei entgegengesetzte Nachrichten, die mir allein zugingen, machten es immer mehr zweifelhaft, daß ich wirklich Wittwe sei. Und kaum hatte das Kind meiner verbrecherischen Liebe das Leben erblickt, als Melersheim

wirklich zurückkehrte, zwar unerkannt und verborgen vor der Welt, mir gegenüber aber mit offener Drohung auftretend. Es war nicht möglich, ihm das Vorgefallene zu verheimlichen; in der Verzweiflung meiner Lage gestand ich ihm Alles und noch klingen seine schrecklichen Worte mir im Ohr: einer von uns Beiden ist zu viel auf dieser Welt, entweder der Gemahl oder der Liebhaber muß sterben."

„So ist also Ems der Mörder meines Vaters?" fragte Moritz düster.

Frau Melersheim beugte zustimmend den Kopf.

„Und ich bin die Ursache seines Todes," fügte sie langsam hinzu. „Aber ich habe ihn betrauert und betrauere ihn noch, wenn auch die Welt meinen Schmerz nicht sieht. Ja, ich habe mehr gethan, als Thränen vergossen, ich habe sein Kind meiner gesetzlichen Tochter vorgezogen."

„Helene!" rief Moritz in höchstem Erstaunen aus.

„Helene war der Name, den meine gesetzliche Tochter trug, aber es war mir nicht möglich, das Kind, das mich fortwährend an Melersheim und seine That erinnerte, bei mir zu behalten und das Kind meiner wahren Liebe von mir zu stoßen. Nachdem der schreckliche Zweikampf nun auch mein Herz verwittwet hatte, kehrte Melersheim zu mir zurück und wagte mir die Wahl zu lassen zwischen einer Trennung für immer

oder einem Vergessen des Geschehenen. Wenn ich das Letztere wählte, sollte ich vor der Welt wieder seine Gattin werden. Ohne Zögern wählte ich das Erstere. Außer einigen seiner Freunde wußte Niemand etwas von dem Vorgefallenen, und die Welt vermuthete nur, daß Ihr Vater in einem Zweikampf mit einem Nebenbuhler um meine Gunst gefallen sei. Gerade der Umstand, daß sich Niemand um mich persönlich kümmerte, ließ den Plan in mir reifen, den ich später, nachdem ich mit Melersheim mein Abkommen getroffen hatte und er unter fremdem Namen verschwunden war, auszuführen beschloß. Ich sandte das Kind aus meiner Ehe mit ihm zu fremden Menschen und behielt das Kind meiner Liebe bei mir, und so beging ich ein zweites Verbrechen, aber diesmal aus Neigung für den einzigen Mann, den ich jemals wirklich geliebt habe und der auch mich wahrhaft liebte. Sehen Sie nun ein, daß ich Ihnen Helenens Hand nicht geben kann?"

„So ist Helene meine Schwester!" war Alles, was Moritz sagen konnte, als Frau Melersheim geendigt hatte; und ganz erfüllt von seinen eigenen Gefühlen, achtete er nicht weiter darauf, daß diese, nachdem sie ihr Herz ausgeschüttet hatte, in lautes Schluchzen ausbrach.

„Warum haben Sie mir das Alles nicht früher gesagt?" sagte er dumpf vor sich hin, aber Frau

Melersheim antwortete nicht auf diesen Verweis. Was sie ihm mitgetheilt hatte, gehörte denn auch wahrhaftig nicht zu den Dingen, zu deren Offenbarung man sich freiwillig entschließt, und sie würde sich auch jetzt noch nicht dazu entschlossen haben, hätte die Furcht vor einer Aufklärung in Grünstein sie nicht getrieben. Sie hatte nicht den Muth, den gespielten Betrug Melersheim zu offenbaren, und lieber machte sie Moritz zum Mitwisser des Geheimnisses, um auf diese Weise ihren Gatten in Unkenntniß zu lassen und doch sein Verlangen unmöglich zu machen, denn Fräulein Sinnheim hatte nur die Absicht, einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden zu verlangen, um inzwischen in irgend welcher Weise auf Moritz einzuwirken, daß er freiwillig Helenens Hand entsage. In dieser äußersten Noth war ihr die Gelegenheit zu Hülfe gekommen, welche sie unerwartet auf den Gedanken brachte, selbst zu Moritz zu fahren und ihn einen Blick werfen zu lassen in die geheimsten Blätter ihres Lebensbuches, von denen bisher Niemand außer ihr und ihrer Schwester wußte. Sie hätte nie gedacht, daß es jemals so weit kommen würde, aber die Ereignisse hatten sie gezwungen, den Schleier zu lüften, und es war ihr nichts weiter übrig geblieben, als ein vollständiges Eingeständniß ihrer Schuld.

Obgleich dieses Geständniß bei Moritz mancherlei Empfindungen erweckte, so empfand er doch Helenens

Verlust nicht so besonders schmerzlich, da er bereits seiner Tante versprochen hatte, auf den Besitz ihrer Hand zu verzichten.

Aber daß Ems, der Mann, mit dem er in den letzten Jahren so manche Stunde durchlebt hatte, seinen Vater getödtet hatte, dieser Gedanke war ihm unerträglich und machte tieferen Eindruck auf ihn als alles Uebrige. Er hatte gewußt, daß sein Vater in einem Zweikampf gefallen war; er hatte sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht und war durchaus nicht gegen das Duell im Allgemeinen eingenommen, aber seitdem er den Mann kannte, der ihn zur Waise gemacht hatte, empörte sich sein Blut und es stiegen allerlei Pläne in ihm auf.

„Und dieser Mann wollte mich mit seiner Tochter verheirathen!“ rief er leidenschaftlich aus.

„Er sagte, daß er Ihnen gegenüber wieder gut machen wolle, was er an Ihnen verbrochen hat.“

„Und wäre diese Ausgleichung auch möglich, ich würde sie von seiner Hand nicht verlangen. Er hat seine Rechte als Gatte und Vater verscherzt.“

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, Herr Stalker,“ sagte Frau Melersheim gerührt. „Aber nun noch eine Bitte. Es hängt nur von Ihnen ab, mich aus der entsetzlichen Verwirrung, in welcher ich mich befinde, zu befreien. Wenn Sie aus eigenem Antriebe, ohne

Angabe von Gründen, erklären, daß Sie auf Helenens Hand verzichten, so wird sich Melersheim damit zufrieden stellen müssen; aber wenn er die Täuschung erfährt, wird er verlangen, daß ich eine Aenderung treffe."

„Dies Verlangen stelle auch ich im Namen der Gerechtigkeit und im Namen des Gedächtnisses meines Vaters; sein Kind darf keine Rechte genießen, die Ihrer gesetzlichen Tochter zukommen."

„Aber Sie fordern dies nicht sofort, nicht wahr?" entgegnete Frau Melersheim schmerzlich; „Sie verlangen nicht, daß ich meinen Namen mit Schande bedecken soll, daß ich ein Kind, welches ich lieb habe, plötzlich verstoßen soll und einen Fluch auf dasselbe laden, der es tödten wird; Sie fordern nicht, daß ich eine Tochter in mein Haus aufnehmen soll, die mich fortwährend an das geschehene Unrecht erinnert, das wollen Sie nicht; aber er würde es verlangen, um dann wieder in fremden Ländern sein abenteuerliches Leben fortzusetzen und sich an einer Rache zu ergötzen, die er um so leichter ausführen kann, da er sich unter einem fremden Namen verbirgt. Ich werde Alles wieder gut machen, das schwöre ich Ihnen."

„Wenn es zu spät ist — vielleicht ist es schon zu spät. Oder glauben Sie, daß mein Cousin Fritz Ihre Tochter heirathen wird, wenn er das Geheimniß ihrer Geburt kennen gelernt hat?"

Die bethörte Frau erkannte noch immer nicht die ganze Größe ihrer Schuld. Sie entgegnete: „Ganz gewiß, und gerade darum bestimmte ich ihn zu Helenens Gatten. Ich will Ihnen Alles bekennen,“ fuhr sie fort, indem sie ihn mit flehendem Blick ansah; „ich werde offenherziger mit Ihnen reden, als ich es jemals mit einem Anderen gethan habe. Als Sie um Helenens Hand anhielten, war sie frei; sie hatte den Antrag Ihres Vetters abgeschlagen und ich wollte sie nicht zwingen; aber damals sah ich sofort ein, daß ich der Entwicklung der unheilvollen Liebe zwischen Ihnen und Helene einen festen Damm entgegensetzen müsse, und darum sagte ich Ihnen, daß Helene bereits die Verlobte eines Anderen sei, und zwar die Ihres vertrautesten Freundes, weil ich überzeugt war, daß Sie ein solches Band achten würden.“

„So haben Sie auch die Freundschaft zwischen mir und Fritz zum Opfer gebracht.“

„Was sollte ich thun? Ich konnte nicht mehr zurück. Fritz Stalker liebte Helene aufrichtig und ist vollkommen geeignet, sie glücklich zu machen. Er wird sie nicht verlassen, wenn er das Geheimniß ihrer Abkunft erfährt, denn er fragt nichts nach den Vorurtheilen der Welt und für das häusliche Glück bildet diese Abkunft kein Hinderniß. Dies sind die Gründe, welche mich zu dieser Wahl bestimmten.“

„Und Helene?“

„Helene wird erst später einsehen, welche Wohlthat ich ihr erzeigte, als ich sie zum Jawort drängte.“

„Auf meine Kosten. Aber ich verzeihe es Ihnen unter einer Bedingung, daß Sie, bevor die Verlobung bekannt wird, Fritz über den wahren Stand der Dinge aufklären.“

„Unmöglich! Meine Ehre —“

„Ihre Ehre wird darunter nicht leiden, und Sie haben ihr bereits zu viel geopfert, Sie dürfen die Zukunft von Fritz und Helene nicht auch noch in Gefahr bringen. Nur unter dieser Bedingung will ich Ihrem Verlangen genügen und mich Melersheim gegenüber — für den Augenblick wenigstens — ganz unkundig stellen.“

„Es sei so,“ sagte Frau Melersheim nachdenklich. „Aber wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, wenn wir vor ihm verbergen wollen, daß ich Sie zuerst gesprochen habe. Sind Sie bereit, mit mir zu gehen? Ihr Onkel hat mir gesagt, daß ich seine Wohnung unbemerkt durch den Garten verlassen kann; ich werde mit einem Wagen am Thore nach Grünstein auf Sie warten.“

Moritz versprach ihr zu folgen, und eine halbe Stunde später waren sie auf dem Wege nach Grünstein. Rasselnd rollte der Wagen über den hart ge-

frorenen Weg. Ein scharfer Nordwind tobte gegen die geschlossenen Fenster, deren Scheiben dicht befroren waren. Man begegnete keinem lebenden Wesen, nur hier und da schlich eine in Lumpen gekleidete Frau oder ein dürftig aussehendes Kind zwischen den kahlen Bäumen dahin, um die gefallenen dürren Zweige aufzulesen, und diese beneideten dann die Menschen, die in dem warmen Wagen saßen. Dieser aber rollte weiter, und die darin saßen, horchten auf das eintönige Dröhnen und das Krachen der gefrorenen Pfützen, welche durch die Räder zersplitterten. Weder Frau Melersheim noch Moritz sprachen ein Wort; sie waren Beide mit ihren eigenen Gedanken erfüllt, und erst bei dem Kreuzweg, der hier nach Grünstein und dort nach dem nahen Dorfe führte, ließ Moritz Stalker das Wagenfenster herab, um zu sehen, wo sie sich befanden. In demselben Augenblicke kam von der gegenüberliegenden Seite ein Wagen her, und obgleich derselbe schnell vorüber fuhr, erkannte Moritz deutlich, daß Maibusch und sein Sohn Anton darin saßen. Maibusch hatte auch ihn erkannt, denn er steckte rasch den Kopf zum Wagenfenster hinaus und rief, so laut er konnte:

„Wenn Sie Melersheim noch sehen wollen, müssen Sie eilig nach dem Dorfe fahren!" Was er noch hinzusetzte, wurde durch das Rasseln der Wagen un-

verständlich, aber die ersten Worte hatte auch Frau Melersheim deutlich gehört. Sie begriff sofort, welche Folgen das Zusammentreffen ihres Gatten mit Maibusch für sie haben konnte, aber Letzterer war bereits aus dem Gesichte. Sie mußte sich ihrem Schicksale unterwerfen und begann endlich zu begreifen, daß ihre reservirte Klugheit solchen Verwicklungen nicht gewachsen war. Bevor der Wagen noch die Grenze von Grünstein erreicht hatte, kam ihnen der Gärtner entgegen. Er hatte Frau Melersheim bereits ängstlich erwartet, denn schon vor geraumer Zeit war eine Botschaft von Fräulein Sinnheim angelangt, wodurch dieselbe ihre Schwester ersuchen ließ, sofort in das Dorf zu kommen.

„Sollte ihm etwas zugestoßen sein?" fragte Frau Melersheim mit kaum hörbarer Stimme. Auch Moritz fürchtete dies, und bald zeigte es sich, daß diese Furcht nicht unbegründet war.

Vor dem Gasthause im Dorfe hatte sich ein Haufen Menschen versammelt, die alle über denselben Gegenstand sprachen.

„Gestern Abend habe ich ihn noch gesehen," sagte der Eine, „so gesund und wohl wie du und ich."

„Gesehen! Ich habe ihm noch Guten Abend gesagt, als ich meine Pfeife in der Wirthsstube anzündete und er gerade mit einem Briefe herunterkam."

„Was du sagst, mit einem Briefe?“ bemerkte einer der Umstehenden, indem er ein sehr bedenkliches Gesicht machte, „da könnte man fast meinen, daß er nicht verunglückt sei; versteht Ihr?“

„Und was denn sonst? Es wird doch keiner mit Absicht fallen. Eben wollte er durch die Scheuer laufen und da lag er sprachlos, aber man konnte ihm wohl ansehen, daß er einen gefährlichen Fall gethan hatte.“

„Dieser Maibusch fährt auch immer so unsinnig, wäre er ruhig hereingefahren, so blieb das Unglück ungeschehen.“

„Maibusch trägt keine Schuld,“ sagte der Stallknecht, der manches gute Trinkgeld von dem Rentier erhalten hatte; „er war schon lange aus dem Wagen gestiegen, als der Andere herbeikam, aber sofort wieder umkehrte und in die Scheuer ging. Was hatte er denn in der Scheuer zu thun?“

„Ja, das ist auch wahr! Was hatte er in der Scheuer zu thun?“ wiederholten Einige. „Es ist eine merkwürdige Geschichte, und daß der alte Maibusch seinen Sohn hier abfaßte, steht auch damit in Verbindung. Wer weiß, ob der fremde Herr den jungen Maibusch nicht beschwindelt hatte.“

„Ihr thut gerade, als ob der Fremde nie hier gewesen sei. Er ist doch der Rentmeister von Grünstein,

und wie mir die Köchin erzählt hat, hat er diesmal schlimme Nachrichten gebracht. Sieh, da kommt sie selbst," fuhr der Sprecher fort, indem er auf die eben ankommende Frau Melersheim deutete; „wer weiß, wie Alles zusammenhängt. Bettelarm," setzte er noch hinzu, während er seinem Nachbar einen vielbedeutenden Stoß mit dem Ellenbogen in die Rippen gab und mit dem Kopfe nach Frau Melersheim winkte, die an Moritz Stalker's Arm eben in das Wirthshaus eintrat.

In dem Zimmer, welches Ems bewohnte, saß am Kopfende des Bettes Fräulein Sinnheim mit einer kleinen Taschenbibel in der Hand, worin sie für sich allein Trost suchte, während am Fenster ein junger Arzt und ein alter Heilgehülfe in flüsterndem Tone darüber stritten, ob der Patient das Rückgrat gebrochen oder eine innere Gehirnverletzung davongetragen habe.

In einer Hinsicht stimmten sie mit einander vollständig überein, nämlich, daß der Patient Ruhe haben müsse, und sie eilten daher zu gleicher Zeit nach der Thür, als Frau Melersheim und Moritz eintraten, und versicherten flüsternd, daß keine weitere Hülfe nöthig sei.

„Ich komme hierher —" begann Frau Melersheim, aber sie hatte nicht nöthig, ihre Gründe anzuführen. Ems hatte sie an der Sprache erkannt und nannte mit

matter Stimme ihren Namen. Leise näherte sie sich dem Bette und kniete neben demselben nieder.

Im Begriffe, dem ankommenden Maibusch aus dem Wege zu gehen, war Ems rasch in die Scheuer geeilt, deren Räumlichkeiten er nicht kannte. Unversehens stürzte er dort durch eine Luke und war tödtlich verletzt aufgehoben worden.

„Verzeihe mir, Betty," sprach er langsam; „ich habe dich unglücklich gemacht. Alle Schuld fällt auf mich; hätte ich noch einmal zu leben, wie glücklich könnte ich sein!" Das schmerzliche Lächeln, das seine Lippen umspielte, war das treffendste Urtheil über sein ganzes Dasein. Das Lächeln der Verzweiflung über ein Leben, das bei hohlem Genuß und leerem Herzen dahingeschwunden war.

„Ich bin noch schuldiger," schluchzte seine Gattin tief erschüttert.

„Deine Schuld ist durch dein Leben bezahlt; aber, Betty, sterbend bitte ich dich, räche dich nicht an unserem Kinde."

Frau Melersheim neigte den Kopf zu ihm hin und war im Begriff, ihm Alles zu bekennen und ihm zu offenbaren, daß er im Irrthum sei, wenn er in ihrer Weigerung in Bezug auf die Verbindung Helenens mit Moritz einen Act der Rache vermuthe, aber bevor sie sprechen konnte, fiel der Blick des Sterbenden auf

Moritz, der bewegungslos in einer kleinen Entfernung stand. Ems öffnete plötzlich die Augen, denn es kam ihm die Vision, als habe er seinen Gegner im Zweikampf wieder vor sich, und fast tonlos klang seine Stimme, als er mit dem letzten Blick auf Moritz sagte: „Ich gebe Ihnen Helene. Meine That werde gesühnt durch —"

Er vollendete den Satz nicht. Frau Melersheim war Wittwe.

Zwölftes Capitel.

Wochenlang sprach man in Friedensdamm über nichts Anderes als die plötzliche Wiedererscheinung und den eben so plötzlichen Tod des längst vergessenen Melersheim. Der Eine fand es sehr merkwürdig, daß er nun so zufällig gestorben sei; ein Anderer hatte immer gedacht, daß er noch lebte; ein Dritter traute der Sache nur halb; ein Vierter erinnerte sich eines ähnlichen Falles von einem Matrosen, der zwölf Jahre lang in West-Indien verschollen war und bei seiner Zurückkunft seine Frau wieder verheirathet fand. Es versteht sich von selbst, daß sich aus der Partei der Gläubigen nach und nach die Partei der Abergläubischen entwickelte, die das Geschehene eifrig ausschmückten. Aber darauf trat auch die Partei der Ungläubigen auf, welche die ganze Geschichte für ein Märchen hielt, dessen Glaubwürdigkeit auf den Mittheilungen eines einzelnen Mannes beruhe und noch dazu des Herrn Maibusch, der wahrhaftig nicht allzu viele Proben

von gesundem Verstande gegeben hatte. Aber die Partei der Ungläubigen schrumpfte sehr zusammen, als man erfuhr, daß Frau Melersheim ernsthaft zu kränkeln anfange und außer Landes ziehe. Diese Nachricht mußte wohl wahr sein, denn das hübsche Haus war bereits verkauft worden und sämmtliche Dienstboten hatten ihre Kündigung erhalten. Die Dienstmädchen der Frau Melersheim waren unter ihres Gleichen zu einer Art von Berühmtheit gekommen und durch sie wußte man auch, daß in der letzten Zeit im Hause ihrer Herrin Alles umgeändert worden sei. Sie selbst blieb meistens auf ihrem Zimmer, während, um die Einsamkeit von Fräulein Helene zu vertreiben, die Gesellschafterin von Grünstein bei Frau Melersheim eingezogen war. Aber man konnte wohl bemerken, daß diese eine Ausländerin war, denn sie ließ sich bedienen, als wäre sie das Fräulein selbst, und wenn ihr nicht aller Wille geschah, trat Helene selbst für sie auf. Solche innige Freundschaft konnte gewiß nicht Stand halten, und wenn Frau Melersheim sich erst wieder erholt hatte, mußte Alles wieder ganz anders werden.

Es war nur schade, daß die Dienstmädchen davon nicht Zeugen sein sollten.

In der letzten Zeit erblickte man denn auch Helene gar nicht mehr an ihrem gewöhnlichen Platze am Fenster, und die jungen Leute sahen täglich ihre

Hoffnung getäuscht, wenn sie einen Gruß von dem reizenden Gesichtchen erwarteten. Man sah sie fast gar nicht öffentlich erscheinen, und wenn dies der Fall war, so geschah es sicher in Gesellschaft von Marie vom Lande, ihrer Dueña, wie die jungen Männer sie nannten, obgleich sie durch ihre Jugend und Schönheit durchaus nicht für ein solches Amt geeignet war. Man suchte mancherlei Gründe für diese nie fehlende Gesellschaft, und die Geschichte mit Anton Maibusch von Hochsand war auch nicht recht aufgeklärt. Der alte Maibusch selbst hatte überall erzählt, daß sein Sohn auf Helene gewartet habe, als er ihn in der Dorfherberge fand. Dies mochte übertrieben sein, aber da das junge Mädchen jetzt förmlich überwacht wurde, so schien es doch gar nicht unwahrscheinlich, daß irgend etwas an der Sache sei.

Auch Fritz Stalker hatte davon gehört, aber er hatte noch keine Rechte in Bezug auf Helene, denn obgleich der ihm gesetzte Termin verstrichen war, so hatte doch das unerwartete Ereigniß die Sache selbstverständlich weiter hinausgeschoben. Je mehr er Helenens Namen in solche zweifelhafte Gerüchte verwickelt fand, um so mehr bedauerte er, daß er nicht öffentlich als ihr Vertheidiger auftreten konnte, obgleich er andererseits doch auch nicht umhin konnte, sich zu fragen, ob nicht viele Menschen mit Mißtrauen, Andere

mit Mitleid auf ihn, als zukünftigen Diener des Evangeliums, blicken würden, wenn er mit der Familie Melersheim in enge Beziehungen trete. Diese Gedanken erfüllten ihn in der letzten Zeit unaufhörlich und verdrängten fast die anderen Eindrücke, welche gerade jetzt auf ihn einstürmten. Noch wenige Tage und sein Loos sollte entschieden werden: Pastor Salbenholz, der Freund der Herrin von Grünstein, hatte Wort gehalten, seine Collega war in den Ruhestand getreten und es war bereits allgemein bekannt, daß Fritz Stalker an dessen Stelle treten sollte. Alle diese wichtigen nahenden Ereignisse wurden fortwährend durch den Gedanken an Helene zurückgedrängt, und Fritz konnte kaum die Zeit erwarten, wo es die Schicklichkeit gestattete, daß er Frau Melersheim an ihre Zusage erinnere.

In diesem Gemüthszustande fühlte er sich nirgends wohler als in Grünstein. Er befand sich auch jetzt wieder daselbst. Fräulein Sinnheim machte gerade einen Besuch in dem benachbarten Dorfe, und Fritz stand einsam an dem Fenster der Bibliothek und starrte in die abendlich geröthete Luft, von welcher sich die dunklen Kronen der kahlen Bäume scharf abzeichneten. Die Nacht sank frühzeitig hernieder und man vernahm nur das Rasseln eines Wagens, der die Landstraße entlang fuhr; und das Gebläff der Hunde, welches

man von den fernsten Bauernhöfen vernahm, gab der Landschaft einen ungemein ruhigen Charakter, der sich nach und nach auch seinem Gemüthe mittheilte.

„Möchte diese Stimmung mich stets beseelen!“ flüsterte er vor sich hin. Aber ach, sie dauerte nur kurze Zeit.

Wenige Stunden später stand Fritz wieder an demselben Fenster. Der Himmel hatte sich düster und grau umzogen, der Wind tobte in den kahlen Bäumen, sonst war keine Spur von Leben zu entdecken. Draußen war finstere Nacht wie in seinem Inneren. Fräulein Sinnheim hatte ihn zum Mitwisser des traurigen Geheimnisses gemacht und sie hatte ihm die Wahl gelassen, ob er auf die Stellung, die ihn erwarte, Verzicht leisten, oder den Gedanken an eine Verbindung mit Helene aufgeben wolle. Er, der berufen war, der Gemeinde des Herrn in Wort und Wandel zum Vorbild zu dienen, durfte kein Kind der Schande zu seiner Gattin erheben, er würde das Recht, Andere zu ermahnen und zu bestrafen, verlieren, da man ihm jedes Mal die Abkunft seiner eigenen Frau vorwerfen konnte, und wenn er sich auch darüber hinaussetzen wollte, so würde Helene doch manches kränkende Wort hinnehmen müssen. Als Diener des Herrn mußte er zeigen, daß er bereit sei, menschliche Schwächen zum Opfer zu bringen, als Verkündiger der heiligsten Sittenlehre

mußte er sich hüten, dieselbe in irgend einer Weise zu verletzen, und als Beispiel für die Gemeinde durfte er weder Aergerniß noch Anstoß erregen.

Dies war der Hauptinhalt des Gespräches, welches er mit der Besitzerin von Grünstein geführt hatte. Und diese Hindeutung auf seinen Beruf, dieses Vorhalten seiner Pflichten war fast unmerklich mit einer Schilderung der Zukunft verbunden, die ihn erwartete, wenn er der Ermahnung kein Gehör schenkte. Die zu erwartende Stellung war für ihn verloren, und bei dem großen Einfluß des Pastors Salbenholz war nicht zu erwarten, daß er so bald einen anderen Ruf erhalten werde. Fräulein Sinnheim würde ihm ihre Freundschaft nicht entziehen, aber es war selbstverständlich, daß sie nicht in der Lage sein würde, ihm in gleicher Weise wie bisher ihren Schutz angedeihen zu lassen.

„Ich sehe ein,“ schloß sie, nachdem Fritz Fuß für Fuß das Terrain hatte aufgeben müssen, „ich sehe ein, daß es Ihnen nicht möglich ist, augenblicklich einen Entschluß zu fassen. Denken Sie nach über das, was ich Ihnen gesagt habe, und beten Sie um Erleuchtung zu Demjenigen, der allein Licht und Rath verleihen kann, wenn unser Geist vergeblich nach einem Entschlusse ringt. Er wird in dem Streite der heiligen Pflichten gegen die sinnliche Neigung den Sieg ver-

leihen. Bittet und Euch soll gegeben werden, Beides, Licht und Kraft."

War es die Frucht seines Gebetes, oder hatte sein Beschluß einen anderen Grund? War es die heilige Quelle der Ueberzeugung oder schlaue Berechnung, die ihn dazu geleitet hatte? Die Welt erfuhr es niemals; er allein wußte, ob er sein Herz zum Opfer gebracht hatte, und ob dies geschah im Hinblick auf einen höheren Beruf oder in der Hoffnung auf eine glänzendere Zukunft.

Schon am folgenden Tage empfing Frau Melersheim eine Nachricht von Fritz Stalker, worin er ihr mittheilte, daß seine Pflicht ihm die Nothwendigkeit auferlege, von der Verbindung abzusehen, die er in Bezug auf ihre Tochter beabsichtigt habe.

„Lies das, Moritz, lies das!" rief Helene mit nervös aufgeregter Stimme, während sie dem Bruder den Brief vorlegte, den ihre Mutter ihr gegeben hatte, und den sie in dem Augenblicke, als Moritz eintrat, durchflogen hatte.

Moritz las den Brief still und aufmerksam. „Armer Fritz!" sagte er.

„Armer Fritz?" entgegnete Helene gekränkt. „Fühlst du denn nicht, wie tief dieser Brief mich erniedrigt? Ich bin in seinen Augen nicht einmal mehr würdig, die Frau eines Dorfgeistlichen zu werden! O Moritz,

wer hätte das denken sollen! Der Mann, den das geringste Wort von mir glücklich machte, der sich sehnte, von mir zu hören, daß er hoffen dürfe, dieser Mann verschmäht mich!"

„Er verschmäht dich nicht, denn er leidet selbst am meisten unter der Nothwendigkeit, auf deinen Besitz verzichten zu müssen, aber seine Grundsätze verbieten ihm diese Heirath."

„Hast du auch Grundsätze, Moritz?"

„Zweifelst du daran, Helene? Jeder Mann von Ehre hat Grundsätze."

„Nenne Fritz Stalker doch keinen Mann von Ehre!" entgegnete Helene heftig. „Gott sei Dank, daß ich ihn nie geliebt habe! Wäre dies der Fall, so würde seine Handlungsweise ein unverzeihliches abscheuliches Vergehen sein, und ich würde an dem Leide, das er mir zugefügt, sterben. Jetzt verachte ich ihn."

Moritz starrte düster vor sich hin. Die wenigen Worte, welche Helene gesagt hatte, fielen schwer auf sein Gewissen. Hatte er anders gehandelt als Fritz? Und welchen Grundsatz konnte er zur Rechtfertigung seines Betragens gegen Anna anführen? Es schien, daß dieser Gedanke auch bei Helene aufstieg, denn sie fuhr fort:

„Wenn er dem Einspruch seines Herzens nachgegeben hätte, weil er mich nicht liebte, so würde ich

ihm verzeihen können, aber nun niemals. Daß die Welt sich damit amüsiren wird, die einst so viel gefeierte und umworbene Helene Melersheim als ein namenloses Geschöpf, noch verlassener als eine Waise, zu betrachten — das Alles werde ich ertragen, aber daß ein Mann, der mich einst versicherte, er liebe mich, den ersten Stein auf mich wirft, das ist feig und erbärmlich. O, wenn ich einen Bruder hätte!"

„Du hast einen Bruder, Helene! Einen, der immer bereit ist, dich zu schützen, dir mit Rath und Hülfe zur Seite zu stehen, wenn er auch nicht wagen darf, öffentlich diese nahe Beziehung zu vertreten."

„Nun wohl," entgegnete Helene, noch immer erregt, „so sage mir, was ich thun soll, um mich zu rächen."

Moritz blickte das aufgeregte Mädchen einen Augenblick sinnend an, dann faßte er ihre Hand und sagte mit einer Stimme, die vor Rührung bebte:

„Du sollst Fritz vergeben, wie seine Schwester Anna mir vergeben hat. Das ist die edelste Rache, und ich versichere dich, daß sie härter trifft als jede andere."

„Das Verzeihen ist so schwer," entgegnete Helene mit einem Seufzer, „aber allerdings, ich habe das beste Beispiel täglich vor Augen."

„In Anna."

„Und in Marie. Ich bewundere täglich, wie sie ihrer Mutter gegenüber alles Geschehene vergessen zu haben scheint, und mit welchem Tacte sie vermeidet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie zwingt mich fast, noch immer die Erste im Hause zu sein, und vermeidet Alles, was mich verletzen könnte, mit einem Zartgefühl, mit einer feinen Rücksicht und doch scheinbar so ganz absichtslos, daß ich in der That nicht genug Achtung und Liebe für sie empfinden kann. Sie war die Einzige, welche durch die Anordnungen meiner Mutter gelitten hat, und gerade sie scheint darüber am mildesten zu urtheilen."

„Und solch' eine Rache trifft tiefer," entgegnete Moritz, „als wenn die Gekränkte ihre Rechte geltend machen wollte." Es schien, als ob er diese Worte mit der besonderen Bedeutung, die sie für sein Verhalten gegen Anna hatten, gesagt habe. Er setzte noch hinzu: „Nimm dir ein Beispiel daran, Helene, und glaube mir, daß die Auflösung eurer Verlobung für Fritz schwieriger zu verwinden ist als für dich."

* *
*

„Ende des dritten und letzten Theiles. Nach genauer Correctur abzudrucken. R. S.," schrieb der Gymnasiallehrer und trocknete sich die Stirn ab, weniger deshalb, weil die letzte Revision ihm so viel

Mühe gemacht hatte, sondern mehr in dem Bewußtsein, daß seine jahrelange Arbeit vollendet sei.

„Nun ist dein Name gesichert," sagte Frieda, als er sie die Worte lesen ließ.

Der Gymnasiallehrer zuckte die Achseln.

„Und nun bezahlt auch der Verleger, nicht wahr?" fragte sie weiter.

„Still, liebes Kind; man sollte denken, daß ich des Geldes wegen gearbeitet habe. Ich habe Vieles für Geld geschrieben, das weißt du, aber dieses Buch habe ich aus Liebe für die Wissenschaft verfaßt, und wenn irgend ein persönliches Interesse mitgewirkt hat, so war es der Ehrgeiz."

„Ehrgeiz?" wiederholte sie, „ich wußte gar nicht, Robert, daß du ehrgeizig bist. Ich glaube es auch nicht, denn sonst würdest du dich viel mehr vorgedrängt haben, wo du gegen deinen Vortheil im Hintergrunde bliebst."

„Beste Frieda, das ist nun wieder einmal eine kleine Begriffsverwechselung von dir. Ehre ist ganz etwas Anderes als Anerkennung. Letztere ist gar häufig die Frucht der Protection oder der Schmeichelei, sie hat nur für denjenigen Werth, der sie empfängt; aber Ehre, Frieda, ist die dauernde Gedenksäule, auf welche noch die Nachwelt deuten wird, zur Bestätigung, daß das wahrhaft Gute auch durch diejenigen anerkannt wird,

denen die Person selbst, die es wirkte, gleichgültig ist. Ehre ist die Huldigung für den Geist, Anerkennung die Huldigung für die Person."

„Ja, weißt du, Robert, ich kann deinen Gedanken nicht recht folgen, aber wenn das Buch in der Welt ist und ich lese und höre recht viel Gutes davon, so stelle ich das über die Ehre, welche die Nachwelt erweist."

„Ich nicht, denn diese Nachwelt ist die Welt meiner Kinder, und wenn ich ihnen kein Vermögen hinterlassen kann, so werden sie doch einen Namen zum Erbtheil haben. Aber komm, Weibchen, ich beschäftige mich viel zu viel mit mir selbst — es ist freilich auch der letzte Bogen des letzten Theiles."

„Wenn der Verleger nur recht bald bezahlt," wiederholte Frieda, „denn wahrhaftig, Anna hat es recht nöthig und für den Augenblick wird ihr mehr an einem Sommerkleide gelegen sein als an einem berühmten Namen."

„O, du materielle Frieda, was haben denn überhaupt die Mädchen von meinem Namen!"

„Um so mehr Anspruch hat Anna jetzt an eine Sommer-Toilette. Und doch," setzte die sorgsame Mutter mit einem Lächeln hinzu, „wer weiß, ob sie den Namen Stalker nicht behalten wird."

„Bist du schon wieder bei deinen Heirathsplänen?

Frieda, Frieda, ich habe dich so oft davor gewarnt!"

„Aber, Robert, du verstehst mich falsch. Wann behält denn ein Mädchen seinen Namen?"

„Du hast Recht, Schatz, du hast Recht. Ich dachte, daß du schon wieder Pläne schmiedetest, und ich meinte, die Lection, die dir die Geschichte mit Melchior und Frau Melersheim gegeben habe, sei lehrreich genug gewesen."

„Und dennoch, Robert —"

„Was denn, Frieda?"

„Ich wage es kaum zu sagen, aber meinst du nicht, daß Melchior —"

„Nun, so sprich doch, was meinst du?" sagte der Gymnasiallehrer etwas verdrießlich.

„Nun mit Helene."

„Aber Frieda?"

„Nein wirklich, Robert. Als sie gestern Abend mit Moritz und Anna ausgegangen waren, habe ich etwas bei dem Major bemerkt, und er sagte mir so herzlich gute Nacht."

„Aber thut er das nicht immer?"

„Wir werden ja sehen, Robert. Jedenfalls würde es mich für Helene freuen; Melchior ist der Mann, der für sie paßt, und seit er Major geworden ist, sieht

er noch stattlicher aus. Mit Frau Melersheim nimmt es doch kein gutes Ende.“

„Das fürchte ich auch. Als sie das letzte Mal bei uns war, sah sie gar zu elend aus.“

„Sie kann die Veränderung nicht vertragen,“ meinte Frau Frieda; „aus ihrem früheren Wohlleben so plötzlich auf das stille Dorf versetzt, ohne gesellige Unterhaltung und den Wurm des Vorwurfs im Herzen. Ja, Robert, Hochmuth kommt vor dem Fall.“

„Richte nicht, Frieda; Frau Melersheim ist unglücklich genug und zwar durch die Schuld meines Bruders. Gott sei Dank, daß Moritz durch seine Erlebnisse und Erfahrungen sich hat belehren lassen und ein anderer Mensch geworden ist.“

„Nun könnte unsere Anna doch noch recht glücklich mit ihm werden, was meinst du?“ fügte Frau Stalker hinzu.

„Die Frauen! Die Frauen!“ entgegnete der Lehrer, aber doch nicht so ernsthaft als vorhin, denn wenn er es auch vor Frieda nicht eingestehen wollte, so war es doch ebenso sein Wunsch, wie der ihrige, daß die alte Beziehung zwischen ihrem Neffen und ihrer Tochter wieder angeknüpft werde. Aber er sprach seine Gedanken nicht aus; er nahm nur seine Brille ab, wischte die Gläser mit dem Taschentuche ab, wie er immer that, wenn er über eine verwickelte Frage

nachdachte, und sagte dann mit einem Seufzer: „Es gab eine Zeit, Frieda, da war ich eifersüchtig auf die Vorzüge meines Bruders Peter — nun bin ich es nicht mehr. Und was auch meine Hinterlassenschaft für meine Kinder sein möge, etwas Derartiges wird sie nicht sein."

„Dafür danke ich Gott, Robert."

„Und meinem Weibchen. Aber die Correctur muß fort," sagte der Gymnasiallehrer, indem er auf seine Uhr sah. „Ist Hans nicht zu Hause?"

„Das wird er sein," entgegnete Frieda, denn es wurde gerade leise geklingelt, so leise, als ob derjenige, der sich anmeldete, hoffte, daß man ihn das erste Mal nicht hören werde. Das war nun allerdings nicht die Manier des eifrigen Hans, der niemals nach Hause kam, ohne das Bewußtsein der entsetzlichen Menge Arbeiten, die ihn erwartete, und der stets in Uebereinstimmung mit diesem Bewußtsein klingelte.

Es waren Moritz, Anna und Helene, welche von einem Spaziergange zurückkehrten.

„Gieb mir die Correctur, ich werde sie besorgen," sagte Moritz, als er hörte, daß man auf Hans warte.

„Ja, aber —"

„Es ist die letzte Revision des allerletzten Bogens," sagte Frau Stalker mit einem wichtigen Gesichte.

„Dann wage ich ihn gar nicht allein fortzutragen; du gehst wohl mit, Anna?" meinte Moritz.

Anna sagte etwas von „Mutter“ und „haben wollen“, aber sie hatte sich bereits umgewendet, um mit Moritz zu gehen, und jedenfalls war es nur dem kleinen Schleier zuzuschreiben, den sie trug, daß Frau Stalker ein Zittern in ihrer Stimme bemerkt hatte.

* *
*

Wir haben zwar Moritz Stalker die Gabe der Weissagung nicht zuerkannt, trotzdem bewahrheitete sich seine Vorhersagung in Bezug auf Fritz. Ein Jahr später finden wir den Pastor Fritz Stalker einsam in seiner Amtswohnung in dem einzigen Zimmer, welches die Spuren des Bewohntseins trägt, also selbstverständlich bei der Amtswohnung eines unverheiratheten Dorfgeistlichen, in dessen Studirzimmer. Neben ihm steht eine lange, magere, ältliche Person, die Tochter eines Kirchenvorstandes und Haushälterin des Pastors.

„Aber ich befehle es Ihnen,“ sagte Stalker sehr ernsthaft.

„Ich muß Gott mehr gehorsam sein als den Menschen,“ antwortete die Haushälterin. „Ich werde gleich nach dem Gottesdienst die Kirche verlassen, aber zu Hause bleiben kann ich nicht, und wenn der Herr Pastor am Tage des Herrn Festlichkeiten ausrichten will, so habe ich damit nichts zu thun.“

„Genug, Minna, ich werde klingeln, wenn ich Ihrer bedarf.“

Die Haushälterin entfernte sich und murmelte etwas über Heiden und Sabbathschänder vor sich hin.

Diese kleine Scene bewies schon, daß Fritz Stalker in seiner eigenen Wohnung unter der Herrschaft einer Person stand, die viel orthodoxer dachte als er selbst. Wenn er sie wegschickte, stieß er gleichsam der ganzen Gemeinde vor den Kopf, und er mußte sich daher auch diesmal wieder fügen und an seinen Vater, den Gymnasiallehrer, schreiben, daß es ihm sehr angenehm sein würde, die Familie bei Gelegenheit der Verlobung von Moritz und Anna bei sich zu sehen, aber daß der Sonntag ihm dafür zu heilig sei. Unglücklicherweise war der Sonntag gerade der einzige Tag, an welchem der alte Stalker von Hause fort konnte, und somit war das kleine Familienfest vorläufig vereitelt. Das fühlte Fritz selbst, und während er den Brief schloß, seufzte er mit Bitterkeit vor sich hin: „Warum bin ich von einem solchen Wesen abhängig!" Während Helenens Bild vor seinem Geiste aufstieg, fügte er hinzu: „Es ist meine eigene Schuld; ich hätte glücklich sein können."

An diesem Sonntag predigte er strenger als je. Das Evangelium, das aufwecken und ermuthigen soll, wurde in seinem Munde zu einem eisernen mitleidslosen Gesetz, und die Gemeinde that recht daran, daß sie sich zu den Auserkorenen zählte, da dies das einzige Mittel war, um sich vor der Verdammung zu schützen,

einem Gesetze gegenüber, dem man vergeblich nachzuleben versucht hätte. Auf diese Weise fand man die Predigt vortrefflich — sie wendete sich ja nur an die Gottlosen.

Namentlich war Fräulein Sinnheim entzückt darüber, und mit Thränen in den Augen dankte sie Fritz und pries sich selbst glücklich wegen dieses Gewinnes für die gute Sache. Ihr Schützling hatte das beste Theil erkoren. Und als sie nun gar bemerkte, wie sehr der Sonntag bei ihm in Ehren gehalten wurde, daß selbst das Mittagessen aus der Reihe der täglichen Ereignisse weggefallen war, da stand bei Fräulein Sinnheim die Ueberzeugung fest, ihre Dazwischenkunft habe einen großen Sieg erwirkt. Sie wollte denselben aber auch nicht ungenützt lassen: Fritz Stalker durfte für seine Zukunft unbesorgt sein.

Aber Fritz dachte an die Seinigen; an Helene, an Moritz, und er wußte kaum eine Antwort zu geben, als Fräulein Sinnheim und die Haushälterin, die von seiner Predigt hingerissen waren, ihm eine Frage in Bezug auf eine der unergründlichen Wahrheiten zur Aufklärung vorlegten.

* *
*

Der Gymnasiallehrer Stalker stand am Fenster seines Studirzimmers und war so sorgfältig gekleidet,

als ob Anna und Marie und Luise und Septima der Mutter behülflich gewesen wären, den Vater für diesen Tag einmal recht zu putzen. Sie würden dies nun auch schon besser gekonnt haben, wie damals, als wir der Jüngsten zum ersten Mal auf des Vaters Knie begegneten. Fünf Jahre sind seit dieser Zeit verstrichen. Luise und Septima sind bereits halbe Damen, Marie besorgt die Haushaltung, und Anna — Anna wohnt schon lange nicht mehr in der gemüthlichen elterlichen Wohnung, sondern in einem der modernsten Häuser der Stadt, an dessen Thürpfosten man die Worte liest: Moritz Stalker, Advocat. Auch sie ist in diesem Augenblicke in festlicher Kleidung und bereit, nach der Kirche des Dorfes bei Grünstein zu fahren, woselbst der Pastor Salbenholz die Ehe ihres Bruders Fritz mit dessen Braut Marie Melersheim einsegnen wird.

Auf Fräulein Sinnheim's ausdrückliches Verlangen mußte die Hochzeit ihres Schützlings daselbst stattfinden, nicht nur, weil Pastor Salbenholz noch immer eine große Anhänglichkeit an seinen früheren Standort hatte, sondern, weil die Familie des Bräutigams sowohl als die der Braut, den Verhältnissen entsprechend, die Festlichkeit am liebsten außerhalb Friedensdamm begehen wollten. Pastor Salbenholz berührte in seiner Rede manche Einzelheiten aus dem Leben des Brautpaars und verweilte ganz besonders

bei dem Umstande, daß der Bräutigam die kostbare Seele der Braut gleichsam durch ein Wunder aus der Dunkelheit des Unglaubens zum Lichte des wahren Glaubens errettet habe. Helene, welche seit dem Tode der Frau Melersheim bei Stalkers wohnte, wo sie das Zimmer der Söhne bezogen hatte — denn Hans war gegenwärtig auf der Universität — hatte lange gezögert, ob sie der Trauung beiwohnen solle. Endlich hatte ihre Freundschaft zu Marie den Sieg davongetragen. Sie war erschienen und hatte sich dem Verwandtenkreise beigesellt. Zuweilen beantwortete sie, obschon fast unmerklich, die Winke des Majors Melchior, dem die Einsegnung viel zu lange währte und der den Augenblick kaum erwarten konnte, bis die Ceremonie vorüber war und er Gelegenheit fand, sich mit der reizenden Helene zu unterhalten, von welcher Alle bereits wußten, daß sie die Bewerbungen des immer noch schmucken Offiziers nicht zurückwies.

Nach der kirchlichen Feierlichkeit fuhr die ganze Gesellschaft nach Grünstein, wo ein einfaches Mahl im Sinne der Besitzerin das Ganze beschloß. Frieda war mit der Stille, die dabei herrschte, nicht recht einverstanden, während Stalker sich gar nicht darum bekümmerte. Er dachte an die Kluft, welche zwischen ihm und seinem Sohne bestand. Letzterer gereichte ihm zwar nicht zur Unehre; im Gegentheil, Jeder rühmte

ihn und pries den Vater glücklich, und Viele beneideten diesen, aber der Gymnasiallehrer hoffte noch immer, daß sein alter Freund, die Zeit, die Spaltung zwischen Vater und Sohn ausgleichen werde.

Und die Familie Maibusch?

Der alte Herr Jakob Maibusch lebt noch, und sein Zorn gegen Dina, die ihr schläfriges Dasein unverändert fortsetzt, hatte sich damals mit der Rückkehr seines Sohnes wieder gelegt. Vielleicht erfahren wir später noch einmal, ob es ihm gelungen ist, die hochfliegenden Pläne, welche er in Bezug auf seinen einzigen Sprößling Anton hegte, zur Ausführung zu bringen.